

Der totale Rausch

Drogen im Dritten Reich



Norman Ohler

Mit einem Nachwort von Hans Mommsen

Kiepenheuer
& Witsch

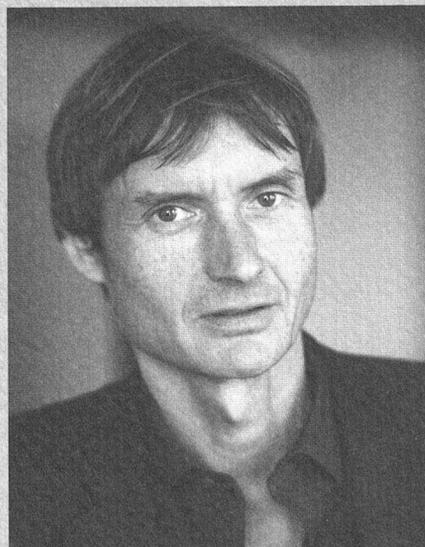
**Drogen im Dritten Reich –
»Dieses Buch ändert das Gesamtbild«**

Hans Mommsen

Packend wie ein Thriller, wissenschaftlich akkurat
recherchiert und grandios erzählt – die erste umfassende
Untersuchung der Drogenrealität im Dritten Reich.
Ein augenöffnendes Buch, das von den Anfängen 1933 bis
zum Untergang 1945 die Geschehnisse im Nazi-Staat
und auf den Schlachtfeldern Europas unter einem neuen,
erhellenden Blickwinkel schildert.

Über Drogen im Dritten Reich ist bislang wenig bekannt. Norman Ohler geht den Tätern von damals buchstäblich unter die Haut und schaut direkt in ihre Blutbahnen hinein. Arisch rein ging es darin nicht zu, sondern chemisch deutsch – und ziemlich toxisch. Wo die Ideologie für Fanatismus und »Endsieg« nicht mehr ausreichte, wurde hemmungslos nachgeholfen, während man offiziell eine strikte Politik der »Rauschgiftbekämpfung« betrieb.

Als Deutschland 1940 Frankreich überfiel, standen die Soldaten der Wehrmacht unter 35 Millionen Dosierungen Pervitin. Das Präparat – dessen Wirkstoff das heutige Crystal Meth bestimmt – war damals in jeder Apotheke erhältlich, machte den Blitzkrieg erst möglich und wurde zur Volksdroge im NS-Staat. Auch der vermeintliche Abstinenzler Hitler griff gerne zur pharmakologischen Stimulanz: Als er im Winter 1944 seine letzte Offensive befahl, war er längst süchtig nach Eukodal, einem Opioid stärker als Heroin. Schier pausenlos erhielt er von seinem Leibarzt Theo Morell verschiedenste Dopingmittel, dubiose Hormonpräparate und auch harte Drogen gespritzt. Nur so konnte der Diktator seinen Wahn bis zum Schluss aufrechterhalten. Ohler hat bislang gesperrte Materialien ausgewertet, mit Zeitzeugen, Militärhistorikern und Medizinerinnen gesprochen. Entstanden ist ein erschütterndes, faktenreiches Buch. »Der totale Rausch« wurde von dem bedeutenden Historiker Hans Mommsen begleitet, der das Nachwort beisteuert. Sein Fazit: »Dieses Buch ändert das Gesamtbild.«



Norman Ohler,

geboren 1970, freier Schriftsteller seit 1993, besuchte die Hamburger Journalistenschule und studierte Kulturwissenschaften und Philosophie. Sein Debüt »Die Quotenmaschine« erschien 1995 als weltweit erster Roman im Netz. Weitere Romane sind die von den Feuilletons gefeierten »Mitte« und »Stadt des Goldes«. Ohler war Stadtschreiber von Ramallah, ist Autor von Filmdrehbüchern (u. a. mit Wim Wenders und Dennis Hopper) und wurde mit zahlreichen Preisen und Stipendien ausgezeichnet. Für »Der totale Rausch«, sein erstes Sachbuch, recherchierte er fünf Jahre lang in Archiven in Deutschland und den USA und wertete zahlreiche Originalmaterialien aus, die der Forschung entgangen waren.

www.normanohler.com

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln
Umschlagmotiv: © Douglas Gordon
Autorenfoto: © Joachim Gern

Auch als
Book

www.kiwi-verlag.de



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2015

© 2015. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © Douglas Gordon

Autorenfoto: © Joachim Gern

Gesetzt aus der Perpetua und der DIN Engelschrift

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04733-2

INHALT

- 11 Packungsbeilage statt Vorwort
- 15 **TEIL I**
VOLKSDROGE METHAMPHETAMIN (1933–1938)
- 18 Breaking Bad: die Drogenküche der Reichshauptstadt
22 Vorspiel im 19. Jahrhundert: die Urdroge
26 Deutschland, Land der Drogen
28 Die chemischen Zwanziger
32 Machtwechsel heißt Substanzenwechsel
37 Antidrogenpolitik als antisemitische Politik
40 Der Promiarzt vom Kurfürstendamm
45 Spritzencocktail für Patient A
48 Der Volkskörper auf Volksdroge
- 63 **TEIL II**
SIEG HIGH – BLITZKRIEG IST
METHAMPHETAMINKRIEG (1939–1941)
- 67 Beweisaufnahme: Bundesarchiv-Militärarchiv, Freiburg
68 Das deutsche Heer entdeckt eine deutsche Droge
71 Vom Graubrot zum Hirnfood
77 Roboter
81 Burn-out

- 93 **Moderne Zeiten**
- 96 Zeit ist Krieg
- 99 »Klotzen, nicht kleckern«
- 103 Zeit ist Meth
- 106 Der Crystal-Fuchs
- 108 Doch Hitler begreift den Blitzkrieg nicht
- 112 Der Halt-Befehl von Dünkirchen –
pharmakologische Interpretation
- 117 Der Dealer der Wehrmacht
- 124 Krieg und Vitamine
- 127 Flying high
- 135 Ein gefundenes Fressen für das Ausland
-
- 141 **TEIL III**
- HIGH HITLER – PATIENT A UND SEIN LEIBARZT (1941–1944)**
- 146 Ortstermin: National Archives, Washington, D. C.
- 150 Die Bunkermentalität
- 161 Ostrausch
- 163 Ein ehemaliger Sanitätsoffizier erzählt
- 166 Planet Werwolf
- 174 Schlachthof Ukraine
- 183 »X« und der totale Realitätsverlust
- 190 Eukodal nehmen
- 196 Drogenumschlagplatz Geheimdienst
- 198 Patient B
- 207 Das Attentat und seine pharmakologischen Folgen
- 212 Endlich Kokain!
- 218 Speedball
- 222 Der Ärztekrieg
- 232 Die Selbstauslöschung
- 234 Der Superbunker

240 Der Reißverschluss

244 Die Schuldfrage

249 **TEIL IV**

SPÄTE EXZESSE – BLUT UND DROGEN (1944–1945)

253 Ortstermin: Sanitätsakademie der Bundeswehr, München

256 Die Suche nach der Wunderdroge

265 Dienstreise nach Sachsenhausen

268 Die Pillenpatrouille

273 Der ganz reale Untergang

277 Gehirnwäsche

280 Drogendämmerung

285 Last Exit Führerbunker

293 Die Entlassung

294 Das finale Gift

296 Morells Implosion

300 Der tausendjährige Rausch

303 Dank

305 Nachwort von Hans Mommsen: »Nationalsozialismus und der Verlust der politischen Realität«

307 **ANHANG**

309 Anmerkungen

341 Bibliografie

354 Bildnachweis

355 Personen-, Sach- und Ortsregister

«Ein politisches System, das dem Untergang geweiht ist,
tut instinktiv vieles, was diesen Untergang beschleunigt.»

Jean-Paul Sartre

PACKUNGSBEILAGE

STATT VORWORT

Gestossen bin ich auf den Stoff in Koblenz, und zwar in der nüchternen Umgebung des Bundesarchivs, eines Waschbetonbaus aus den Achtzigern. Der Nachlass von Theo Morell, des Leibarztes von Hitler, liess mich nicht mehr los. Immer wieder durchblätterte ich Morells Tageskalendar: kryptische Eintragungen, die sich auf einen «Patienten A» bezogen. Per Lupe versuchte ich, die kaum leserliche Handschrift zu entziffern. Die Seiten waren vollgekritzelt, häufig las ich Einträge wie «Inj. w. i.» oder einfach nur «x». Ganz allmählich klarte das Bild auf: tägliche Injektionen, merkwürdige Substanzen, steigende Dosierungen.

Zum Krankheitsbild

Sämtliche Aspekte des Nationalsozialismus sind ausgeleuchtet. Unser Geschichtsunterricht lässt keine Lücken, unsere Medienwelt keine weissen Flecken. Bis in den letzten Winkel ist das Thema bearbeitet, von allen Ecken und Enden her. Die deutsche Wehrmacht ist die am besten untersuchte Armee aller Zeiten. Es gibt wirklich nichts, was wir über diese Zeit nicht zu wissen glauben. Das Dritte Reich wirkt hermetisch. Jeder Versuch, etwas Neues darüber zutage zu bringen, hat etwas Bemühtes, beinahe Lächerliches. Und doch begreifen wir nicht alles.

Zur Diagnose

Über Drogen im Dritten Reich ist in der Öffentlichkeit, aber auch bei Historikern erstaunlich wenig bekannt. Es gibt wissenschaftliche und journalistische Teilbearbeitungen, aber bislang keine Gesamtschau.¹ Eine umfassende und faktengenaue Darstellung, wie Rauschmittel die Geschehnisse im NS-Staat und auf den Schlachtfeldern des Zweiten Weltkrieges geprägt haben, fehlte. Doch wer die Rolle der Drogen im Dritten Reich nicht versteht, die Bewusstseinszustände nicht auch in dieser Hinsicht untersucht, verpasst etwas.

Dass der Einfluss bewusstseinsverändernder Mittel auf das dunkelste Kapitel deutscher Geschichte bislang zu wenig beachtet wurde, liegt am nationalsozialistischen Konzept der «Rauschgiftbekämpfung» selbst, das staatliche Kontrolle über die Substanzen etablierte und die Drogen im Allgemeinen tabuisierte. Sie haben sich folglich aus dem nüchternen Gesichtsfeld der Wissenschaften – umfassende Studien werden an Universitäten bis heute nicht durchgeführt –, des Wirtschaftslebens und des öffentlichen Bewusstseins sowie aus der Geschichtsbetrachtung verabschiedet und in eine Schmutzdecke der Schattenwirtschaft, Panscherei, Kriminalität und des laienhaften Halbwissens verdrückt.

Doch wir können Abhilfe schaffen und eine Interpretation der tatsächlichen Vorkommnisse versuchen, die sich mit der Aufhellung struktureller Bezüge befasst, dem Handwerklichen verpflichtet ist und statt steiler Thesen (die der historischen Realität und ihrer ernüchternden Grausamkeit Unrecht täten) einer detaillierten Erforschung der historischen Fakten dient.²

Potenz des Inhalts

Der totale Rausch geht den blutsvernarrten Massenmördern und ihrem folgsamen, von jedem Rassen- und sonstigen Gift zu reinigenden Volk unter die Haut und schaut direkt in die Arterien und Venen hinein. Arisch rein ging es darin nicht zu, eher chemisch deutsch – und ziemlich toxisch. Denn wo die Ideologie nicht mehr ausreichte, wurde trotz aller Verbote hemmungslos mit pharmakologischen Mitteln nachgeholfen, an der Basis wie in der Spitze. Hitler führte auch in dieser Hinsicht – und selbst die Armee wurde in grossem Stile mit dem Aufputzmittel Methamphetamin (heute als «Crystal Meth» bekannt) für ihre Eroberungsfeldzüge versorgt. In ihrem Umgang mit den Drogen zeigen die Täter von damals eine Scheinheiligkeit, deren Enthüllung entscheidende Aspekte ihres Tuns neu beleuchtet. Eine Maske wird gelüftet, von der wir nicht einmal wussten, dass sie existierte.

Gefahren bei der Lektüre

Die Versuchung liegt immerhin nahe, dem Blick durch die Drogenbrille zu grosse Bedeutung zuzumessen und eine weitere Geschichtslegende zu konstruieren. Zu beachten gilt deshalb stets: Geschichtsschreibung ist niemals nur Wissenschaft, sondern immer auch Fiktion. Ein «Sachbuch» gibt es in dieser Disziplin streng genommen nicht, denn Fakten sind in ihrer Zuordnung Dichtung – oder zumindest den Deutungsmustern von externen kulturellen Einflüssen unterliegend. Sich bewusst zu machen, dass Historiografie im besten Falle Literatur ist, senkt die Täuschungsgefahr beim Lesen. Was hier präsentiert wird, ist eine unkonventionelle, verzerrte Perspektive, und die Hoffnung liegt darin, in der Verzerrung manches klarer zu erkennen. Die deutsche Geschichte wird

nicht um- oder gar neu geschrieben. Aber im besten Fall in Teilen präziser erzählt.

Nebenwirkungen

Dieses Präparat kann Nebenwirkungen verursachen, die aber nicht bei jedem auftreten müssen. Häufig bis sehr häufig: Erschütterungen von Weltbildern, dadurch Irritationen des Grosshirns, manchmal verbunden mit Übelkeit oder Bauchschmerzen. Diese Beschwerden sind meist leichter Natur und klingen oft während der Lektüre wieder ab. Gelegentlich: Überempfindlichkeitsreaktionen. Sehr selten: Schwere, anhaltende Störungen der Wahrnehmung. Als Gegenmassnahme muss die Lektüre in jedem Fall bis zum Ende durchgeführt werden, um das Genesungsziel der angst- und krampflösenden Wirkung zu erreichen.

Wie ist dieses Buch aufzubewahren?

Für Kinder unzugänglich. Das Verfallsdatum bestimmt sich nach dem aktuellen Forschungsstand.

TEIL I

VOLKSDROGE METHAMPHETAMIN
(1933-1938)

Der Nationalsozialismus war toxisch, im wahrsten Sinne des Wortes. Er hat der Welt ein chemisches Erbe bereitet, das uns heute noch betrifft: ein Gift, das nicht mehr so schnell verschwinden wird. Obwohl sich die Nazis als Saubermänner gaben, mit propagandistischem Pomp und drakonischen Strafen eine ideologisch unterfütterte strikte Antidrogenpolitik umsetzten, wurde unter Hitler eine besonders potente, besonders süchtig machende, besonders perfide Substanz zum populären Produkt. Ganz legal machte dieser Stoff als Pille unter dem Markennamen *Pervitin* in den Dreissigerjahren überall im Deutschen Reich und später auch in den besetzten Ländern Europas Karriere und wurde zur akzeptierten, in jeder Apotheke erhältlichen «Volksdroge», die erst 1939 unter Rezeptpflicht gestellt und 1941 schliesslich den Bestimmungen des Reichsopiumgesetzes unterworfen wurde.

Sein Inhaltsstoff, das Methamphetamin, ist heute weltweit illegal beziehungsweise streng reglementiert³, gilt aber mit annähernd einhundert Millionen Konsumenten als eines der beliebtesten Gifte der Gegenwart, Tendenz steigend. Es wird in versteckten Labors vielfach von chemischen Laien meist verunreinigt hergestellt und von den Medien als «Crystal Meth» bezeichnet. Die kristalline Form der sogenannten Horrodroge erfreut sich – in häufig hohen Dosierungen bei meist nasaler Aufnahme – ungeahnter Popularität, gerade auch in Deutschland, wo es immer mehr Erstkonsumenten gibt. Das Aufputzmittel mit dem

gefährlich starken Kick findet Verwendung als Partydroge, zur Leistungssteigerung am Arbeitsplatz, in den Büros und Parlamenten, an den Universitäten. Es vertreibt Schlaf und Hunger, verspricht Euphorie, doch ist es, zumal in seiner heutigen Darreichungsform*, eine gesundheitsschädliche, den Menschen potenziell zerstörende Droge, die rasch süchtig machen kann. Kaum jemand kennt ihren Aufstieg im Dritten Reich.

BREAKING BAD: DIE DROGENKÜCHE DER REICHSHAUPTSTADT

Spurensuche im 21. Jahrhundert. Unter einem wie leer gefegten Sommerhimmel, der sich von Industrieanlagen zu geklont wirkenden Neubauhäuserreihen zieht, fahre ich mit der S-Bahn in Richtung Südosten, an den Rand von Berlin. Um die Überreste der Temmler-Werke aufzusuchen, den einstmaligen Hersteller des Pervitin, muss ich in Adlershof aussteigen, das sich heutzutage «Deutschlands modernster Technologiepark» nennt. Ich halte mich an diesem Campus abseits und schlage mich durch urbanes Niemandsland, an zerfallenen Fabrikgebäuden vorbei, durchquere eine Odnis aus bröckelndem Backstein und rostigem Stahl.

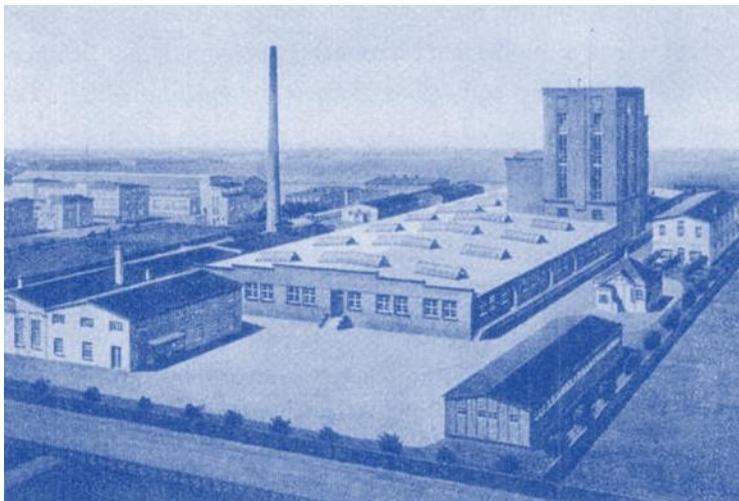
Die Temmler-Werke siedelten sich 1933 hier an. Ein Jahr später, als Albert Mendel, jüdischer Miteigentümer der Chemischen Fabrik Tempelhof, enteignet wurde, übernahm Temmler dessen Anteil und expandierte rasch. Es waren gute Zeiten für die deutsche chemische Industrie, zumindest, wenn sie rein arisch war, und ganz besonders boomte die pharmazeutische Entwicklung.

* Metharnphetamin ist als psychoaktives Molekül in seiner Reinform weniger gesundheitsschädlich als die in Schwarzlabors oft laienhaft hergestellten Crystal-Meth-Chargen, denen Gifte wie Benzin, Batteriesäure oder Frostschutzmittel zugesetzt werden.

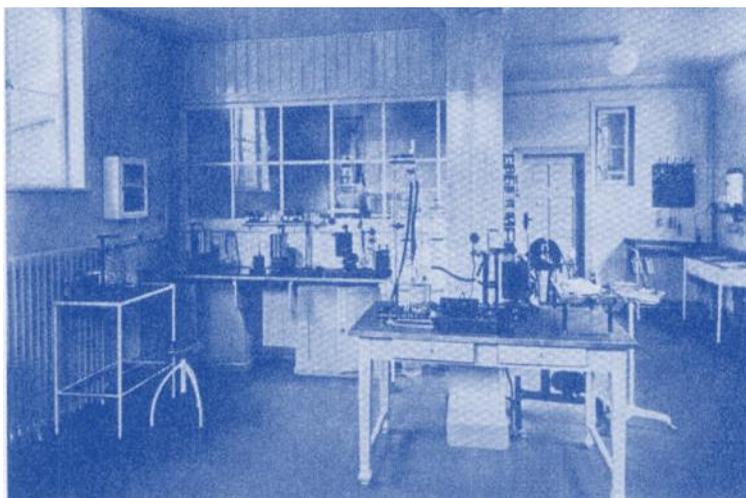
Unermüdlich wurde nach neuen bahnbrechenden Stoffen geforscht, die dem modernen Menschen Linderung seiner Schmerzen und Ablenkung von seinen Sorgen verschaffen sollten. Viel probierte man aus in den Labors und stellte pharmakologische Weichen, die unsere Wege bis heute prägen.

Mittlerweile ist die ehemalige Arzneimittelfabrik Temmler in Berlin-Johannisthal eine Ruine. Nichts erinnert an die prosperierende Vergangenheit, als hier Millionen von Pervitinpillen pro Woche gepresst wurden. Das Firmengelände ist unbenützt, eine tote Liegenschaft. Ich überquere einen verödeten Parkplatz, muss durch ein wild gewuchertes Wäldchen hindurch und über eine Mauer hinweg, auf der noch immer Glasscherben zur Abwehr von Eindringlingen kleben. Zwischen Farnen und Schösslingen steht das alte, aus Holz errichtete «Hexenhäuschen» von Gründer Theodor Temmler, die einstige Keimzelle der Firma. Hinter dichtem Erlengesträuch ragt ein Backsteinbau auf, ebenfalls komplett verlassen. Ein Fenster ist so zerbrochen, dass ich hindurchsteigen kann. Im Innern geht es einen langen, dunklen Gang entlang. Muff und Moder dringen aus Wänden und Decken. Am Ende eine Tür, die halb offen steht. Ihr hellgrüner Anstrich platzt überall ab. Dahinter scheint von rechts Tageslicht durch zwei bleigefasste zerborstene Industriefenster herein. Draussen ist alles überwuchert – hier drinnen Leere. Ein altes Vogelnest liegt in der Ecke. Bis zur hohen Decke mit ihren kreisrunden Abzugslöchern sind weisse, teils abgeschlagene Kacheln gezogen.

Dies ist das ehemalige Labor von Dr. Fritz Hauschild, von 1937 bis 1941 Chef der Pharmakologie bei Temmler, der auf der Suche nach einer neuen Art von Arznei war, einem «leistungssteigernden Mittel». Dies ist die frühere Drogenküche des Dritten Reichs. Hier köchelten die Chemiker mit Porzellantieglern, Kondensatoren mit durchlaufenden Röhren und Glaskühlern ihren lupenreinen Stoff. Hier klapperten die



Die Templer-Werke in Berlin-Johannisthal, damals ...





... und heute



Deckel der bauchigen Siedekolben und entliessen mit zischendem Geräusch gelbroten heissen Dampf, während Emulsionen knackten und weiss behandschuhte Finger am Perkulator Einstellungen vornahmen. Methamphetamin entstand – und zwar in einer Qualität, die selbst der fiktionale Drogenkoch Walter White in der US-amerikanischen TV-Serie *Breaking Bad*, die Crystal Meth zum Symbol unserer Zeit stilisiert hat, in seinen besten Stunden nicht erreicht.

Wörtlich übersetzt bedeutet *breaking bad* so viel wie *plötzlich sein Verhalten ändern und etwas Schlechtes tun*. Vielleicht auch keine falsche Überschrift für die Jahre 1933 bis 1945.

VORSPIEL IM 19. JAHRHUNDERT: DIE URDRUGE

«Freiwillige Abhängigkeit ist der schönste Zustand.»

Johann Wolfgang von Goethe

Um die historische Relevanz dieser und anderer Drogen für die Geschehnisse im NS-Staat verstehen zu können, müssen wir zurückgehen. Die Entwicklungsgeschichte der modernen Gesellschaften ist an die Entstehungs- und Verteilungsgeschichte der Rauschmittel ebenso gekoppelt wie die Ökonomie an den Fortschritt der Technik. Ein Anfangspunkt: Im Jahre 1805 schrieb Goethe im klassizistischen Weimar seinen *Faust* und brachte mit dichterischen Mitteln eine seiner Thesen auf den Punkt, nach der die Genese des Menschen selbst drogeninduziert ist: Ich verändere mein Gehirn, also bin ich. Zur gleichen Zeit unternahm im weniger glamourösen westfälischen Paderborn der Apothekergehilfe Friedrich Wilhelm Sertürner Versuche mit dem Schlafmohn, dessen verdickter Saft, das Opium, die Schmerzen betäubt wie kein anderer Stoff. Goethe wollte auf poetisch-dramatischem Wege erkunden, was die Welt im Innersten zusammenhält – Sertürner hingegen ein

handfestes jahrtausendealtes Problem lösen, das die Spezies mindestens ebenso tangierte.

Die konkrete Herausforderung für den einundzwanzig Jahre jungen, genialischen Chemiker: Je nach Wuchsbedingungen ist der Wirkstoff in der Mohnpflanze in sehr unterschiedlicher Konzentration vorhanden. Mal lindert ihr bitterer Saft die Pein nicht stark genug, mal kommt es zu ungewollter Überdosierung und Vergiftung. Ganz auf sich gestellt, ebenso wie der das opiumhaltige Laudanum konsumierende Goethe in seiner Dichterstube, machte Sertürner eine sensationelle Entdeckung: Es gelang ihm, das Morphin zu isolieren, jenes entscheidende Alkaloid des Opiums, eine Art pharmakologischen Mephisto, der Schmerz zu Wohlgefallen verzaubert. Es war ein Wendepunkt in der Geschichte nicht nur der Pharmazie, sondern eines der wichtigsten Ereignisse des beginnenden 19. Jahrhunderts, der Menschheitsgeschichte überhaupt. Der Schmerz, dieser unheimliche Begleiter, konnte nun präzise dosiert besänftigt, ja beseitigt werden. Apotheken überall in Europa, in denen bislang die Pharmazeuten nach bestem Wissen und Gewissen ihre Pillen aus den Zutaten des eigenen Gewürzgärtleins oder den Lieferungen des Kräuterweibleins gedreht hatten, entwickelten sich binnen weniger Jahre zu veritablen Manufakturen, in denen sich pharmakologische Standards etablierten.* Im Morphin steckte nicht nur Linderung vor allem Unbill des Lebens, sondern auch das grosse Geschäft.

In Darmstadt tat sich der Besitzer der Engel-Apotheke, Emanuel Merck, als Pionier dieser Entwicklung hervor und postulierte 1827 als Unternehmensphilosophie, Alkaloide und andere Arzneistoffe in stets

* Vorläufer dieser Betriebe waren die christlichen Klöster, die bereits im Mittelalter Arzneimittel im Grossbetrieb herstellten und über ihre Einzugsbereiche hinaus exportierten. Auch in Venedig (wo 1647 das erste Kaffeehaus Europas eröffnete) hatte es seit dem 14. Jahrhundert eine Produktion chemischer und pharmazeutischer Präparate gegeben.

gleicher Qualität liefern zu wollen. Es war die Geburtsstunde nicht nur der noch heute prosperierenden Firma Merck, sondern der deutschen pharmazeutischen Industrie überhaupt. Als um 1850 die Injektions-spritze erfunden wurde, konnte den Siegeszug des Morphins nichts mehr aufhalten. Massenhaft verwendete man den Schmerzmittel im amerikanischen Bürgerkrieg 1861-65 ebenso wie im deutsch-französi-schen Krieg 1870/71. Dort ging bald gewohnheitsmässig die Morphi-um-Fixe um.⁴ Ihr Einfluss war entscheidend, im Guten wie im Schlech-ten. Zwar konnte die Pein selbst Schwer verletzter gebändigt werden – doch das machte Kriege im noch grösseren Stil erst möglich: Die Kämpfer, früher durch eine Verwundung meist langfristig untauglich gemacht, wurden nun rascher wieder aufgepäppelt und nach Möglich-keit erneut in die vordersten Reihen befördert.

Mit dem Morphin, auch Morphium genannt, erreichte die Entwick- lung der Schmerzbekämpfung und Betäubung einen entscheidenden Höhepunkt. Das betraf gleichermassen die Armee wie die zivile Gesell- schaft. Vom Arbeiter bis zum Adligen setzte das vermeintliche Allheil- mittel sich durch, überall auf der Welt, von Europa über Asien bis Ame- rika. In den *drugstores* zwischen Ost- und Westküste der USA wurden zu dieser Zeit vor allem zwei Wirkstoffe rezeptfrei angeboten: Mor- phinhaltige Säfte stellten ruhig, während kokainhaltige Mischgetränke (wie in den Anfängen der Mariani-Wein, ein Bordeaux mit Coca-Ex- trakt, oder auch die Coca-Cola*) gegen Stimmungsleiden und als he- donistische Euphorika sowie zur Lokalanästhesie Verwendung fanden. Doch das war erst der Anfang. Rasch wollte die entstehende Industrie

* Der amerikanische Apotheker Pemberton kombinierte um 1885 herum Kokain mit Koffein zu einem als Erfrischungs- wie bald auch Allheilmittel angebotenen Getränk namens Coca-Cola. Bis 1903 enthielt die Ur-Coke pro Liter angeblich bis zu 250 Milligramm Kokain.⁵

diversifizieren; neue Produkte mussten her. Am 10. August 1897 mischte Felix Hoffmann, ein Chemiker der Firma Bayer, aus einem Wirkstoff der Weidenrinde die Acetylsalicylsäure zusammen, die als Aspirin in den Handel kam und den Globus eroberte. Elf Tage später erfand derselbe Mann eine weitere Substanz, die ebenfalls weltberühmt werden sollte: Diacetylmorphin, ein Derivat des Morphins – die erste Designerdroge überhaupt. Unter dem Markennamen Heroin kam sie auf den Markt und trat ihren Siegeszug an. «Heroin ist ein schönes Geschäft», verkündeten die Direktoren von Bayer stolz und vermarkteten das Mittel gegen Kopfschmerzen, Unwohlsein und sogar als Hustensaft für Kinder. Selbst Säuglingen könne es bei Darmkoliken oder Schlafproblemen gegeben werden.⁶

Das Geschäft brummte nicht nur bei Bayer. Gleich mehrere moderne Pharmaziestandorte entwickelten sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts entlang des Rheins. Strukturell standen die Sterne günstig: Zwar gab es aufgrund der Kleinstaaterei im Deutschen Kaiserreich nur begrenzt Bankkapital und Risikobereitschaft für Grossinvestitionen, doch genau das brauchte die chemische Industrie gar nicht, da sie im Vergleich zur traditionellen Schwerindustrie verhältnismässig wenige Gerätschaften und Rohstoffe benötigte. Auch geringe Einsätze versprachen hohe Gewinnmargen. Es zählten vor allem Intuition und Sachverstand der Entwickler, und Deutschland, reich an Humankapital, konnte auf ein schier unerschöpfliches Potenzial an exzellent ausgebildeten Chemikern und Ingenieuren zurückgreifen, das sich aus dem damals noch besten Bildungssystem der Welt speiste. Das Netz aus Universitäten und technischen Hochschulen galt als vorbildlich: Wissenschaft und Wirtschaft arbeiteten Hand in Hand. Es wurde auf Hochtouren geforscht, eine Vielzahl an Patenten entwickelt. Deutschland wurde, gerade was die chemische Industrie anging, noch vor der Jahrhundert-

wende zur «Werkstatt der Welt» – und «Made in Germany» zum Gütesiegel, auch was Drogen betraf.

DEUTSCHLAND, LAND DER DROGEN

Das änderte sich nach dem Ersten Weltkrieg erst mal nicht. Konnten sich Frankreich und England natürliche Stimulanzien wie Kaffee, Tee, Vanille, Pfeffer und andere Naturheilmittel aus ihren Kolonien in Übersee beschaffen, mussten in Deutschland, das durch die Versailler Verträge seine (zumal vergleichsweise spärlichen) exterritorialen Besitztümer verlor, andere Wege gefunden, sprich künstlich produziert werden. Denn Anregungsmittel brauchte das Land: Das Kriegsdebakel hatte tiefe Wunden gerissen, mannigfaltige Schmerzen verursacht, körperliche wie psychische. In den Zwanzigerjahren gewannen Drogen für die niedergedrückte Bevölkerung zwischen Ostsee und Alpen kontinuierlich an Bedeutung. Und das Know-how für deren Produktion war vorhanden.

Die Weichen für eine moderne pharmazeutische Industrie waren also gestellt, und viele chemische Substanzen, die wir heute kennen, wurden in einer kurzen Zeitspanne entwickelt und zur Patentreife gebracht. Deutsche Firmen bauten sich die führende Position am Weltmarkt auf. Nicht nur produzierten sie die meisten Arzneien, auch lieferten sie den Löwenanteil der chemischen Grundstoffe für deren Herstellung überall auf der Welt. Eine New Economy entstand, ein Chemical Valley zwischen Oberursel und dem Odenwald. Zuvor unbekannte Klitschen prosperierten über Nacht, wurden zu einflussreichen Firmen. 1925 schlossen sich die grossen Chemiefabriken zur IG Farben zusammen, aus dem Stand einem der mächtigsten Konzerne weltweit, mit Sitz in Frankfurt am Main. Vor allem Opiate waren noch immer deutsche

Spezialität. 1926 stand das Land an der Spitze der Morphin produzierenden Staaten und war Exportweltmeister, was Heroin anging: 98 Prozent der Produktion gingen ins Ausland.⁷ Von 1925 bis 1930 wurden 91 Tonnen Morphin hergestellt, 40 Prozent der Weltproduktion.⁸ Nur unter Vorbehalt und dem Druck der Versailler Verträge unterzeichnete Deutschland 1925 das internationale Opiumabkommen des Völkerbundes, das den Verkehr regulierte. Erst 1929 kam es in Berlin zur Ratifikation. Die deutsche Alkaloidindustrie veredelte 1928 noch knapp 200 Tonnen Opium.⁹

Auch in einer anderen Stoffklasse führten die Deutschen: Die Firmen Merck, Boehringer und Knoll beherrschten 80 Prozent des Weltmarktes für Kokain. Vor allem Mercks Kokain aus Darmstadt galt auf dem gesamten Globus als Spitzenerzeugnis, sodass Produktpiraten in China die Etiketten millionenfach nachdruckten.¹⁰ Für Rohkokain fungierte Hamburg als europäischer Hauptumschlagplatz: Jedes Jahr wurden Tausende von Kilogramm legal über den Hafen importiert. So verbrachte zum Beispiel Peru seine gesamte Jahresproduktion an Rohkokain, jeweils über fünf Tonnen, beinahe ausschliesslich nach Deutschland zur Weiterverarbeitung. Die einflussreiche Interessenvertretung «Fachgruppe Opium und Kokain», in der sich die deutschen Drogenhersteller zusammengeschlossen hatten, arbeitete unermüdlich an einer engen Verflechtung zwischen Regierung und chemischer Industrie. Zwei Kartelle, je aus einer Handvoll Firmen bestehend, teilten laut Kartellvertrag den lukrativen Markt des «gesamten Erdkreises»¹¹ unter sich auf: die sogenannte Kokainkonvention und die Opiatekonvention. Als geschäftsführend fungierte in beiden Fällen Merck.¹² Die junge Republik badete in bewusstseinsverändernden und rauscherzeugenden Substanzen, lieferte Heroin oder Kokain in alle vier Himmelsrichtungen und stieg zum globalen Dealer auf.

DIE CHEMISCHEN ZWANZIGER

Diese wissenschaftliche und ökonomische Entwicklung fand ihre Entsprechung auch im Zeitgeist. Künstliche Paradiese waren in der Weimarer Republik en vogue. Lieber flüchtete man sich in Scheinwelten, als sich mit der häufig weniger rosigen Realität auseinanderzusetzen – ein Phänomen, das diese erste Demokratie auf deutschem Boden geradezu definierte, politisch wie kulturell. Man wollte die wahren Gründe für die Kriegsniederlage nicht einsehen, verdrängte die Mitverantwortung des kaiserlichdeutschnationalen Establishments am Kriegsfiasko. Die böse Legende vom «Dolchstoss» machte die Runde: Das deutsche Militär habe nur deshalb nicht gesiegt, weil es aus dem eigenen Land, nämlich von der Linken, sabotiert worden sei.¹³

Diese Weltfluchtendenzen entluden sich häufig genug in blankem Hass wie im kulturellen Exzess. Nicht nur im Döblinschen «Alexanderplatz»-Roman galt Berlin als die Hure Babylon, mit der schäbigsten Unterwelt aller Städte, die ihr Heil in den schlimmsten Ausschweifungen suchte, die man sich nur vorzustellen vermochte, und dazu gehörten nun einmal die Rauschmittel. «Das Berliner Nachtleben, Junge, so was hat die Welt noch nicht gesehen! Früher mal hatten wir eine prima Armee; jetzt haben wir prima Perversitäten!», schrieb der Schriftsteller Klaus Mann.¹⁴ Die Stadt an der Spree geriet zum Synonym für moralische Verwerflichkeit, und als die Währung aufgrund der massiven Ausweitung der Geldmenge zur Begleichung der Staatsschulden ins Bodenlose rutschte und im Herbst 1923 auf sage und schreibe 4,2 Billionen Mark zu einem US-Dollar fiel, schienen sämtliche moralischen Werte gleich mit zu verfallen.

Alles wirbelte in einem toxikologischen Taumel durcheinander. Die Ikone dieser Zeit, die Schauspielerin und Tänzerin Anita Berber, tauchte bereits zum Frühstück weisse Rosenblätter in einen Cocktail

aus Chloroform und Äther, um sie abzulutschen: *wake and bake*. Filme über Kokain oder Morphinum liefen in den Kinos, und an den Strassen-ecken gab es sämtliche Drogen rezeptfrei. Angeblich waren vierzig Prozent der Berliner Ärzte morphinsüchtig.¹⁵ In der Friedrichstadt betrieben chinesische Händler aus dem ehemaligen Pachtgebiet Kiautschou Opiumhöhlen. Illegale Nachtlokale eröffneten in den Hinterzimmern von Mitte. Schlepper verteilten Flugblätter am Anhalter Bahnhof, warben für illegale Partys und «Schönheitsabende». Grosse Clubs wie das berühmte Haus Vaterland am Potsdamer Platz, das für seine ausschweifende Promiskuität berüchtigte Ballhaus Resi in der Blumenstrasse oder kleinere Etablissements wie die Kakadu-Bar oder die Weisse Maus, an deren Eingang Masken verteilt wurden, um die Anonymität der Gäste zu garantieren, zogen die Amüsierwilligen in Scharen an. Aus den westlichen Nachbarländern und den USA setzte eine frühe Form des Amüsier-und-Drogen-Tourismus ein – weil in Berlin alles so aufregend wie günstig war.

Weltkrieg verloren, alles erlaubt: Die Metropole mutierte zur Experimentierhauptstadt Europas. Plakate an Hauswänden warnten in greller expressionistischer Schrift: «*Berlin, halte ein, besinne dich, dein Tänzer ist der Tod!*». Die Polizei kam nicht mehr hinterher; die Ordnung brach erst sporadisch, dann chronisch zusammen, und die Vergnügungskultur füllte das Vakuum, so gut sie konnte, wie ein populäres Lied aus jener Zeit illustriert:

*Einst ward uns durch den Alkohol,
Das süsse Ungeheuer,
Zu Zeiten kannibalisch wohl,
Doch jetzt kommt das zu teuer.
Und wir Berliner grossen drum
Zu Kokain und Morphinum*

*Mag's donnern drauss' und blitzen,
Wir schnupfen und wir spritzen! (...)*

*Der Ober bringt im Restaurant
Das Kokadöschen gerne,
Dann lebt man ein paar Stunden lang
Auf einem besseren Sterne;
Das Morphium wirkt (subkutan)
Gar prompt auf das Zentralorgan,
Die Geister zu erhitzen
Wir schnupfen und wir spritzen!*

*Die Mitteilchen sind zwar verwehrt
Durch das Gesetz von oben,
Doch was man offiziell entbehrt,
Wird heutzutage geschoben.
So kommt man leicht zur Euphorie
Und wenn uns wie das liebe Vieh
Die bösen Feinde rupfen
Wir spritzen und wir schnupfen!*

*Und spritzt man sich ins Irrenhaus
Und schnupft man sich zu Tode
Du lieber Gott, was macht das aus
In dieser Weltperiode!
Ein Narrenhaus ist ohnedies
Europa und ins Paradies
Mag Einer gern heut schlupfen
Durch Spritzen und durch Schnupfen!¹⁶*

1928 gingen allein in Berlin 73 Kilogramm Morphin und Heroin ganz legal auf Rezept in den Apotheken über den Ladentisch.¹⁷

Wer es sich leisten konnte, konsumierte Kokain, die ultimative Waffe zum Intensivieren des Moments. Man schnupfte und empfand: Augenblick, verweile doch, du bist so schön. Koks verbreitete sich überall und symbolisierte die ausschweifende Zeit. Als «Degenerationsgift» war es dagegen bei Kommunisten wie Nazis, die um die Macht auf den Strassen konkurrierten, gleichermassen verpönt. Gegenreaktionen, was die freizügige Zeit anging, häuften sich. Deutschnationale gifteten gegen den «Verfall der Sitten», aber auch aus dem konservativen Lager kamen solche Attacken. Selbst wenn man den Aufstieg Berlins zur Kulturmetropole mit Stolz aufnahm – gerade das Bürgertum, das in den Zwanzigerjahren an Status verlor, zeigte seine Verunsicherung durch radikale Verurteilung der Vergnügungs- und Massenkultur, die als dekadent westlich verschrien war.

Am ärgsten agitierten die Nationalsozialisten gegen die pharmakologische Heilsuche der Weimarer Zeit. Ihre unverhohlene Abkehr vom parlamentarischen System, von der verachteten Demokratie per se, wie auch von der urbanen Kultur einer sich öffnenden Gesellschaft fand in identitätsstiftenden Stammtischparolen gegen die vermeintlich verlotterten Zustände der verhassten «Judenrepublik» ihren Ausdruck.

Die Nazis hielten ihr eigenes Rezept für die Gesundung des Volkes parat und versprachen ideologische Heilung. Für sie konnte es nur einen legitimierten Rausch geben, den braunen. Denn auch der Nationalsozialismus strebte transzendente Zustände an: Die NS-Illusionswelt, in die die Deutschen gelockt werden sollten, nutzte von Anfang an Techniken des Rausches zur Mobilisierung. Weltgeschichtliche Entscheidungen, so stand es bereits in Hitlers Hetzschrift «Mein Kampf», müssten während Zuständen von rauschhafter Begeisterung oder gegebenenfalls der Hysterie erzwungen werden. Die NSDAP bestach deshalb zum einen durch populistische Argumente, zum anderen durch

Fackelläufe, Fahnenweihen, rauschhafte Kundgebungen und öffentliche Reden, die auf die Erreichung eines kollektiven Ekstasezustandes abzielten. Hinzu kamen die «Gewalträusche» der SA in der sogenannten Kampfzeit, häufig genug vom Alkoholmissbrauch befeuert.* Realpolitik tat man gern als unheroischen Kuhhandel ab: Eine Art gesellschaftlicher Rauschzustand sollte die Politik ersetzen.¹⁸ Wenn die Weimarer Republik psychohistorisch als Verdrängergesellschaft gesehen werden kann, waren ihre vermeintlichen Antagonisten, die Nationalsozialisten, Speerspitze dieser Strömung. Die Drogen waren ihnen verhasst, denn sie wollten selbst wie eine wirken.

MACHTWECHSEL HEISST SUBSTANZENWECHSEL

«... während der abstinente Führer schwieg»¹⁹

Günter Grass

Hitlers engstem Zirkel gelang es schon während der Weimarer Zeit, das Bild eines ununterbrochen arbeitenden Mannes zu etablieren, der seine Existenz komplett in den Dienst «seines» Volkes stellt. Eine unangreifbare Führungsfigur, einzig und allein mit der Herkulesaufgabe betraut, die gesellschaftlichen Widersprüche und Probleme in den Griff zu bekommen und die negativen Folgen des verlorenen Weltkrieges auszubügeln. Ein Mitstreiter Hitlers berichtete im Jahr 1930: «Er ist nur Genie und Körper. Und diesen Körper kasteit er, dass es unser-einen jammern kann!

* Hier sei auch auf die Gründung der NSDAP am 24.2.1920 in einem Bierkeller, dem Münchner Hofbräuhaus, verwiesen. Früh spielte der Alkohol eine wichtige Rolle bei den männerbündischen Ritualen der braunen Partei und ihrer SA. Die Rolle des Alkohols im Dritten Reich wird in diesem Buch nur gestreift, weil sie den Rahmen sprengen würde, und verdient eine eigenständige Erörterung.

Er raucht nicht, er trinkt nicht, er isst fast nur Grünzeug, er fasst keine Frau an.»²⁰ Nicht einmal Kaffee gönne sich Hitler. Nach dem Ersten Weltkrieg habe er seine letzte Packung Zigaretten bei Linz in die Donau geworfen; seitdem kämen keine Gifte mehr in seinen Körper.

«Wir Abstinente haben – nebenbei erwähnt – eine besondere Ursache, unserem Führer dankbar zu sein, wenn wir bedenken, welch ein Vorbild seine persönliche Lebensführung und seine Stellung zu den Rauschgiften für jeden sein kann», hiess es in der Mitteilung eines Abstinenteverbandes.²¹ Der Reichskanzler: ein angeblich reiner Mensch, allen weltlichen Genüssen abhold, ohne Privatleben. Ein Dasein, von vermeintlicher Entsagung und dauerndem Opfer geprägt. Ein Vorbild für eine rundum gesunde Existenz. Der Mythos des Drogenfeindes und Abstinenzlers Hitler, der seine eigenen Bedürfnisse hintanstellt, war essenzieller Bestandteil der NS-Ideologie und wurde durch die Massenmedien immer wieder inszeniert. Ein Mythos entstand, der sich in der öffentlichen Meinung, aber auch bei kritischen Denkern festsetzte und bis heute nachhallt. Ein Mythos, den es zu dekonstruieren gilt.

In der Folge ihrer Machtergreifung am 30. Januar 1933 erstickten die Nationalsozialisten in kurzer Zeit die exaltierte Vergnügungskultur der Weimarer Republik mit all ihren Offenheiten und Ambivalenzen. Drogen wurden tabuisiert, da sie andere Irrealitäten erlebbar machten als die nationalsozialistischen. «Verführungsgifte»²² hatten in einem System, in dem allein der Führer verführen sollte, keinen Platz mehr. Der Weg, den die Machthaber in ihrer sogenannten Rauschgiftbekämpfung beschritten, lag dabei weniger in einer Verschärfung des Opiumgesetzes, das man aus der Weimarer Zeit schlicht übernahm²³, sondern in mehreren neuen Verordnungen, die der nationalsozialistischen Leitidee der «Rassenhygiene» dienten. Dem Begriff «Droge», der einmal

ganz neutral «getrocknete Pflanzenteile» bedeutet hatte*, wurden negative Werte zugeschrieben, Drogenkonsum stigmatisiert und – mithilfe der rasch ausgebauten entsprechenden Abteilungen der Kriminalpolizei – schwerstens geahndet.

Diese neue Akzentuierung griff bereits im November 1933, als der gleichgeschaltete Reichstag ein Gesetz verabschiedete, das die Zwangseinweisung Süchtiger in eine geschlossene Anstalt bis zu zwei Jahren ermöglichte, wobei dieser Aufenthalt durch richterlichen Beschluss unbegrenzt verlängert werden konnte.²⁴ Weitere Massnahmen sahen vor, dass Ärzte, die Rauschmittel konsumierten, mit Berufsverbot von bis zu fünf Jahren belegt werden sollten. Was die Erfassung von Konsumenten illegaler Substanzen anging, galt das Ärztegeheimnis als aufgehoben. Der Vorsitzende der Berliner Ärztekammer ordnete an, dass jeder Arzt eine «Rauschgiftmeldung» zu erstatten habe, sobald ein Patient länger als drei Wochen Betäubungsmittel erhielt, denn «die öffentliche Sicherheit ist fast in jedem Fall von chronischem Alkaloidmissbrauch gefährdet».²⁵ Ging eine solche Meldung ein, überprüften zwei Gutachter den Betreffenden. Befanden sie seine Erbanlagen für «in Ordnung», kam es zu einer abrupten Zwangsentziehung. Während man in der Weimarer Republik noch den langsamen oder sanften Entzug bevorzugt hatte, wollte man nun zur Abschreckung den Abhängigen die Entzugsschmerzen nicht ersparen.²⁶ Fiel die Bewertung der Erbanlagen negativ aus, konnte ein Gericht die Einweisung auf unbestimmte Zeit anordnen. Drogenkonsumenten landeten bald auch in Konzentrationslagern.²⁷

* Etymologisch stammt der Begriff von dem niederländischen *droog* ab, für *trocken*. Während der holländischen Kolonialzeit wurden damit getrocknete Genussmittel aus Übersee beschrieben, wie Gewürze oder Tee. In Deutschland galten einst sämtliche pharmazeutisch nutzbaren (getrockneten) Pflanzen und Pflanzenteile, Pilze, Tiere, Mineralien etc. als «Drogen», später dann grundsätzlich alle Heilmittel und Arzneien – daher zum Beispiel der Begriff *Drogerie*.²⁷

- Zentralkartei -
Nummernreiter bedeuten:

| | | |
|--|--|--|
| 1 Händler (inländische) | 10 Betrüger u. Etikettfälscher | 19 Händler (internationale) |
| 2 Verbraucher | 11 Suchtgefahrde | 20 Drogidsüchtige |
| 3 Kokainsüchtige | 12 Ärzte (abhängig sein) | 21 Kriegsbeschädigte |
| 4 Sonstige Süchtige | 13 Apotheker (österreich) | 22 Künstler |
| 5 Rezeptfälscher | 14 Apotheker (Vstaltliche ges. d. VVO) | 23 Heil- u. Pflegepersonal |
| 6 Rezeptdiebe | 15 Dolantinsüchtige | 24 |
| 7 Btm-Diebe u. Einbrecher | 16 Pervitinsüchtige | 25 Berufsuntersagung |
| 8 Pantopansüchtige | 17 Opiumsüchtige | 26 Eukodalsüchtige |
| 9 Ärzte (Vielverschreiber) | 18 Morphiumsüchtige | 27 |
| <i>Farbige Reiter bedeuten:</i> | | 28 Selbstmörder |
| Lila: Juden | | Rot: Zur Entziehungskur Untergebrachte |
| Gelb: Berliner Täter <small>aus den Jahren 1927-35</small> | | Grün: Nach 1931 Süchtiggewordene |
| Schwarz: <small>In polizeiliche Vorbeugungshilfe genommene Täter</small> | | Blau: |

Die Erfassungskarte der Reichszentrale zur Bekämpfung von Rauschgiftvergehen konnte über Leben und Tod entscheiden.²⁸

Zudem wurde jeder Deutsche aufgefordert, «Beobachtungen über etwa an Rauschgiftsucht leidende Angehörige und Bekannte mitzuteilen, damit sofort Abhilfe geschaffen werden kann.»²⁹ Karteien wurden erstellt, die eine lückenlose Erfassung ermöglichen sollten. Früh instrumentalisierten die Nazis also auch ihren Kampf gegen die Rauschmittel zum Ausbau eines Spitzelstaates. Bis in jeden Winkel des Reiches hinein exekutierte die Diktatur ihre sogenannte Gesundheitsführung: In allen Gauen gab es eine «Arbeitsgemeinschaft für Rauschgiftbekämpfung». Darin betätigten sich Ärzte, Apotheker, Vertreter von Sozialversicherungen und der Justiz, der Armee und Polizei sowie der Nationalsozia-

listischen Volkswohlfahrt – und woben ein lückenloses Antidrogenetz. Dessen Fäden liefen im Reichsgesundheitsamt in Berlin zusammen, in der Hauptabteilung II des Reichsausschusses für Volksgesundheit. Eine «Pflicht zur Gesundheit» wurde postuliert, die mit der «totalen Eindämmung aller nachweisbaren Schäden körperlicher, geistiger und sozialer Art einhergehen will, die durch den Missbrauch sowohl von artfremden Giftstoffen wie auch durch Alkohol und Tabak entstehen könnten». Zigarettenwerbung wurde stark eingeschränkt, und Drogenverbote sollten die «letzten noch vorhandenen Einbruchsstellen internationaler Lebensideale in unser Volk verrammeln».³⁰

Im Herbst 1935 wurde mit dem *Ehegesundheitsgesetz* die Hochzeit untersagt, wenn einer der Heiratswilligen an einer «geistigen Störung» litt. Betäubungsmittelsüchtige fielen automatisch in diese Kategorie und wurden als «psychopathische Persönlichkeiten» gebrandmarkt – und zwar ohne Aussicht auf Heilung. Dieses Eheverbot sollte eine «Ansteckung des Partners, sowie erblich bedingtes Suchtpotential» bei Kindern verhindern, denn bei «den Nachkommen von Rauschgiftsüchtigen (sei) eine erhöhte Anzahl von seelischen Abartigkeiten»³¹ gefunden worden. Das *Gesetz zur Verhinderung erbkranken Nachwuchses* zog die brutale Konsequenz der Zwangssterilisation nach sich: «Aus rasenhygienischen Gründen müssen wir daher darauf bedacht sein, hochgradig Süchtige von der Fortpflanzung auszuschalten.»³²

Es sollte noch schlimmer kommen. Unter dem propagandistisch verwendeten Begriff der Euthanasie wurden «kriminelle Geisteskranke», zu denen auch Menschen zählten, die Drogen konsumierten, in den ersten Kriegsjahren ermordet. Die genaue Zahl lässt sich nicht mehr rekonstruieren.³³ Entscheidend für das Schicksal war hierbei die Beurteilung auf der jeweiligen Erfassungskarte: Ein Plus hiess Todesspritze oder Gaskammer, ein Minus gab noch einmal Aufschub. Wurde eine

Überdosis Morphin zur Tötung verwendet, stammte diese mitunter aus der Reichszentrale zur Bekämpfung von Rauschgiftvergehen, die 1936 als erste reichsweite Drogenpolizeibehörde aus dem Berliner Rauschgiftdezernat hervorgegangen war. Unter den Selektionsärzten habe «eine berausende Gehobenheit»³⁴ geherrscht. So diente die Antidrogenpolitik als Vehikel zur Ausgrenzung und Unterdrückung wie sogar zur Vernichtung von Randgruppen und Minderheiten.

ANTIDROGENPOLITIK ALS ANTISEMITISCHE POLITIK

«Der Jude hat mit den raffiniertesten Mitteln versucht, Geist und Seele des deutschen Menschen zu vergiften und das Denken auf einen undeutschen Weg, der ins Verderben führen musste, zu leiten. (...) Diese jüdische Infektion, die zu einer Volkskrankheit und zum Volkstod führen konnte, restlos aus dem Volkskörper zu entfernen, ist ebenfalls eine Pflicht der Gesundheitsführung.»³⁵

Ärzteblatt für Niedersachsen, 1939

Die rassistische Terminologie des Nationalsozialismus war von Anfang an von Sprachbildern des Infekts und des Giftes, vom Topos des Toxikums geprägt. Juden wurden mit Bazillen oder Erregern gleichgesetzt, es hieß, sie seien Fremdstoffe und vergifteten das Reich, machten den gesunden sozialen Organismus krank, weshalb es sie auszuschneiden beziehungsweise auszumerzen gelte. Hitler verkündete: «Es gibt da keinen Kompromiss mehr, weil es Gift für uns selber wäre.»³⁶

Tatsächlich lag das Gift in der Sprache, die die Juden als Vorstufe zu ihrer späteren Ermordung zuerst dehumanisierte. Die Nürnberger Rassengesetze von 1935 und die Einführung des arischen Ahnenpasses manifestierten die Forderung nach Reinheit des Blutes – dies sei eines

der höchsten und schutzbedürftigsten Güter des Volkes. So entstand eine Schnittstelle zwischen antisemitischer Hetze und Antidrogenpolitik. Nicht die Dosis bestimmte hier das Gift, sondern die Kategorie der Fremdheit, wie ein ebenso unwissenschaftlicher wie zentraler Satz des damals häufig als Standardwerk verwendeten Buches «Magische Gifte» vor Augen führt: «Die grösste Giftwirkung entfalten stets die landesfremden, die rassefremden Berausungsmittel.»³⁷ Juden und Drogen verschmolzen zu einer toxischen oder infektiologischen Einheit, die Deutschland bedrohte: «Seit Jahrzehnten war unserem Volk von marxistisch-jüdischer Seite eingeredet worden: ‚Dein Körper gehört dir.‘ Das wurde dahin verstanden, dass in Geselligkeiten der Männer untereinander oder zwischen Männern und Frauen jegliche Alkoholmengen genossen werden durften, selbst auf Kosten der Gesundheit des Körpers. Gegen diese marxistisch-jüdische Auffassung steht unvereinbar die germanisch-deutsche, dass wir Träger des ewigen Erbgutes der Ahnen sind, und dass demnach unser Körper der Sippe und dem Volk gehört.»³⁸

SS-Hauptsturmführer Kriminalkommissar Erwin Kosmehl, ab 1941 Leiter der Reichszentrale zur Bekämpfung von Rauschgiftvergehen, lag ganz auf Linie, als er behauptete, dass im internationalen Drogenhandel «Juden eine herausragende Stellung einnehmen». Es gehe bei seiner Arbeit darum, «die internationalen Verbrecher, die häufig im Judentum ihre Wurzeln hatten, unschädlich zu machen».³⁹ Das Rassenpolitische Amt der NSDAP behauptete, dass der jüdische Charakter per se drogenabhängig sei: Der intellektuelle Grossstadtjude bevorzuge das Kokain oder das Morphinum, um seine stets «aufgeregten Nerven» zu beruhigen und um sich ein Gefühl der Ruhe und inneren Sicherheit zu geben. Über jüdische Ärzte wurde kolportiert, dass sich unter ihnen «Morphinismus (...) ausserordentlich häufig» finde.⁴⁰



„Wie die Giftpilze oft schwer von den guten Pilzen zu unterscheiden sind,
so ist es oft sehr schwer, die Juden als Gauner und Verbrecher zu erkennen . . .“

Vermischung von Rauschgiftbekämpfung und Judenhass – selbst im Kinderbuch

Im antisemitischen Kinderbuch «Der Giftpilz»⁴¹ vereinigten die Nationalsozialisten ihre Feindbilder Jude und Droge zur rassenhygienischen Propaganda, die in den Schulen und Kinderzimmern des Reiches Verbreitung fand. Die Geschichte war exemplarisch, die Botschaft eindeutig: Die gefährlichen giftigen Pilze galt es auszusondern.

Indem die Auslesestrategien der Rauschgiftbekämpfung sich gegen ein als bedrohlich empfundenes Fremdes richteten, um alle auszugrenzen, die nicht dem gesellschaftlichen Ideal entsprachen, waren sie im Nationalsozialismus deshalb geradezu automatisch antisemitisch konnotiert. Wer Drogen konsumierte, litt unter einer «Auslandsseuche»⁴². Rauschmittelhändler wurden als skrupellos, gierig oder fremdvölkisch hingestellt, Drogenkonsum als «rassisch minderwertig» und sogenannte Rauschgiftkriminalität als eine der grössten Bedrohungen der Gesellschaft.

Es ist erschreckend, wie familiär manche dieser Begriffe noch heute klingen. Während wir andere NS-Wortungetüme ausgetrieben haben, ist uns die Terminologie der Rauschgiftbekämpfung längst in Fleisch, Blut und Psyche übergegangen. Um jüdisch versus deutsch geht es heute nicht mehr – die gefährlichen Dealer werden nun anderen Kulturkreisen zugeschrieben. Und die äusserst politische Frage, ob unsere Körper uns gehören oder einem juristisch-gesellschaftlichen Geflecht aus sozial- und gesundheitspolitischen Interessen, ist noch immer virulent.

DER PROMIARZT VOM KURFÜRSTENDAMM

JUDE wurde während einer Nacht des Jahres 1933 an ein Praxisschild in der Bayreuther Strasse in Berlin-Charlottenburg geschmiert. Der Name des Doktors, eines Facharztes für Haut- und Geschlechtskrank-

heiten, war am nächsten Morgen nicht mehr lesbar, nur noch seine Sprechstundenzeit: *Werktags 11-1 und 5-7 Uhr ausser Sonnabend-Nachmittag*. Der übergewichtige, glatzköpfige Dr. Theodor Morell reagierte auf diese Attacke ebenso erbärmlich wie typisch⁴³: Rasch trat er der NSDAP bei, um künftige Anfeindungen dieser Art zu entkräften. Denn Morell war kein Jude; aufgrund seines dunklen Teints hatte ihn die SA fälschlicherweise als solchen verdächtigt.

Nachdem er sich als Parteigenosse registriert hatte, lief Morells Praxis bald besser als je zuvor. Er vergrösserte sich und zog in die repräsentativen Räume eines Gründerzeitbaus Ecke Kurfürstendamm und Fasanenstrasse. Wer mitmachte, der profitierte – Morell war das eine Lehre, die er bis zum Schluss nicht vergessen sollte. Mit Politik selbst hatte der dicke Hesse derweil nichts am Hut. Die Genugtuung, die sein Dasein lebenswert machte, ergab sich dann, wenn ein Patient sich nach einer Behandlung besser fühlte, brav das Honorar bezahlte und baldmöglichst wiederkehrte. Damit all dies gewährleistet war, hatte Morell im Laufe der Jahre Strategien entwickelt, die ihm gegenüber den anderen Ku'dämm-Ärzten, mit denen er um die wohlbetuchte Kundschaft buhlte, Vorteile verschaffte. Tatsächlich galt seine schicke Privatpraxis bald als eine der profitabelsten im Westen der Stadt. Ausgerüstet mit modernstem Hochfrequenz-Röntgengerät, mit Diathermie, Vierzellenbad, Bestrahlungsapparaten – zunächst alles vom Vermögen seiner Gattin Hanni erstanden –, gab sich bei Morell, der früher Schiffsarzt in den Tropen gewesen war, mit der Zeit die Prominenz der Reichshauptstadt die Klinke in die Hand. Ob es Max Schmeling war oder die Lebensgefährtin von Hans Albers, die Darstellerin Marianne Hoppe, diverse Grafen und Botschafter, erfolgreiche Sportler, Bonzen aus der Wirtschaft, Koryphäen aus der Wissenschaft, Politiker, die halbe Filmwelt: Alles pilgerte zu Morell, der sich auf neuartige Behandlungsmethoden spe-

zialisierte oder – wie spöttische Zungen behaupteten – auf die Behandlung nicht existenter Krankheiten.

Tatsächlich gab es da ein Feld, auf dem der ebenso egozentrische wie bauernschlaue Modearzt als Pionier galt, und das waren die Vitamine. Man wusste damals noch wenig über diese unsichtbaren Helfer, die der Körper nicht selbst produzieren kann, die er aber für gewisse Stoffwechselforgänge dringend benötigt. Direkt ins Blut gespritzt, wirken deshalb Vitaminzugaben in Fällen der Unter Versorgung geradezu Wunder. Genau darin lag Morells Strategie, um seine Patienten bei der Stange zu halten, und falls Vitamine einmal nicht reichten, mischte er flugs ein Kreislaufstimulans in die Spritzenmischung hinein, bei Männern vielleicht etwas Testosteron mit anaboler Wirkung für Muskelaufbau und Potenz, bei den Damen einen Tollkirschenextrakt als Energiezusatz und für einen hypnotisch schönen Blick. Wenn eine melancholische Theater Schauspielerin ihn aufsuchte, um sich das Lampenfieber vor ihrer Premiere im Admiralspalast vertreiben zu lassen, zögerte Morell nicht, sondern griff mit seinen stark behaarten Händen nach der Nadel, und das Injizieren beherrschte er angeblich wie niemand sonst. Es gingen sogar Gerüchte, es sei *unmöglich*, seinen Einstich zu spüren – trotz der damaligen Grösse des Bestecks.

Der Erfolg sprach sich über die Stadtgrenzen hinaus herum, und im Frühling 1936 klingelte sein Telefon im Behandlungszimmer, obwohl er seinen Sprechstundenhilfen kategorisch verboten hatte, ihn während der Visite zu stören. Doch dies war kein gewöhnlicher Anruf. Es war das «Braune Haus», die Parteizentrale in München: ein gewisser Schaub am Apparat, der sich als Adjutant Hitlers vor stellte und ihn wissen liess, dass Heinrich Hoffmann, der «Reichsbildberichterstatter der NSDAP», an einer delikaten Krankheit litt. Es sei der Wunsch der Partei, dass Morell als prominenter und für seine Verschwiegenheit be-

kannter Facharzt für Geschlechtskrankheiten sich der Sache annehme. Einen Münchner Doktor wolle man in dieser Angelegenheit aus Gründen der Diskretion nicht konsultieren. Der Führer habe auf dem Flugplatz Gatow höchstpersönlich eine Maschine bereitgestellt, fügte Schaub schicksalsschwer hinzu.

Auch wenn Morell Überraschungen auf den Tod nicht ausstehen konnte – eine solche Einladung konnte er nicht ausschlagen. In München angekommen, stieg er auf Staatskosten im noblen Regina-Palast-Hotel ab, kurierte die bei Hoffmann diagnostizierte Nierenbeckenentzündung als Folge einer Gonorrhö – umgangssprachlich auch als Tripper bekannt – und wurde gemeinsam mit seiner Gattin von seinem einflussreichen Patienten zum Dank zur Nachkur nach Venedig eingeladen.

Zurück in München, gaben die Hoffmanns in ihrer Villa im vornehmen Viertel Bogenhausen ein Abendessen. Es gab Spaghetti mit Muskat, Tomatensosse an der Seite, grünen Salat – das Leibgericht von Adolf Hitler, der wie so häufig bei Hoffmann zu Gast und ihm bereits seit den Zwanzigerjahren eng verbunden war, als Hoffmann durch seine fotografischen Inszenierungen zum Führerkult und dem Aufstieg des Nationalsozialismus wesentlich beigetragen hatte. Hoffmann besass das Urheberrecht auf wichtige Fotografien des Diktators, veröffentlichte zahlreiche Bildbände mit Titeln wie «Hitler, wie ihn keiner kennt» oder «Ein Volk ehrt seinen Führer» und erzielte Millionenauflagen damit. Zudem gab es noch einen weiteren, persönlicheren Grund, der die beiden Männer verband: Hitlers Geliebte Eva Braun hatte früher als Assistentin bei Hoffmann gearbeitet, und dieser hatte sie 1929 in seinem Münchner Fotogeschäft mit dem NS-Führer bekannt gemacht.

Hitler, der von Hoffmann viel Gutes über den jovialen Morell vernommen hatte, bedankte sich vor dem Abendessen für die Heilung seines alten Kameraden und bedauerte, den Doktor nicht schon früher ge-

treffen zu haben, womöglich wäre dann sein Chauffeur Julius Schreck noch am Leben, der einige Monate zuvor an Hirnhautentzündung verstorben war. Morell reagierte nervös auf das Kompliment und bekam während des Spaghetti-Essens kaum ein Wort heraus. Der stets schwitzende Doktor mit dem vollen Gesicht und der dicken runden Brille auf der Knollennase wusste, dass er in höheren Kreisen als nicht gesellschaftsfähig galt. Seine einzige Chance auf Anerkennung waren seine Spritzen, und so horchte er auf, als Hitler im Laufe des Abends wie beiläufig über starke Magen- und Darmbeschwerden klagte, die ihn seit Jahren quälten. Hastig erwähnte Morell eine ungewöhnliche Kur, die Erfolg versprechen könnte. Hitler sah ihn prüfend an – und lud ihn mit samt Gattin zu weiteren Konsultationen auf den Berghof ein, sein Domizil am Obersalzberg bei Berchtesgaden.

Dort gab der Diktator einige Tage später bei einem privaten Gespräch Morell gegenüber unumwunden zu, mit seiner Gesundheit so weit herunter zu sein, dass er kaum noch agieren könne. Dies liege an den falschen Behandlungen seiner bisherigen Ärzte, denen nichts anderes einfiel, als ihn hungern zu lassen. Wenn dann doch einmal ein reichhaltigeres Mahl auf dem Programm stehe, was bei ihm ja häufig der Fall sei, leide er sofort unter unsäglichen Blähungen, ausserdem juckenden Ekzemen an beiden Beinen, sodass er mit Verbänden gehen müsse und keine Stiefel mehr tragen könne.

Morell glaubte sofort, die Ursache von Hitlers Beschwerden zu erkennen, und diagnostizierte eine abnormale Bakterienflora, die Fehlverdauungsvorgänge veranlasse. Er empfahl das Präparat Mutaflor, von dem befreundeten Freiburger Arzt und Bakteriologen Professor Alfred Nissle entwickelt: Bakterienstämme, die ursprünglich 1917 aus der Darmflora eines Unteroffiziers gewonnen worden waren, der den Krieg auf dem Balkan im Gegensatz zu vielen seiner Kameraden ohne

Darmbeschwerden überstanden hatte. Die Bakterien gibt es in Kapseln, lebend, sie siedeln sich im Darm an, überwuchern und ersetzen dort alle anderen, möglicherweise Beschwerden verursachenden Stämme.⁴⁴ Das tatsächlich wirksame Konzept ging für Hitler, für den offenbar selbst innerkörperliche Vorgänge einen Kampf um Lebensraum darstellten, schlüssig auf. Überschwänglich versprach er, Morell ein Haus zu schenken, falls ihn Mutaflor tatsächlich kuriere, und ernannte den dicken Doktor zu seinem Leibarzt.

Als dieser seiner Gattin von der neuen Berufung berichtete, reagierte Hanni wenig begeistert. Mit dem Kommentar, das hätten sie doch nicht nötig, verwies sie auf die gut gehende Praxis am Kurfürstendamm. Womöglich ahnte sie bereits, dass sie ihren Ehemann künftig nur noch selten zu Gesicht bekommen würde. Denn zwischen Hitler und seinem Leibarzt bahnte sich ein Verhältnis an, das ganz und gar ungewöhnlich war.

SPRITZENCOCKTAIL FÜR PATIENT A

«Er allein ist das Unerklärliche, das Geheimnis und der Mythos unseres Volkes.»⁴⁵

Joseph Goebbels

Der Diktator scheute sich stets davor, von anderen berührt zu werden, und verweigerte Ärzten grundsätzlich eine nach den Ursachen seiner Beschwerden forschende Behandlung. Nie konnte er einem Spezialisten trauen, der mehr über ihn wusste als er selbst. Der gute alte Hausarzt Morell mit seiner harmlos-gemütlichen Ausstrahlung vermittelte ihm hingegen von Anfang an ein Gefühl von Sicherheit. Morell hatte gar nicht vor, in Hitler zu dringen, um irgendwelche verborgenen Gründe

für gesundheitliche Probleme aufzuspüren. Das Eindringen der Nadel reichte ihm, substituierte das seriöse ärztliche Handeln, und wenn das Staatsoberhaupt zu funktionieren hatte und augenblickliche umgehende Beschwerdefreiheit bei allen gesundheitlichen Beeinträchtigungen verlangte, zögerte Morell bei Hitler ebenso wenig wie bei einer Schauspielerin am Metropol-Theater, sondern machte eine zwanzigprozentige Traubenzuckerlösung von Merck oder eine Vitaminspritze zurecht. Sofortige Symptombeseitigung lautete die Devise, die neben der Boheme Berlins auch «Patient A» goutierte, als den Morell seinen Neuzugang führte.

Hitler sprang auf die Geschwindigkeit an, mit der eine Zustandsverbesserung eintrat – meist noch während die Nadel in seiner Vene steckte. Das Argument seines Leibarztes überzeugte ihn: Für den Führer mit seinen mannigfaltigen Aufgaben sei der Energieverbrauch derart hoch, dass man nicht warten könne, bis ein Stoff per Tablette verabreicht durch den (ohnehin belasteten) Verdauungstrakt ins Blut finde. Hitler verstand: «Morell will mir heute nochmals eine grosse Jodspritze geben sowie eine Herz-, eine Leber-, eine Kalk- und eine Vitaminspritze. Das hat er in den Tropen gelernt, dass das Medikament in die Venen gespritzt werden muss.»⁴⁶

Da der viel beschäftigte Herrscher beständig fürchtete, in seiner Einsatzfähigkeit eingeschränkt zu sein, nicht alles zu schaffen, und sich krankheitsbedingten Ausfall nicht leisten zu können glaubte, weil sonst keiner imstande sei, ihm Aufgaben abzunehmen, gewannen die unkonventionellen Behandlungsmethoden ab 1937 rasch an Bedeutung. Mehrere Injektionen täglich waren bald keine Seltenheit mehr. Hitler gewöhnte sich an den wiederholten Durchstich und das darauffolgende geheimnisvolle Fliessen einer vermeintlich potenten Substanz in seinen Adern. Jedes Mal fühlte er sich momentan besser danach. Die feine Nadel aus Edelstahl, die die Haut penetrierte und zu einer «Soforth-

stellung» führte, entsprach seinem Naturell: Die Lage erforderte ständig geistige Frische, körperliche Vitalität, zupackende Entschlusskraft. Neurotische oder andere psychische Hemmungen mussten dauerhaft wie auf Knopfdruck ausgeschaltet bleiben und er selbst jederzeit aufgefrischt sein.

Bald schon durfte der neue Leibarzt seinem Patienten nicht mehr von der Seite weichen, und die Befürchtungen von Hanni Morell bewahrheiteten sich: Ihr Gatte hatte für seine Berliner Praxis keine Zeit mehr. Am Kurfürstendamm musste eine Vertretung eingestellt werden, und Morell behauptete später einmal, oszillierend zwischen Stolz und Fatalismus, er sei der einzige Mensch, der Hitler seit 1936 jeden Tag oder zumindest jeden zweiten Tag gesehen habe.

Vor jeder grossen Rede genehmigte sich der Reichskanzler jetzt eine «Kraftspritze», um optimal zu funktionieren. Das Aufkommen von Erkältungen, die sein öffentliches Auftreten hätten behindern können, wurde bereits im Vorfeld durch intravenöse Vitaminbeigabe ausgeschlossen. Um den Arm beim «deutschen Gruss» möglichst lange oben halten zu können, machte Hitler einerseits Expandertraining und liess andererseits seinen Körper Traubenzucker und Vitamine naschen. Die intravenös verabreichte Glukose sorgte nach zwanzig Sekunden für einen Energieschub im Gehirn, die kombinierten Vitamine liessen Hitler auch an kältesten Tagen in dünner SA-Uniform vor seinen Truppen oder dem Volk ohne Zeichen von körperlicher Schwäche Paraden abnehmen. Als er beispielsweise 1938 vor einer Rede in Innsbruck plötzlich heiser wurde, behob Morell diesen Missstand rasch mit einer Injektion.

Auch die Verdauungsbeschwerden besserten sich zunächst. Also wurde das versprochene Haus für den Leibarzt fällig – und zwar auf Berlins nobler Havelinsel Schwanenwerder, in direkter Nachbarschaft zu Propagandaminister Goebbels. Als komplettes Geschenk gab es die

repräsentative Villa zwar nicht: Die Morells mussten das von einem handgeschmiedeten Eisenzaun umgebene Anwesen Inselstrasse 24-26* für 338'000 Reichsmark selbst kaufen, erhielten allerdings von Hitler ein zinsloses Darlehen über 200'000 RM, das später als Behandlungshonorar verrechnet wurde. Das neue Heim brachte für den Promiarzt, der nun in die A-Liga aufgestiegen war, nicht nur Vorteile: Morell musste Haushaltskräfte anstellen und einen Gärtner; seine Fixkosten stiegen sprunghaft an, obwohl er nicht automatisch mehr verdiente. Aber er konnte jetzt nicht mehr zurück. Zu sehr genoss er seinen neuen Lebensstil, die unverstellte Nähe zur Macht.

Auch Hitler hatte sich an den Doktor mehr als gewöhnt, und die Kritik an dem korpulenten Mann, den viele im hart umkämpften Führerumfeld unappetitlich fanden, bürstete der Reichskanzler trocken ab: Morell sei nicht zum Beriechen da, sondern um ihn gesund zu halten. Kraft seines Amtes ernannte er den früheren Modearzt, um ihm einen Anstrich von Seriosität zu verpassen, 1938 ohne Habilitation zum Professor.

DER VOLKSKÖRPER AUF VOLKSDROGE

Die ersten Jahre in Morells Behandlung entwickelten sich zu einer äußerst erfolgreichen Periode für den von seinen Darmkrämpfen genesenen, stets hochdosiert vitaminisierten, kerngesunden und agilen Hitler. Stetig wuchs seine Zustimmung in der Bevölkerung. Dies hing vor allem damit zusammen, dass die deutsche Wirtschaft einen Aufschwung erlebte. Ökonomische Autarkie geriet zu einem Fixpunkt der Politik: Dadurch sollte ein hoher Lebensstandard, aber auch die spätere Kriegs-

* Die Immobilie war «avisiert» und zuvor im Besitz des jüdischen Bankiers Georg Solmmen. Nach dem Krieg erwarb sie Axel C. Springer.

fähigkeit garantiert werden. Die Expansionspläne lagen bereits in den Schubladen.

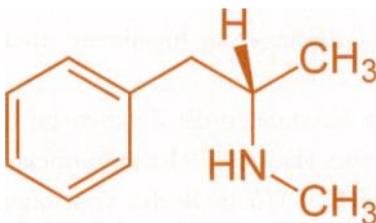
Dass Deutschland zu wenig natürliche Rohstoffe für eine bewaffnete Auseinandersetzung mit seinen Nachbarn besass, hatte der Erste Weltkrieg verdeutlicht, also mussten künstliche geschaffen werden: Synthetisches, aus Kohle hergestelltes Benzin sowie Buna (synthetischer Kautschuk) standen im Zentrum der Entwicklung der IG Farben, die im NS-Staat weiter an Macht gewann und sich als Global Player konsolidierte.⁴⁷ Ihr Aufsichtsrat bezeichnete sich selbst als «Rat der Götter». Unter Görings Ägide wurde die Wirtschaft in Vierjahresplänen gesteuert, um das Reich in allen jenen Stoffen vom Ausland unabhängig zu machen, die in Deutschland selbst produziert werden konnten. Natürlich umfasste das auch Drogen, denn wenn es um deren Herstellung ging, konnte den Deutschen nach wie vor niemand etwas vor machen. So liess die Rauschgiftbekämpfung der Nazis zwar den Konsum von Morphin und Kokain deutlich sinken, doch die Entwicklung synthetischer Stimulanzien wurde forciert und führte zu einer erneuten Blüte der pharmazeutischen Firmen. Die Belegschaften von Merck in Darmstadt, Bayer im Rheinland oder Boehringer in Ingelheim wuchsen, die Löhne stiegen.

Auch bei Temmler standen die Zeichen auf Expansion. Chefchemiker Dr. Fritz Hauschild* hatte mitbekommen, wie die Olympischen Spiele 1936 in Berlin von einem Stoff namens Benzzedrin beeinflusst worden waren, einem erfolgreichen Amphetamin aus den USA – und damals noch legalem Dopingmittel. Bei Temmler wurden nun alle Ent-

* Nach dem Krieg wurde Hauschild zu einem der führenden Sportphysiologen der DDR und gab in den Fünfzigerjahren aus seinem Institut an der Universität Leipzig Impulse zum DDR-Dopingprogramm, das den Arbeiter-und-Bauernstaat zum sportlichen Riesen machte. 1957 erhielt der Erfinder des Pervitin den Nationalpreis der DDR.

wicklungsressourcen in dieser Hinsicht gebündelt, da man überzeugt war, dass ein leistungssteigerndes Mittel perfekt in eine Zeit passe, in der alles von Aufbruch sprach. Hauschild griff dabei auf die Arbeit japanischer Forscher zurück, die ein äusserst anregendes Molekül mit dem Namen N-Methylamphetamin bereits 1887 zum ersten Mal synthetisiert und 1919 in Reinform kristallisiert hatten.* Entwickelt wurde der Wachmacher aus dem Ephedrin, einem Naturstoff, der die Bronchien erweitert, das Herz stimuliert und den Appetit hemmt. In der Volksmedizin Europas, Amerikas und Asiens war Ephedrin als Bestandteil der Meeresträubel-Pflanzen schon lange bekannt und auch im sogenannten Mormonentee in Verwendung.

Hauschild perfektionierte das Produkt und fand im Herbst 1937 ein neues Syntheseverfahren für Methamphetamin.⁴⁸ Kurz darauf, am 31. Oktober 1937, meldeten die Temmler-Werke mit dem ersten deutschen Methylamphetamin ihre eigene, an Potenz das amerikanische Benzedrin weit in den Schatten stellende Spielform der vitalisierenden Medikamente im Berliner Reichspatentamt an. Der Markenname: Pervitin.⁴⁹

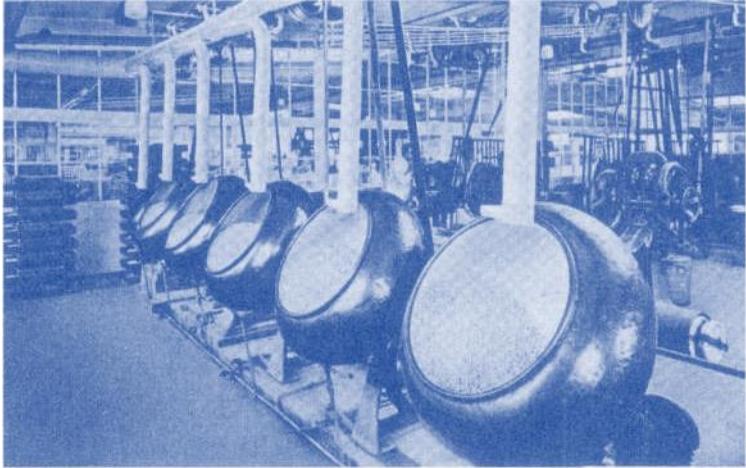


Was die molekulare Struktur betrifft, so gleicht der bahnbrechende Stoff dem Adrenalin und kann aufgrund des fast gleichen molekularen Aufbaus problemlos die sogenannte Blut-Hirn-Schranke passieren. Anders als beim Adrenalin verursacht Metthamphetamin allerdings keine

* Unter dem Markennamen Philopon/Hiropon war es dort im Handel und wurde später im Krieg auch von Kamikazepiloten eingesetzt.

plötzliche Blutdrucksteigerung, sondern wirkt sanfter und hält länger an. Die Wirkung entsteht, weil die Droge die Botenstoffe Dopamin und Noradrenalin aus den Nervenzellen des Gehirns herauskitzelt und in die synaptischen Spalten schüttet. Dadurch geraten die Hirnzellen untereinander in erregte Kommunikation; es kommt zu einer Art Kettenreaktion im Kopf. Ein neuronales Feuerwerk brennt ab, ein biochemisches Maschinengewehr schießt ununterbrochen Gedanken. Schlagartig fühlt der Konsument sich hellwach, empfindet eine Energieerhöhung; die Sinne sind bis aufs Äusserste geschärft. Man glaubt, lebendiger zu sein, bis in die Haar- und Fingerspitzen energetisiert. Das Selbstvertrauen steigt, es kommt zu einer subjektiv empfundenen Beschleunigung der Denkprozesse, einer Erzeugung von Euphorie, einem Gefühl der Leichtigkeit und Frische. Ein Ausnahmezustand wie bei einer plötzlichen Gefahr, wenn der Organismus alle Kräfte mobilisiert – auch wenn gar keine Gefahr besteht. Ein künstlicher Kick.

Doch Methamphetamin schüttet die Neurotransmitter nicht nur in die Spalten aus, sondern blockiert auch ihre Wiederaufnahme. Die Wirkung hält deshalb für lange Zeit an, oftmals über zwölf Stunden, was bei höherer Dosierung die Nervenzellen bis zur Schädigung beanspruchen kann, da die intrazelluläre Energieversorgung in Mitleidenschaft gezogen wird. Die Neuronen laufen heiss, das Geschnatter im Kopf hört nicht mehr auf: wie ein Radio, das nicht mehr ausgeschaltet werden kann. Nervenzellen geben auf, sterben unwiderruflich ab. Es kann zu Wortfindungs-, zu Aufmerksamkeits- und Konzentrationsstörungen, einem allgemeinen Gehirnbau kommen, was Gedächtnis, Gefühle und Belohnungssystem betrifft. Fehlt dem Konsumenten nach Abklingen der Wirkung die künstliche Stimulanz, ist dies ein Zeichen für leere Hormonspeicher, die sich erst im Laufe einiger Wochen wieder auffüllen müssen. In der Zwischenzeit stehen weniger Neurotransmitter zur



Der Dragierraum bei Temmler

Verfügung: Antriebslosigkeit, Depressionen, Freudlosigkeit und kognitive Störungen können die Folgen sein.

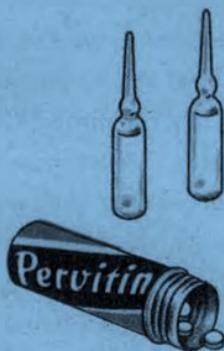
Solche möglichen Nebenwirkungen sind mittlerweile erforscht, standen allerdings bei Temmler, wo man voller Stolz auf das neue Produkt war, nicht im Vordergrund. Die Firma roch vielmehr ein Bombengeschäft und beauftragte mit Mathes & Sohn eine der erfolgreichsten Werbeagenturen Berlins mit einer Kampagne, wie sie Deutschland noch nicht gesehen hatte. Als Vorbild diente kein Geringerer als die Coca-Cola Company, die ebenfalls ein anregendes Produkt vermarktete und mit ihrer Reklamestrategie um das Schlagwort *eisgekühlt* riesige Erfolge mit ihrer braunen Brause feierte.

In den ersten Wochen und Monaten des Jahres 1938, als Pervitin seinen Siegeszug begann, tauchten auf den Litfasssäulen, den Aussenseiten von Strassenbahnen und in den Omnibussen, in S- und U-Bahn-Linien Berlins Plakate auf. Modern-minimalistisch nannten sie ledig-

lich den Markennamen und verwiesen auf die medizinischen Indikationen: Kreislauf- und Antriebsschwäche, Depressionen. Dazu war das orange-blaue Pervitin-Röhrchen abgebildet, die charakteristische Verpackung mit dem geschwungenen Schriftzug. Zeitgleich – ein weiterer Branchentrick – erhielten alle Berliner Ärzte einen Brief von Temmler, worin es unverblümt hiess, es sei Ziel der Firma, die Mediziner persönlich zu überzeugen: Was einem selbst gefalle, das empfehle man doch gern weiter. Gratispillen mit drei Milligramm Inhaltsstoff lagen bei sowie eine frankierte Antwortpostkarte: *«Sehr geehrter Herr Doktor! Ihre Erfahrungen mit Pervitin, auch weniger günstige, sind uns wertvoll. Für die Abgrenzung des Indikationsgebietes. Wir wären Ihnen darum für eine Mitteilung auf dieser Karte sehr dankbar.»*⁵⁰ Ein Stoff in der Testphase. Sowie der alte Dealertrick: Die erste Dosis gibt es umsonst.

Vertreter der Temmler-Werke besuchten Grosspraxen, Krankenhäuser, Unikliniken überall im Land, hielten Vorträge und verteilten die neue Selbstbewusstseinsdroge, das Aufpulverungsmittel, das Aufgewecktheit versprach. In der Firmendarstellung hiess es, die durch Pervitin «wiedererwachende Lebensfreude bei resignierenden Menschen (ist) eine der wertvollsten Gaben (...), die den Kranken mit dem neuen Mittel gespendet werden kann». Selbst «die Frigidität der Frauen ist einfach durch Pervitin-Tabl. zu beeinflussen. Die Behandlungstechnik ist denkbar einfach: täglich 4 halbe Tabletten weit entfernt von den Abendstunden zehn Tage im Monat durch 3 Monate hindurch. Damit sind sehr gute Ergebnisse zu erzielen, durch eine Stärkung der Libido und Sexualkraft der Frau.»⁵¹ Auf dem Beipackzettel stand ausserdem, das Mittel gleiche Entzugserscheinungen von Alkohol, Kokain und sogar Opiaten aus. Eine Art Gegenrauschgift also, das alle Gifte, zumal die illegalen, ersetzen sollte. Der Genuss *dieser* Substanz wurde nämlich nicht sanktioniert, das Methamphetamin im Gegenteil als eine Art Allheilmittel missverstanden.

Stimulans
für
Psyche und Kreislauf



Depressionen
Hypotonie
Müdigkeit
Narkolepsie
postoperative
Rekonvaleszenz

Pervitin
1-Phenyl-2-methylamino-propan-hydrochlorid

T E M M L E R - W E R K E / B E R L I N

Werbeplakat für das vermeintliche Allheilmittel

Auch eine systemstabilisierende Komponente sprach man dem Stoff zu: «Wir leben ja in einer energiegespannten Zeit, die höhere Leistungen verlangt und uns grössere Verpflichtungen auferlegt als je eine Epoche zuvor», schrieb der Chefarzt eines Krankenhauses. Die unter industriellen Laborbedingungen in gleichbleibender reiner Qualität hergestellte Pille solle dabei helfen, Leistungs Verweigerung entgegenzuwirken und «Simulanten, Arbeitsunwillige, Miesmacher und Nörgler» in den Arbeitsprozess zu integrieren.⁵² Der Tübinger Pharmakologe Felix Haffner schlug die Verordnung des Pervitins sogar als «höchstes Gebot» vor, wenn es um «den letzten Einsatz für das Ganze» gehe: eine Art «chemischer Befehl».⁵³

Doch den Deutschen musste die Einnahme des euphorisierenden Mittels gar nicht befohlen werden. Der Hunger nach potenter Hirnnahrung war ohnehin vorhanden. Der Konsum wurde nicht etwa von oben angeordnet, lief also nicht *top down*, wie man es in einer Diktatur erwarten könnte, sondern *bottom up*, von unten nach oben.⁵⁴ Das sogenannte Weckamin schlug ein wie eine Bombe, verbreitete sich wie ein Virus, ging wie geschnitten Brot und war bald so selbstverständlich wie eine Tasse Kaffee. «Pervitin wurde zu einer Sensation», berichtete ein Psychologe: «Es fand schnell Eingang in weiteste Kreise; Lernende nahmen das Mittel, um die Anstrengungen der Prüfungen besser überstehen zu können; Fernsprechbeamtinnen und Krankenschwestern, um den Nachtdienst durchzuhalten, schwer körperlich oder geistig Arbeitende, um zu Höchstleistungen zu gelangen.»⁵⁵

Ob es Sekretärinnen waren, die damit schneller tippten, Schauspieler, die sich vor der Vorstellung auffrischten, Schriftsteller, die die Stimulanz des Methamphetamins für klare Nächte am Schreibtisch nutzten, oder Arbeiter an den Fließbändern der grossen Fabriken, die aufgeputscht ihren Ausstoss erhöhten – Pervitin verbreitete sich in allen Schichten. Möbelpacker packten mehr Möbel, Feuerwehrleute löschten

schneller Feuer, Friseur schneiden rascher Haare, Nachtwächter schliefen nicht mehr ein, Lokomotivführer führten, ohne zu murren, ihre Lokomotiven, und Fernfahrer bretterten, ohne Pause machen zu müssen, über die in Rekordzeit fertiggestellte Autobahn. Das Nickerchen nach dem Mittagessen fiel kollektiv aus. Ärzte kurierten sich selbst damit, Geschäftsleute, die von Sitzung zu Sitzung eilen mussten, peppten sich auf; Parteileute hielten es ebenso, gleichfalls die SS.⁵⁶ Stress wurde ab- und sexueller Appetit aufgebaut, Motivation künstlich gesteigert.

Ein Mediziner schrieb: «Ich habe auch an mir im Selbstversuch beobachtet, dass körperlich und geistig eine angenehme Energiezunahme zu bemerken ist, die mich seit einem halben Jahr veranlasst, Arbeitskameraden, Hand- und Geistesarbeitern, besonders zeitweilig übermäßig angespannten Volksgenossen, auch Rednern, Sängern (beim Lampenfieber), Examenskandidaten Pervitin zu empfehlen. (...) Eine Dame benützt das Mittel gern (ca. 2x2 Tabletten) vor Gesellschaften; eine andere erfolgreich an besonders anstrengenden Werktagen (bis zu 3x2 Tabletten täglich).»⁵⁷

Pervitin wurde zum Symptom der sich entwickelnden Leistungsgesellschaft. Selbst eine mit Methamphetamin versetzte Pralinsorte kam auf den Markt. Pro Genusseinheit waren stolze vierzehn Milligramm Methamphetamin beigemischt – beinahe das Fünffache einer Pervitin-Pille. *Hildebrand-Pralinen erfreuen immer* lautete der Slogan der potenten Leckerei: *Mother's little helper*. Die Empfehlung lautete forsch, drei bis neun Stück davon zu essen, mit dem Hinweis, dies sei, ganz anders als Koffein, ungefährlich.⁵⁸ Die Hausarbeit ginge dann leichter von der Hand, zudem schmolzen bei dieser aussergewöhnlichen Süßigkeit sogar die Pfunde, da der Schlankmacher Pervitin den restlichen Appetit zügle.



Mehr Freude bei der Hausarbeit: eine methamphetaminhaltige Pralinsorte

Zur effektiven Kampagne gehörte auch ein Aufsatz von Dr. Fritz Hauschild in der angesehenen *Klinischen Wochenschrift*. Darin sowie drei Monate später in derselben Zeitschrift unter der Überschrift «Neue Spezialitäten»⁵⁹ berichtete er von der äusserst stark erregenden, stimulierenden Wirkung des Pervitins, von Energiezunahme und Steigerung des Selbstbewusstseins wie der Entschlusskraft. Die gedanklichen Assoziationen liefen rascher ab, auch körperliche Arbeiten könnten leichter ausgeführt werden. Seine vielseitige Verwertbarkeit in der inneren und allgemeinen Medizin, Chirurgie und Psychiatrie schein umfangreiche Indikationsgebiete zu sichern und zugleich zu neuen wissenschaftlichen Fragestellungen anzuregen.

Auf diese Fragestellungen stürzten sich in Folge die Universitäten überall im Reich. Den Anfang machte Professor Schoen von der Poliklinik Leipzig, der von «einer stundenlang anhaltenden psychischen Stimulation, Verschwinden von Schlafbedürfnis und Müdigkeit, stattdessen Aktivität, Redefluss, Euphorie» berichtete.⁶⁰ Pervitin wurde unter Forschern en vogue – vielleicht auch, weil es am Anfang so grosse Freude bereitete, es selbst zu nehmen. Eigenversuche gehörten zum guten Ton: «Zunächst darf über die persönlichen Erfahrungen im Selbstversuch nach wiederholter Einnahme von 3-5 Tabletten (9-15 mg) Pervitin berichtet werden, auf Grund derer wir uns überhaupt einmal orientierten über die psychischen Wirkungen.»⁶¹ Immer neue Vorzüge traten zutage. Eventuelle Nebenwirkungen blieben im Hintergrund. Die Professoren Lemmel und Hartwig von der Universität in Königsberg meldeten gesteigerte Aufmerksamkeit und Konzentrationsfähigkeit und rieten: «In diesen ereignisreichen Zeiten des Konflikts und der Expansion ist es eine der grössten Aufgaben des Arztes, die Leistungsfähigkeit des Einzelnen zu erhalten und nach Möglichkeit noch zu stei-

* Dies ist in etwa die Menge, die bei einer typischen kontemporären Einnahme von Crystal Meth zur Anwendung kommt.

gern.»⁶² Eine Studie zweier Hirnforscher aus Tübingen wollte eine Beschleunigung des Denkprozesses durch Pervitin nachgewiesen haben und eine generelle Energiesteigerung. Auch seien Entschlusshemmungen, Hemmungen allgemeiner Art sowie Depressionen gebessert worden. Eine Intelligenzprüfung habe eine deutliche Erhöhung ergeben. Aus München, von einem Professor Püllen, kamen Daten aus «vielen hundert Fällen», die diese Aussagen unterstützten. Er berichtete von einem rundum stimulierenden Effekt auf das Grosshirn, den Kreislauf und das vegetative Nervensystem. Zudem hatte er bei «einmaliger Hochdosierungsbeigabe von 20 Milligramm eine deutliche Furchtreaktion» festgestellt.⁶³ Nicht überraschend, dass die Firma Temmler Ärzte mit diesen positiven Ergebnissen per Briefpost versorgte und regelmässig auf dem Laufenden hielt.

Pervitin passte zum Zeitgeist wie die Faust aufs Auge. Tatsächlich schien es ja, als das Mittel den Markt eroberte, Gründe zu geben, an ein Ende aller Depressionen zu glauben. Zumindest ging es jenen Deutschen so, die ökonomisch von der NS-Zwangsherrschaft profitierten, und das waren die meisten. Hatten 1933 viele noch an ein rasches Ende des neuen Kanzlers geglaubt und ihm wenig zugetraut, sah die Sache ein paar Jahre später ganz anders aus. Zwei Wunder hatten sich ereignet, auf wirtschaftlichem wie militärischem Gebiet. Dadurch waren die beiden drängendsten Problemfelder der deutschen Gesellschaft der Dreissigerjahre abgedeckt. Gab es bei der Machtübernahme der Nazis sechs Millionen Arbeitslose und nur einhunderttausend Soldaten unter schlechter Bewaffnung, war 1936 trotz einer fortdauernden globalen Krise quasi Vollbeschäftigung erreicht, und die Wehrmacht stand als eine der schlagkräftigsten Armeen Europas da.⁶⁴

Die aussenpolitischen Erfolge mehrten sich, ob es sich um die Remilitarisierung des Rheinlandes handelte, die Annexion Österreichs

oder die «Heimholung der Sudetendeutschen ins Reich». Die Westmächte ahndeten diese Verstösse gegen die Versailler Verträge nicht, im Gegenteil, sie machten immer weitere Zugeständnisse, weil sie hofften, auf diese Weise einen erneuten Krieg in Europa verhindern zu können. Doch Hitler liess sich von diplomatischen Erfolgen nicht besänftigen. «Wie ein Morphinist, der sein Gift nicht aufgeben kann, so konnte er nicht lassen von Plänen zu neuen Machtergreifungen, Überumpelungen, geheimen Marschbefehlen und prunkvollen Einzügen», beschreibt der Historiker und Schriftsteller Golo Mann den Charakter des Imperators aus Braunau.⁶⁵ Die Alliierten verkannten: Hitler war *nie* zufrieden. Dauernd und in jeder Hinsicht mussten Grenzen überschritten werden, vor allem, wenn es um die Staatsgrenzen ging. Vom Deutschen Reich zum Grossdeutschen Reich zum geplanten Germanischen Weltreich: Die permanent benötigte Dosissteigerung lag in der Natur der nationalsozialistischen Sache, und dazu gehörte in erster Linie der Hunger nach neuen Territorien. Die Slogans *Heim ins Reich* und *Volk ohne Raum* brachten dies auf den Punkt.

Bei der Zerschlagung der Tschechoslowakei hatte Leibarzt Morell seine Finger sogar direkt im Spiel. In der Nacht zum 15. März 1939 weilte der gesundheitlich angeschlagene tschechoslowakische Präsident Emil Hacha zu einem mehr oder minder erzwungenen Staatsbesuch in der Neuen Reichskanzlei. Doch ein Papier, das ihm die Deutschen vorlegten, de facto eine Kapitulation seiner Truppen vor der Wehrmacht, wollte er nicht unterzeichnen, erlitt einen Kreislaufkollaps und war nicht mehr ansprechbar. Dringlich rief Hitler nach Morell, der eilte mit Koffer und Spritzenbesteck herbei und injizierte dem bewusstlosen ausländischen Staatsgast ein derart anregendes Mittel, dass Hacha binnen Sekunden wie von den Toten wiederauferstand. Er unterzeichnete das Papier, das das vorläufige Ende seines Staates besie-

gelte. Schon am nächsten Morgen zog Hitler kampfflos in Prag ein. Während der folgenden Jahre, in denen Hacha dem «Protektorat Böhmen und Mähren» vorstand, zu dem Teile seines Landes reduziert worden waren, blieb er Morells treuer Patient. Pharmakologie als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln.

In jenem ersten Halbjahr 1939, den letzten Monaten im Frieden, erreichte Hitlers Popularität einen vorläufigen Höhepunkt. «Was hat der Mann alles geschafft?» lautete ein Standardspruch jener Tage, und viele Volksgenossen wollten ebenfalls ihre Leistungsfähigkeit unter Beweis stellen. Es war eine Zeit, in der sich Anstrengung wieder zu lohnen schien. Eine Zeit auch der gesellschaftlichen Anforderungen: Man *musste* dazugehören und *musste* erfolgreich sein – schon allein, um kein Misstrauen zu erregen. Der allgemeine Aufschwung produzierte gleichsam die Sorge, bei dem rasanten Tempo nicht mithalten zu können. Auch die zunehmende Schematisierung der Arbeit stellte neue Anforderungen an den Einzelnen, der zum funktionierenden Rädchen im Getriebe wurde. Jede Hilfe wurde da gern genommen, um in Stimmung zu geraten – auch jede chemische.

Pervitin erleichterte somit dem Einzelnen den Zugang zu der grossen Aufregung und propagierten «Selbstheilung», die das deutsche Volk angeblich erfasst hatte. Der starke Stoff mauserte sich zu einem *Lebensmittel*, das auch ihr Hersteller nicht allein auf den ärztlichen Sektor beschränkt sehen wollte. «Deutschland, erwache!» hatten die Nazis gefordert. Methamphetamin sorgte nun dafür, dass das Land wach *blieb*. Angefeuert von einem verhängnisvollen Rauschcocktail aus Propaganda und pharmakologischem Wirkstoff, gerieten die Menschen immer mehr in Abhängigkeit.

Die utopische Vorstellung einer sozialharmonischen, sich auf Überzeugungen stützenden Gemeinschaft, wie sie der Nationalsozialismus gern propagierte, erwies sich angesichts des realen Wettstreits indivi-

dueller wirtschaftlicher Interessen in einer modernen Leistungsgesellschaft als Trugbild. Methamphetamin überbrückte die entstehenden Bruchstellen, und die Dopingmentalität verbreitete sich bis in jeden Winkel des Reichs. Pervitin ermöglichte dem Einzelnen das Funktionieren in der Diktatur. Nationalsozialismus in Pillenform.

TEIL II

**SIEG HIGH – BLITZ-KRIEG IST
METHAMPHETAMIN-KRIEG (1939-1941)**



Schütze Heinrich Böll lernte die Droge früh schätzen.

«Die Musik ist manchmal wirklich ein grosser Trost für mich (im Übrigen Pervitin nicht zu vergessen, das ganz besonders nach Nächten mit Alarm wunderbare Dienste tut).»⁶⁶

Der da von der Front nach Hause an die Eltern schrieb, wurde später Literatur nobelpreisträger und konnte auch nach dem Krieg, wenn er am Schreibtisch sass, auf die «wunderbaren Dienste» des Methamphetamins nicht verzichten. Abhängig geworden ist er als Soldat – um sich funktionsfähig zu halten und die Strapazen des Krieges durchzustehen: «Denkt bitte daran, dass Ihr mir bei nächster Gelegenheit, möglichst in einem Kuvert, Pervitin schickt. Vater kann es ja von seiner verlorenen Wette bezahlen»⁶⁷ heisst es in einem weiteren Brief aus dem Krieg.

Heinrich Böll spricht über seine Pervitin-Einnahme mit einer Selbstverständlichkeit, die darauf schliessen lässt, dass ihm die Wirkung geläufig war – nicht aber die Gefahren: «Wenn die nächste Woche so schnell vorübergeht wie die letzte, bin ich schon froh. Schickt mir doch bei Gelegenheit noch einmal Pervitin; das kann ich jetzt bei den vielen Wachen gut gebrauchen; und etwas Speck, wenn es möglich ist, für Kartoffeln zu braten.»⁶⁸ Seine lapidaren wie häufigen Erwähnungen des Aufputzmittels deuten darauf hin, dass auch seine Familie im Umgang damit vertraut war und den Gebrauch keineswegs missbilligte: «Liebe Eltern und Geschwister! Ich habe jetzt Zeit genug, Euch zu

Dombrow. 10. 9. 39
→ 111 111

Lebe Leben — Gedachte!

Eure beiden Briefe und Vaters Karte habe ich heute erhalten. Radt herliche Kunde. Das ist mir immer sehr gut, wenn ich von zu Hause etwas höre. Besuche haben vorläufig keinen Sinn, der uns kommen aus der Kasse wird raus (wahrscheinlich hier erst viel Warten) und zu viel der Dinger notwendig sind ~~und~~ rein. Ich möchte aber auch — vor allem das — keinen Besuch hier empfangen, denn dann man ein mal wieder die Amerikaner der Heimat gegen hat, welche ich, und so habe ich mich schon für gewisse der Hand in Kasse, und ihr müßt verstehen, wenn ich später um 2407-4 Tage schreibe. Heute schreibe ich schließlich von Pervitin!

Hilf mir ein bisschen auszuweichen, ich bin vermisst und man möchte nicht hören, das fruchtbar bleibt sein

Einer der vielen Pervitin-Briefe des späteren Literaturnobelpreisträgers

schreiben, und vor allem Ruhe dazu. Ich bin natürlich hundemüde, denn ich habe gestern Nacht nur zwei Stunden geschlafen, und diese Nacht werde ich auch nicht mehr als drei Stunden Schlaf haben, aber ich muss jetzt eben wach bleiben. Pervitin wird übrigens bald anfangen zu wirken, und das wird mir über diese Müdigkeit hinweghelfen. Draussen ist es ungewöhnlich hell im Mond, sternenklar und sehr kalt.»⁶⁹ Immer wieder scheint für Böll der Schlaf der grosse Widersacher zu sein: «Ich bin todmüde und will nun Schluss machen. Schickt mir nach Möglichkeit bald noch etwas Pervitin und von den Hillhall- oder Kamil-Zigaretten.»⁷⁰ Und an anderer Stelle: «Der Dienst ist stramm, und Ihr müsst verstehen, wenn ich späterhin nur alle 2-4-Tage schreibe. Heute schreibe ich hauptsächlich um Pervitin!»⁷¹

Ist Schütze Böll ein Einzelfall? Oder kam es auch bei der Armee, ähnlich wie in der zivilen Gesellschaft, zu einem Massenmissbrauch – standen womöglich Hunderttausende oder gar Millionen deutscher Soldaten bei ihren Eroberungsfeldzügen unter dem Einfluss von Methamphetamin? Hatte die Suchtdroge, die zusätzliche Energien versprach, sogar Einfluss auf den Verlauf des Zweiten Weltkrieges? Eine Reise durch die Tiefen der Archive beginnt.

BEWEISAUFNAHME: BUNDESARCHIV-MILITÄRARCHIV, FREIBURG

Von einem Sicherheitszaun mit Stacheldraht umgürtet und einem sächelnden Pförtner bewacht, befindet sich in Freiburg im Breisgau das *Militärarchiv des Deutschen Bundesarchivs*. Wer hier ein Rechercheinteresse geltend machen kann, dem öffnen sich per Lichtschranke die Stahltüren, und es saugt einen in penibel saubere Arbeitsräume hinein, deren Fenster automatisch mit Lamellenjalousinen abgedunkelt wer-

den, wenn draussen zu viel Sonne scheint. Computer ermöglichen den Zugriff auf Lagerhallen voller Dokumente, die von oben bis unten mit Rollordnern bestückt sind. Millionen Tote haben Millionen Akten hinterlassen. Hier ist das Drama der deutschen Kriege recherchierbar.

Zumindest theoretisch. Denn es wird zwar vieles aufgehoben, doch ist es nicht leicht, den Wust effektiv zu sichten, die wertvolle Information im Big Data der bürokratischen Sammelwut zu finden. Die Verschlagwortung, die in den Rechnern eingesehen und nach der alles durchforstet werden kann, pickt stets nur wenige Aspekte einer Akte heraus. Erschwerend kommt hinzu, dass die Stichwörter vor Dekaden angelegt wurden, als andere Forschungsschwerpunkte galten. In den Nachkriegsjahren mass man zum Beispiel medizinhistorischen Details weniger Bedeutung bei als heute. Auch die Einbeziehung subjektiver Eindrücke oder Stimmungsbilder musste hinter offiziellen Vorgängen zurücktreten. So basiert der Zugriff auf die Vergangenheit, obwohl von den neusten Technologien unterstützt, auf einem vergangenen Geschichtsverständnis.

DAS DEUTSCHE HEER ENTDECKT EINE DEUTSCHE DROGE

Die Karriere des Methamphetamins bei der Wehrmacht ist untrennbar verknüpft mit einem asketisch wirkenden Oberstabsarzt mit schmaltem Gesicht und dunkelbraunen, auf den wenigen von ihm erhaltenen Aufnahmen stets überintensiv blickenden Augen. Prof. Dr. Otto F. Ranke war 38 Jahre alt, als er zum Leiter des Instituts für allgemeine und Wehrphysiologie ernannt wurde – eine Schlüsselposition, auch wenn das noch niemand ahnte.

Die Physiologie war in der damaligen Medizin eine Randdisziplin.

Sie behandelt das Zusammenwirken der physikalischen und biochemischen Vorgänge der Zellen, Gewebe und Organe. Eine Art Gesamtchau und ganzheitlicher Ansatz, um einen Organismus zu verstehen. Die *Wehrphysiologie* wiederum beschäftigt sich mit den speziellen Belastungen von Soldaten – mit dem Ziel, die Leistung einer Armee aus medizinischer Hinsicht zu optimieren und Schäden durch zu starke Beanspruchung oder äussere Einflüsse zu vermeiden. In einer Zeit, in der sich das Militär als moderne Organisation zu verstehen begann und Soldaten als «beseelte Motoren»⁷² bezeichnet wurden, bestand Rankes Aufgabe darin, diese vor Abnützung, sprich Dienstunfähigkeit zu bewahren. Er hatte die Einzelteile so zu schmieren, dass die Maschine optimal lief, und war eine Art Leistungscoach für das deutsche Heer – sowie Gadget-Erfinder. Im Laufe der Jahre entwickelte Ranke so unterschiedliche Dinge wie ein Sichtgerät zur Enttarnung künstlichen Grüns (von Tarnanzügen, z.B. im Wald), neue Staubschutzbrillen für Motorradfahrer, kugelsichere und zugleich schweissdurchlässige Tropenhelme für das Afrikakorps oder Lauschmikrofone zur Verbesserung des Richtungshörens für die Abwehr.

Rankes Wehrphysiologisches Institut war eine Abteilung der Militärärztlichen Akademie in der Berliner Invalidenstrasse, untergebracht in einer weitläufigen Anlage im Stile des friderizianischen Neobarocks, in dem sich heute das Bundesministerium für Wirtschaft und Energie befindet. *SCIENTIAE HUMANITÄT! PATRIAE* stand in geschwungenen goldenen Lettern im Relief des Mansarddaches über dem Hauptportal: *Der Wissenschaft – Der Menschlichkeit – Dem Vaterland*. Von 1934 bis 1945 bildete das Heer hier seinen Sanitätsoffiziersnachwuchs aus. Die preussisch geprägte Eliteeinrichtung, kurz *MA* genannt, beherbergte die grösste medizinisch-wissenschaftliche Bibliothek Europas, besass eine ausgezeichnete Gerätesammlung in einem zweigeschossi-

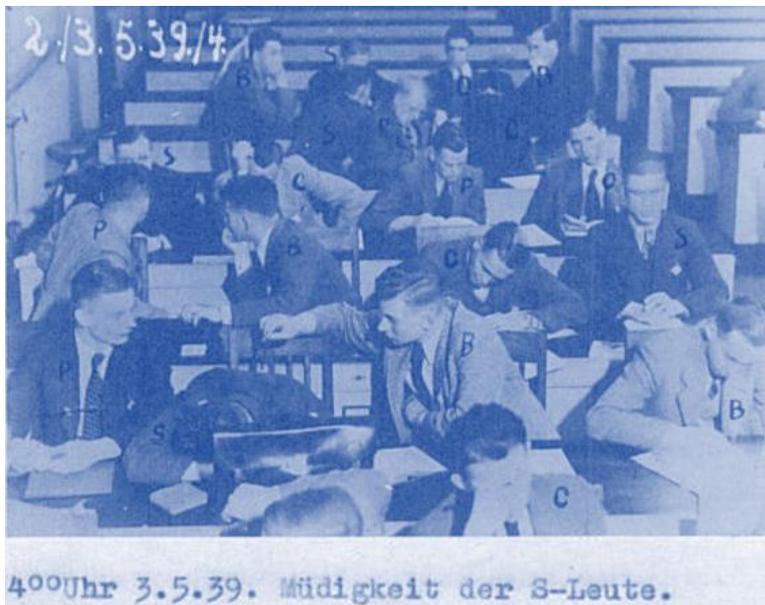
gen, mit modernster Technik ausgerüsteten Laborgebäude, wies mehrere grosse Hörsäle, Lesezimmer, Aulen und Gesellschaftsräume auf, eine Ehrenhalle mit den Büsten Virchows, von Helmholtz', von Behrings und anderer Mediziner und Forscher, die an diesem Ort, wie es hiess, für die Wissenschaft unvergängliche Dienste geleistet hatten. Modernste Turn- und Schwimmhallen gehörten ebenso zum Komplex wie der fünfgeschossige Wohntrakt mit komfortablen Doppelzimmern für die 800 Sanitätsoffiziersanwärter, die *Pfeifhähne* genannt wurden, eine berlinerische Verballhornung von «Pepin», was auf die «Pépinière» zurückging, die einstige Ausbildungsstätte für Militärärzte unter den preussischen Königen, aus der die Creme der medizinischen Wissenschaft des 19. Jahrhunderts hervorgegangen war. In deren Nachfolge sahen sich selbstbewusst die Zöglinge der MA mit Reichsadler und Hakenkreuz auf ihrer schicken Uniform. Auch einen Reitstall mit neunzig Pferden gab es, mehrere Reitbahnen, Krankenställe mit Veterinäroffizier und eigener Schmiede.

Im grossen Gebäuderiegel, der den Innenhof nach hinten abgrenzte, befanden sich die wissenschaftlichen Abteilungen: das Institut für Pharmakologie und Wehrtoxikologie, das Laboratorium für Serumkonservierung, das Luftfahrtmedizinische Forschungsinstitut unter Leitung von Prof. Hubertus Strughold (der nach dem Krieg gemeinsam mit Wernher von Braun die US-Raumfahrt ermöglichte) sowie das Wehrphysiologische Institut unter Otto Ranke, das 1938 aus nur einem zusätzlichen Hilfsarzt, drei Medizinalpraktikanten und wenigen zivilen Schreibkräften bestand. Doch der ehrgeizige Ranke plante, seine Abteilung zügig auszubauen, und dabei sollte ihm eine Sache helfen, die er für die Wehrmacht erschloss – ein kleines Molekül, das dort gross Karriere machte.

VOM GRAUBROT ZUM HIRNFOOD

Als führender Wehrphysiologe des Dritten Reiches kannte Ranke einen Hauptfeind, und das waren nicht die Russen im Osten und auch nicht die Franzosen oder Briten im Westen. Der Gegner, den er zur Strecke bringen wollte, hiess Müdigkeit – ein unheimlicher, schwer zu greifender Antagonist, der regelmässig die Kämpfer ausschaltete, sie niederstreckte und zum Ausruhen zwang. Und ein Soldat, der schläft, ist ein nutzloser, zur Leistung unfähiger, ein gefährdeter Soldat – denn wemöglich schläft der Feind ja gerade nicht. Wer müde ist, zielt schlechter, schießt planlos, fährt weniger geschickt Motorrad, Auto oder Panzer. In Rankes Worten: «Abspannung am Kampftag kann schlachtentscheidend sein. (...) Oft ist im Gefecht das Aushalten in der letzten Viertelstunde wesentlich.»⁷³

Ranke hatte Ermüdungsbekämpfung zur Chefsache erklärt, und als er im Frühjahr 1938, anderthalb Jahre vor Kriegsausbruch, in der *Klinischen Wochenschrift* die Lobeshymne des Temmler-Chemikers Hauschild auf dessen Wachhaltemittel Pervitin las, wurde er hellhörig. Die Behauptung, das Mittel ver helfe zu einem zwanzig Prozent höheren Atemvolumen und einer grösseren Aufnahme von Sauerstoff – damals Messgrössen für Leistungssteigerung –, liess ihn nicht mehr los. Er beschloss, der Sache auf den Grund zu gehen, und veranstaltete mit zunächst neunzig, später einhundertfünfzig angehenden Sanitätsoffizieren freiwillige Blindversuche, gab ihnen Pervitin (P), Coffein (C) oder Scheintabletten (S). Dann liess er sie die ganze Nacht hindurch (beim zweiten Versuch sogar von 20 Uhr bis 16 Uhr am nächsten Tag) mathematische und andere Aufgaben lösen. Die Ergebnisse schienen eindeutig: Die «S-Leute» lagen gen Morgengrauen mit den Köpfen auf den Bänken, die Pervitinierten hingegen waren nach wie vor manisch bei der Sache, mit «frischen Gesichtern (...) körperlich und geistig regsam», wie es im Versuchsprotokoll heisst. Auch nach über 10 Stunden



4.¹⁵ Uhr krampfhaftes Wachhalten der S.-Leute.

S für Scheintabletten, B für Benzedrin, C für Coffein, P für Pervitin ...



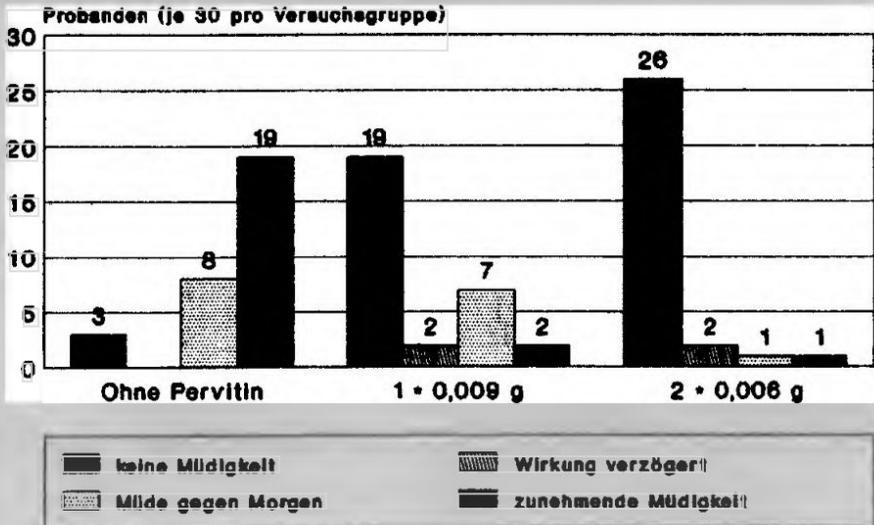
5.⁴⁰ Uhr 26.4.39. Teilnahmslosigkeit der G-Leute.



5.²⁰ Uhr Schlafen und Teilnahmslosigkeit der S- Leute.

... die ersten systematischen Drogenversuche der Militärgeschichte

Schlafbeseitigungsmittel Pervitin Versuch an 90 Fährnichen vom 27.-29.9.38 in der MA in Berlin



andauernder Konzentration fühlten sie sich noch «so, dass sie ausgehen möchten»⁷⁴.

Doch Ranke stellte nach Auswertung der Testbögen nicht nur Positives fest. Vorgänge, die dem Grosshirn höhere Abstraktionsleistungen abforderten, wurden von den Pervitin-Konsumenten nicht sonderlich gut bewältigt. Zwar ging das Rechnen schneller vonstatten, aber auch fehlerhafter. Zudem ergab sich keinerlei Steigerung der Konzentrations- und Merkfähigkeit bei komplexeren Fragen und nur eine geringgradige bei den allerstumpfsinnigsten Aufgaben. Pervitin hielt gesichert vom Schlafen ab, schlauer machte es nicht. Ideal also für Soldaten, lautete das nicht einmal zynische Fazit aus diesen wohl ersten systematischen Drogenversuchen der Militärgeschichte: «Ein hervorragendes Mittel zum Hochreissen einer ermüdeten Truppe. (...) Es ist

wohl verständlich, welche überragende militärische Bedeutung es haben würde, wenn es gelänge, die natürliche Ermüdung durch ärztliche Massnahmen für den Tag des Einsatzes einer Truppe vorübergehend zu beseitigen. (...) Ein militärisch wertvoller Stoff.»*

Von diesem Ergebnis beflügelt, schlug Ranke grösser angelegte Testreihen an regulären Einheiten vor.⁷⁶ Zu seiner Überraschung verhallte der Ruf. Im Bendlerblock, dem Sitz des Allgemeinen Heeresamtes (und heute des Bundesverteidigungsministeriums), erkannte man die Brisanz der Droge nicht – weder Möglichkeiten noch Gefahren. Während der aufstrebende Wissenschaftler Ranke bereits den Soldaten der Zukunft konzipierte, zu dessen Ausrüstung auch synthetische Alkaloide gehörten, die zentral am Gehirn in damals unbekannter Weise angriffen⁷⁷, waren seine Vorgesetzten, die Militärbürokraten bei der Sanitätsinspektion, noch nicht so weit. Jene überlegten, ob Graubrot oder Weissbrot für die Truppenverpflegung besser sei – Ranke war längst beim Hirnfood angelangt. So dachte er vorweg, was der Berliner Arzt und Schriftsteller Gottfried Benn, noch zu Kaisers Zeiten ausgebildet an der Vorgängerinstitution der Militärärztlichen Akademie, wenige Jahre später in seinen programmatischen Sätzen formulierte, die den Menschen per se als modern beschreiben: «Potente Gehirne aber stärken sich nicht durch Milch, sondern durch Alkaloide. Ein so kleines Organ von dieser Verletzlichkeit, das es fertigbrachte, die Pyramiden und die Gammastrahlen, die Löwen und die Eisberge nicht nur anzugehen, sondern sie zu erzeugen und zu denken, kann man nicht wie ein Vergissmeinnicht mit Grundwasser begiessen, Abgestandenes findet sich schon genug.»⁷⁸ So steht es in Benns Essay «Proviziertes Leben»,

* Billig war es ausserdem: Die militärische Durchschnittsdosis, so kalkulierte Ranke, betrug vier Tabletten pro Tag, was im Apothekeneinkaufspreis 16 Pfennig kostete, während Kaffee mit etwa 50 Pfennig pro Nacht zu Buche schlug: «Die Weckmittel sind also wirtschaftlicher.»⁷⁵

und die Provokationen, die er meint, das sind die Änderungen der neuronalen Ströme, sind neue Gedanken, frische Ideen, hervorgerufen durch unkonventionelle Nahrung für das Gehirn.

Kein Wunder, dass sich die Kunde vom Weckamin mit der frappanten Wirkung bei den jungen Sanitätsoffiziersanwärtern rasch herum sprach. Unter hohem Leistungsdruck stehend bei ihrem harten Medizinstudium, erwarteten sie bald wahre Wunder von dem angeblich leistungssteigernden Mittel – und nahmen immer mehr davon. Sie waren damit Vorreiter der Studenten von heute an den Universitäten weltweit, wo Leistungspillen wie Ritalin und Amphetaminderivate kursieren. Als Ranke dieser Trend, den er durch seine Tests losgetreten hatte, zu Ohren kam und er erfuhr, dass an der Universität in München sogar ein Zimmer für die sogenannten Pervitin-Leichen eingerichtet werden musste, wo überdosierte Kommilitonen ihren Rausch auszukurieren hatten, wurde er sich der Gefahr bewusst. Er musste feststellen, dass an seiner MA vor den Examina die Einnahme hoher Dosen bereits Usus war. Die erzielten Ergebnisse liessen dabei mehr als zu wünschen übrig, und ein besorgter Kollege schrieb: «In den Fällen, die ein Geständnis ablegten, war das Prüfungsergebnis ausserordentlich schlecht, so dass man vermuten musste, dass ein Normaler gar nicht so ein unmögliches Zeug daherreden kann.»⁷⁹

Einen weiteren, für 1939 geplanten Pervitin-Versuch sagte Ranke schleunigst ab und setzte ein Schreiben an die anderen Institutsleiter der Akademie auf, warnte vor möglichen Suchtgefahren und drängte darauf, Pervitin an der Akademie ganz zu verbieten.⁸⁰ Aber die Geister, die er rief, wurden Ranke und damit die Wehrmacht nicht mehr los: Das Methamphetamin verbreitete sich rasend und machte in den nächsten Wochen und Monaten vor keinem Kasernentor mehr halt.

Die letzten Friedenstage gingen ins Land. Die Sanitätsoffiziere rüsteten sich für den bevorstehenden Einsatz in Polen und kauften ganze

Apothekenbestände auf, da Pervitin von der Wehrmacht nicht offiziell bevorratet wurde, noch nicht. Ranke konnte nur zusehen. Weniger als eine Woche vor Kriegsbeginn schrieb er an einen Generalarzt im Führungsstab: «Natürlich ist es ein zweischneidiges Schwert, der Truppe ein differentes Arzneimittel in die Hand zu geben, dessen Anwendung dann ja doch nicht auf Notfälle beschränkt bleibt.»⁸¹ Nur jede Warnung erfolgte jetzt zu spät. Ein unkontrollierter Grossversuch begann: Ohne Anleitung, wie das Aufputzmittel zu dosieren sei, aber massenhaft damit ausgestattet, überfiel die Wehrmacht ihren nichtsahnenden unge-dopten östlichen Nachbarn.

ROBOTER

«Ich bin Führer eines Lazarett-Zuges und öfter grossen Überanstrengungen ausgesetzt, wobei sich Ihre Pillen bei mir und dem Personal sehr bewährt haben.» – «Schwierigkeiten erschienen leichter überwindbar.» – «Jetzt bin ich wieder frisch.»⁸²

Die sanitätsdienstlichen Berichte zum Methamphetamingebrauch beim Angriff auf Polen, der am 1. September 1939 begann und den Zweiten Weltkrieg auslöste, füllen im Freiburger Militärarchiv einen ganzen Ordner. Es sind bunt durcheinandergewürfelte Darstellungen ohne Anspruch auf Vollständigkeit oder Repräsentativität. Doch mehr lag auch dem zuständigen Ranke nicht vor, der zu Kriegsbeginn zum beratenden Wehrphysiologen der Heeres-Sanitätsinspektion ernannt worden war. Eine planmässige Untersuchung gab es nicht – weil das Mittel noch nicht planmässig, sondern willkürlich eingesetzt wurde, nach Gusto des jeweiligen Kommandeurs, Sanitätsoffiziers oder einzelnen Soldaten.

So hiess es beispielsweise aus der 3. Panzer-Division, die bei Graudenz die Weichsel überschritt, Richtung Ostpreussen schwenkte und von dort nach Brest-Litowsk vorsties: «Oft Euphorie, Hebung der Aufmerksamkeit, deutliche Leistungssteigerung. Arbeit leicht von der Hand gegangen, ausgesprochene Weckwirkung und Gefühl der Frische. Den Tag ganz durchgearbeitet, Behebung der Depression, Rückkehr in normale Stimmungslage.»⁸³

Krieg als abzuarbeitende Aufgabe: Die Droge schien den Panzermännern dabei geholfen zu haben, sich nicht allzu viele Gedanken darüber zu machen, was sie in dem fremden Land zu suchen hatten, sondern liess sie schlicht ihren Job erledigen – auch wenn die Aufgabenstellung hiess, Menschen zu töten: «Alle frisch und munter, ausgezeichnete Disziplin. Leichte Euphorie und erhöhter Tatendrang. Geistige Ermunterung, sehr angeregt. Kein Unfall. Lange Wirkungsdauer. Nach Einnahme der 4. Tablette Doppelt- und Farbensehen.»⁸⁴ Sogar leichte, offenbar als angenehm empfundene Halluzinationen begleiteten die bald siegestrunkenen Männer bei ihrem völkerrechtswidrigen Angriff, der im Resultat die späteren NS-Verbrechen in Polen ermöglichte. «Das Hungergefühl geht zurück. Besonders günstig ist auch das Auftreten eines lebhaften Arbeitsdranges. Der Effekt ist so eindeutig, dass er nicht auf Einbildung beruhen kann.»

Ein Oberstleutnant berichtete von seinen eigenen guten Erfahrungen mit dem Mittel: «Keine Nachwirkungen, kein Kopfschmerz, kein Ohrensausen, Intellekt hellwach.» Drei Tage und drei Nächte hindurch führte er in aufgeräumter Stimmung Verhandlungen mit den Russen in Brest-Litowsk. Es ging um die Aufteilung des in die Zange genommenen Landes. Als er bei der Rückfahrt auf polnische Verteidiger traf, liess ihn das Methamphetamin «besonders auf Draht sein».⁸⁵ Wie viele Menschen dabei ihr Leben verloren, ist nicht überliefert.

Für viele schien die Droge geradezu ein idealer Begleiter für das Schlachtfeld. Sie schaltete Hemmungen aus, wodurch das Kämpfen leichter fiel – ob es nun Nachtmärsche waren, vor denen die Einnahme durch «sämtliche Führer und Fahrer zwecks Steigerung der Aufmerksamkeit stets um Mitternacht» vorgenommen wurde, das Abschleppen liegen gebliebener Panzer, das Schiessen oder der weitere «Ablauf der automatisierten Handgriffe».⁸⁶

Bei jedem Aspekt der Attacke, die 100'000 polnischen Soldaten und bis Jahresende 60'000 polnischen Zivilisten das Leben kostete, half das Aufputzmittel, «ohne Ermüdungserscheinungen bis zur Beendigung des Auftrages» zu funktionieren. Der Stoff gab jene Extraportion Energie, die alles leichter von der Hand gehen liess. Aus dem IX. Armeekorps teilte ein Sanitätsoffizier überschwänglich mit: «Ich bin überzeugt, dass bei grossen Anstrengungen, wo auch das Letzte aus der Mannschaft herausgeholt werden muss, eine mit Pervitin versorgte Truppe einer anderen überlegen ist. Der unterzeichnende Truppenarzt hat deshalb einen Vorrat an Pervitin schon in der T.S.A. (Truppensanitätsausrüstung, Anm. d.V.) niedergelegt.»⁸⁷

«Ebenso war die Leistungssteigerung ganz offensichtlich bei Panzerfahrern und Offz. der Panzerwaffe in den langdauernden Kämpfen vom 1.-4. September 39 und bei der Aufkl. Abt., die dieses Mittel bei anstrengenden längeren Nachtfahrten, sowie zur Aufrechterhaltung und Hebung der Aufmerksamkeit bei Spähtruppunternehmungen mit vollem Erfolg angewendet hat» hiess es in einem weiteren Bericht: «Besonders hervorgehoben zu werden verdient die ausgezeichnete Wirkung auf Arbeitsfähigkeit und Stimmung bei stark belasteten Offizieren des Div.Stabes, die ausnahmslos die subjektive und objektive Leistungssteigerung des Pervitin anerkannten.»

Nicht nur bei den Panzerfahrern klappte es mit der «gesteigerten Aufmerksamkeit». Ein Oberstarzt schilderte: «Besonders den Motor-

Sanitätskompanie 2/59 O.U., den 30.12.1939

Bezug: Div.-Arzt 8.Pz.-Div. v.28.12.39
Betr.: Verwendung von Pervitin als Stärkungsmittel.

Dem
Div.-arzt der 8. Panzer-Division
B i e l e f e l d

Eigene Erfahrungen sehr günstig. Wirkung bei allgemeiner Unlust, deprimierter Stimmung ausgezeichnet.

Bei der Kompanie wurde Pervitin mehrmals an Einzelpersonen ausgegeben. Truppenversuch fand nicht statt. Die gemachten Erfahrungen sind sehr günstig. 1 Tablette hält von dem Fahrer Ermüddungserscheinungen fern. Selbstbeobachtung bei Ärzten ergab Verschwinden von deprimierter Stimmung und Auftreten eines subjektiven Frischegefühls. Überdosierungserscheinungen (Herzklopfen) treten erst bei Einnahme von 2 Tabletten auf.

gez. Dr. Wirth
Stabsarzt

«Verschwinden von deprimierter Stimmung»: ein Pervitin-Bericht aus dem Krieg

radfahrern wurden bei grosser Hitze, enormer Staubplage und schlechten Strassen, ausgedehnten Fahrten, die zeitweise von morgens früh bis spät abends dauerten und von Schlesien durch Böhmen-Mähren und die Slowakei bis vor Lemberg in Polen reichten, ganz enorme Anstrengungen zugemutet. Die Tabletten wurden ohne Angabe ihres Zweckes verteilt, durch ihre frappante Wirkung war den Mannschaften aber schon bald klar, welchem Zweck sie dienen sollten.»⁸⁸ Teutonische Easy Rider mit den Drogen der Firma Temmler und neuen Staubschutzbrillen von Ranke.

Stand das Aufputschmittel einmal nicht zur Verfügung, wurde automatisch von einer höheren Gefährdung für den Betreffenden ausgegangen. So meldete ein Oberstabsarzt bedauernd: «Bei den Kraftfahrern hätten sich viele Unglücksfälle, die meistens auf Übermüdung zurückgeführt werden mussten, vermeiden lassen, wenn zeitgerecht ein Ana-

leptikum wie Pervitin verabreicht worden wäre.»⁸⁹ Methamphetamin, um Unfälle zu vermeiden? Das erzähle man heute einmal einem Verkehrspolizisten.

Doch es gab auch kritische Stimmen. Der Armeearzt der 6. Armee (die später in Stalingrad untergehen sollte) stellte mehrere Meldungen ihm untergebener Sanitätsoffiziere zusammen und schrieb an Ranke: «Die widerspruchsvollen Berichte lassen ohne Zweifel erkennen, dass es sich beim Pervitin durchaus nicht um ein indifferentes Mittel handelt. Es erscheint keinesfalls angebracht, das Pervitin der Truppe zur beliebigen Verwendung zu überlassen.»⁹⁰ Ganz sattelfest fühlte man sich bei der Verwendung des Aufputzmittels offenbar noch nicht. Doch das Interesse war überall geweckt. Symptomatisch steht der abschliessende Satz des Erfahrungsberichtes aus dem IV. Armeekorps: «Zur Fortsetzung der Versuche wurde (...) eine grössere Menge von Pervitintabletten angefordert.»⁹¹

BURN-OUT

Wegen des Überfalls auf Polen erklärten England und Frankreich am 3. September 1939 Deutschland den Krieg: *Diese* Pille schluckten sie nicht mehr. Doch geschossen wurde im Westen zunächst nicht. Im sogenannten Sitzkrieg lagen sich die Gegner über Monate hinweg regungslos gegenüber. Keiner wollte kämpfen. Der Schock des Ersten Weltkrieges, als es vier Jahre lang kaum von der Stelle gegangen war und Millionen von Soldaten verrecken mussten, steckte noch zu tief in den Knochen. Spruchbänder wurden aufgehängt: «*Wir schiessen nicht, wenn ihr nicht zuerst schiesst*».⁹² Von Kampfeifer oder nationalistischem Stolz konnte auf keiner Seite die Rede sein, ganz anders als 1914. «Die Deutschen begannen den Krieg», schreibt Golo Mann,

«aber Lust hatten sie keine dazu, nicht die Zivilisten, nicht die Soldaten, am wenigsten die Generäle.»⁹³

Nur ein Einziger sah die Sache anders. Hitler wollte Frankreich so rasch wie möglich attackieren, am liebsten noch im Herbst 1939. Ein Problem gab es allerdings dabei: Der vereinte Westen war den Deutschen gegenüber rüstungstechnisch und an Truppenstärke klar im Vorteil. Anders als es die NS-Propaganda nach aussen hin darstellte, verfügten die Deutschen keineswegs über ein überlegenes Militär. Im Gegenteil musste nach dem Polenfeldzug die Ausrüstung dringend erneuert werden. Die meisten Divisionen waren nur mangelhaft ausgestattet, kaum die Hälfte einsatzfähig.⁹⁴ Die Armee der Franzosen hingegen galt als stärkste Truppe der Welt, und England verfügte mit seinem weltumspannenden Empire über schier unendliche Ressourcen für die Kriegswirtschaft.

Die blanken Zahlen sprachen Bände: Auf deutscher Seite standen knappe drei Millionen Soldaten, bei den Alliierten eine gute Million mehr. 135 Divisionen der Wehrmacht waren mit 151 Divisionen des Westens konfrontiert, 7'378 Artillerie-Geschütze ragten gegen ca. 14'000. Auch bei den Panzern sah die Sache eindeutig aus: 2'439 deutsche versus 4'204 des Westens, noch dazu Letztere mit einer mindestens doppelt so dicken Panzerung ausgestattet: Während die der Wehrmacht nur 30 Millimeter stark war, hatten die Franzosen 60 Millimeter, die Briten sogar 80 Millimeter Stahl. Die Luftwaffe konnte 3'578 Kampfflieger aufbieten, die Alliierten 4'469 einsatzbereite Maschinen.⁹⁵

Die militärische Faustregel besagt, dass ein Angreifer drei zu eins überlegen sein muss, um eine erfolgreiche Invasion durchführen zu können. Kein Wunder, dass es dem Oberkommando der Wehrmacht nicht gelang, einen erfolgversprechenden Plan auszuarbeiten. Doch Hitler gab sich, diese Realitäten nicht zur Kenntnis nehmend, überzeugt: Die arische Kämpferseele würde es schon irgendwie richten. Im-

mer wieder sprach er, fehlinspiriert von der gedopten Performance im Polenfeldzug, von dem «Wunder an Tapferkeit des deutschen Soldaten».⁹⁶

In Wahrheit war auch der Diktator ratlos. Die Kriegserklärungen Englands und Frankreichs hatten ihn kalt erwischt; bis zuletzt hatte er gehofft, der Westen würde auf die Invasion Polens ebenso zahnlos reagieren wie zuvor auf die Zerschlagung der Tschechoslowakei. Doch dem war nicht so, und plötzlich musste Deutschland, ohne dafür gewappnet zu sein, allein einen Krieg gegen ganz Westeuropa führen. Hitler hatte das Reich in eine ausweglose Situation manövriert, er stand mit dem Rücken zur Wand. Sein Generalstabschef Halder warnte: «Zeit wird im Allgemeinen gegen uns arbeiten, wenn wir sie nicht weitestgehend ausnützen. Wirtschaftliche Mittel auf der anderen Seite stärker.»⁹⁷ Was also tun? Ausser einer kopflosen Flucht nach vorn fiel Hitler nichts ein. Das mathematisch-nüchtern planende Oberkommando der Wehrmacht zeigte sich von diesem Drängen entsetzt. Ohnehin stand der böhmische Gefreite mit seinen erratischen Einfällen und sprunghaften Intuitionen bei den preussischen Generalstabsoffizieren keineswegs hoch im Kurs, sondern war als militärischer Dilettant verschrien. Ein mangelhaft vorbereiteter Angriff konnte nur in die erneute Niederlage führen, wie im Ersten Weltkrieg. Sogar ein Staatsstreich gegen den Diktator wurde deshalb vorbereitet. Von Brauchitsch und sein Stabschef Halder hatten vor, Hitler festzunehmen, sollte er den Angriffsbefehl geben. Nach dem Attentatsversuch Georg Elzers auf Hitler am 8. November 1939 im Münchner Bürgerbräukeller wurden diese Pläne wieder fallen gelassen.

Da kam es in den Herbsttagen 1939 in Koblenz zu einer entscheidenden Begegnung zweier hoher Offiziere, die gemeinsam ein gewagtes Konzept entwickelten. Der 52-jährige Erich von Manstein, ein General aus Berlin mit aufbrausendem Gemüt und dauerentflammten

Wangen, besprach sich mit dem ein Jahr jüngeren ostpreussischen General der Panzertruppe Heinz Guderian. Die einzige Chance der Wehrmacht, so überlegten sie, könnte darin bestehen, blitzartig mit einer Armada von Panzern durch das als unpassierbar geltende belgische Ardennen-Gebirge zu stossen, um binnen weniger Tage die französische Grenzstadt Sedan zu erreichen und gleich weiter zur Atlantikküste zu stürmen. Da die Alliierten einen Angriff weiter oben im Norden vermuteten und ihre Kräfte dort massierten, könne durch einen solchen «Sichelschnitt» das Gros der Verteidiger überrumpelt und eingekesselt werden. Ein für das Reich nicht zu gewinnender Stellungs- und Abnutzungs-Krieg wie im Ersten Weltkrieg wäre vermieden, die übermächtigen Alliierten durch einen Überraschungscoup von ihrem Hinterland abgeschnitten und zur Kapitulation gezwungen. Trick siebzehn sozusagen.

Im deutschen Generalstab löste der tollkühne Vorschlag nur Kopfschütteln aus. Panzer wurden da noch als schwerfällige Ungetüme angesehen, die den anderen Waffengattungen zwar zur Hilfe kommen, nicht aber in selbstständig agierenden Einheiten einen beweglichen Angriff zumal durch kaum befahrbares, gebirgiges Gelände führen konnten. Der skizzierte Aufmarschplan galt schlichtweg als verrückt, und um den Hasardeur von Manstein kaltzustellen, versetzte man ihn an den Ostseehafen Stettin, weit weg vom künftigen Kampfgeschehen. Weiterhin begegneten die Generalstäbler Hitlers permanentem Drängen auf Losschlagen mit immer neuen Ausflüchten. Allein das schlechte Wetter wurde Dutzende Male vorgeschoben, um nicht angreifen zu müssen. Die Wehrmacht besass nämlich, wie es damals hiess, lediglich eine Schönwetterbewaffnung – und war auf wolkenfreien Himmel für ihre Luftwaffe angewiesen.

So fiel die Westfront zunächst in einen Dornröschenschlaf. Als Ranke im Oktober 1939 die barocke Kleinstadt Zweibrücken in der

Pfalz besuchte, nahe der Grenze zu Lothringen gelegen, ragten zwar Panzersperren in den Himmel, doch die meiste Zeit spielten die Landsers Skat, Schafs- und Doppelkopf, rauchten gemäss ihrer Zuteilung Zigaretten – sieben Stück am Tag –, kickten Fussball, halfen bei der Kartoffelernte und lullten durch ihre Friedfertigkeit die nur wenige Kilometer entfernt liegenden Franzosen geradezu ein.

Doch das hiess nicht, dass die Deutschen nicht jederzeit darauf vorbereitet waren, in einen anderen Modus überzuwechseln. In der Hosentasche hielten sie nämlich das Wachhaltemittel stets griffbereit. Rasch stellte Ranke fest, dass «ein ganz grosser Teil der Offiziere Pervitin mit sich trägt. (...) Die günstige Wirkung wurde von allen Befragten, sowohl motorisierten Truppen, wie Angehörigen anderer Truppenteile überall bestätigt.»⁹⁸ Trotz der Friedhofsruhe war allen klar: Jederzeit konnte es losgehen. Dann hatte man auf einen Schlag topfit und knallwach zu sein. Deshalb wurde der Gebrauch schon einmal fleissig geübt.

Alarmiert über diese prophylaktische Verwendung schrieb Ranke: «Frage lautet nicht, ob Pervitin einzuführen ist oder nicht, sondern wie bekommt man die Benützung wieder in die Hand. Pervitin wird massenhaft verwendet, ohne ärztliche Kontrolle.» Mit Nachdruck drängte er auf eine Richtlinie, einen Beipackzettel, um den Gebrauch zu regeln und die «Erfahrungen des Ostens (Polenfeldzug) für den Westen fruchtbar zu machen».⁹⁹ Doch noch immer geschah nichts in dieser Hinsicht.

Wie selbstverständlich das Pervitin war, wie sehr es um sich griff, zeigt auch die Tatsache, dass Ranke selbst es mittlerweile regelmässig einnahm und darüber in seinem kriegsärztlichen Tagebuch wie in Briefen freimütig berichtete. Einen durchschnittlichen Arbeitstag erleichterte er sich mit zwei Temmler-Tabletten, bewältigte dadurch seinen Stress im Dienst und besserte seine Laune. Obwohl er um die Gefahren

der Abhängigkeit wusste, zog er, der selbst ernannte Pervitin-Experte, daraus keine persönlichen Rückschlüsse. Für ihn blieb der Stoff eine Arznei, von der er sich so viel gönnte, wie er es für richtig hielt. Traten Nebenwirkungen auf, erkannte er diese nicht als solche, sondern machte sich etwas vor: «Trotz Pervitin bekomme ich ab 11 Uhr zunehmend Kopfschmerzen und Verdauungsstörungen.» Unverblümt schrieb er einem Kollegen: «Es erleichtert (...) die Konzentration sehr deutlich und führt zu einem Gefühl der Erleichterung gegenüber dem Anpacken schwieriger Aufgaben. Es ist also nicht nur ein Weckmittel, sondern ein deutlicher Stimmungsheber. Bleibende Schädigungen sind auch bei hoher Überdosierung nicht beobachtet worden. (...) Es gelingt mit Pervitin ohne Weiteres, 36 bis 40 Stunden ohne irgendwie spürbare Ermüdung durchzuarbeiten.»¹⁰⁰

Zwei Tage und zwei Nächte an einem Stück wach zu bleiben, wurde für den Wehrphysiologen zur Norm. Permanent arbeitete er in diesen ersten Kriegsmonaten auf Hochtouren. Zwischen der Front, wo er Pervitin-Vorträge hielt, und der Reichshauptstadt, wo er sein Institut ausbaute, kam er nicht mehr zur Ruhe. Die Anforderungen wuchsen ihm über den Kopf, und er nahm die Droge immer regelmässiger ein, um in der Leistung nicht abzufallen. Es dauerte nicht lange, bis Ranke vor einem klassischen Burn-out stand – auch wenn dieser Begriff damals noch nicht existierte. In seinem Tagebuch behauptete er zwar tapfer: «Persönliches: Meine Depression ist überwunden. Ich bin seit 8.11. mittags wieder arbeitsfähig.»¹⁰¹ Doch häufig kam er erst spät in der Nacht zu Bett, verbrachte eine «reichlich schlaflose Nacht» und beklagte am nächsten Tag: «Beinahe zusammengeklappt.» Sein schleichender Abstieg in die Abhängigkeit ist exemplarisch. Mithilfe der Chemie versuchte er, seine Grenzen immer weiter hinauszuschieben,

auch wenn er längst nicht mehr konnte. Nicht immer gelang das: «19. 11.39. Allgemeine Arbeitsunfähigkeit unter dem Druck der bevorstehenden Aussprache und Inspektion.»¹⁰² Ranke war nicht der Einzige, den es zwischen Kriegsanstrengung und Pervitin-Konsum aufrieb. Seine Korrespondenz dieser Tage zeigt, dass eine steigende Zahl von Offizieren das Mittel einnahm, um mit ihrem Dienst noch zurechtzukommen.

Auch ausserhalb des Militärs grassierte die Sucht. 1939 ging im Dritten Reich das Pervitin-Fieber verschärft um, ob es Hausfrauen in den Wechseljahren waren, die «das Zeugs wie Bonbons herunterlutschten»¹⁰³, junge Mütter, die im Wochenbett vor dem Stillen Methamphetamin gegen ihren Babyblues einnahmen, oder Witwen, die per Heiratsbüro ihre Elitepartner suchten und sich durch hohe Dosierungen die Hemmungen beim ersten Kennenlernen nahmen. Das Indikationsfeld war mittlerweile ins Uferlose gewachsen. Bei der Geburtshilfe, gegen Seekrankheit, Höhenangst, Heuschnupfen, Schizophrenie, Angstneurosen, Depressionen, Antriebsschwäche, Hirnstörungen – egal, wo es den Deutschen zwickte, immer routinierter wurde der Griff zum blau-weiss-roten Röhrchen.¹⁰⁴

Da seit Kriegsbeginn kaum noch Kaffee verfügbar war, kam Methamphetamin häufig schon beim Frühstück als Surrogat zum Einsatz, um den Muckefuck aufzupeppen. «Pervitin könnte, statt es Bomberpiloten und Bunkerpionieren einzupumpen, zielbewusst für Zerebralszillationen in höheren Schulen eingesetzt werden», schrieb Gottfried Benn über diese Ausnahme – Zeiten auch in chemischer Hinsicht: «Das klingt wahrscheinlich manchem abwegig, ist aber nur die natürliche Fortführung einer Menschheitsidee. Ob Rhythmus, ob Droge, ob das moderne autogene Training – es ist das uralte Menschheitsverlangen nach Überwindung unerträglich gewordener Spannungen.»¹⁰⁵

Im Spätherbst 1939 reagierte das Reichsgesundheitsamt auf den un-

übersehbar gewordenen Trend. Staatssekretär Leo Conti, seines Zeichens «Reichsgesundheitsführer», also eine Art Gesundheitsminister, versuchte zu verhindern, wenn auch etwas spät, dass «ein ganzes Volk unter Rauschgift gerät».¹⁰⁶ Er verwies darauf, dass die «störenden Nachreaktionen den nach Anwendung erzielten günstigen Erfolg vollkommen wieder aufheben». Um die Gesetzeslage zu verschärfen, wandte er sich an das Justizministerium und brachte seine «Sorge zum Ausdruck, dass durch Entstehung einer Pervitin-Toleranz ganze Bevölkerungsteile lahmgelegt werden könnten. (...) Wer Ermüdung mit Pervitin beseitigen will, der kann sicher sein, dass es zu einem schleichen Abbau der körperlichen und psychischen Leistungsreserven und damit zum Zusammenbruch kommen muss.»

In einem persönlichen Aufruf appellierte er in typischer NS-Manier an alle ehrenamtlichen Mitarbeiter bei der Rauschgiftbekämpfung: «Der Ernst der Zeit sollte es jedem deutschen Mann und jeder deutschen Frau verbieten, sich fragwürdigen Genüssen hinzugeben. Das persönliche Beispiel der Ablehnung von Rauschgiften ist in der heutigen Zeit mehr als zuvor notwendig und angebracht. (...) Helfen auch Sie durch Ihre Arbeit mit, das deutsche Familienleben, wo es durch Rauschgiftgenuss bedroht ist, zu schützen und zu stärken. Sie steigern damit die innere Widerstandskraft unseres Volkes.»¹⁰⁷

Im November 1939 stellte er Pervitin unter «jedemaligen Rezeptzwang»¹⁰⁸ und hielt wenige Wochen darauf im Berliner Rathaus eine Rede vor Mitgliedern des Nationalsozialistischen Deutschen Ärztebundes, warnte vor der «neuen, grossen Gefahr, die uns wohl mit allen Begleiterscheinungen der Süchtigkeit nicht erspart bleiben wird».¹⁰⁹ Doch seine Worte wurden nicht sonderlich ernst genommen; der Konsum stieg immer weiter an. Viele Apotheker hielten sich nur lax an die neue Verschreibungsregel und gaben an ihre Kunden auch ohne Rezept so-

gar Klinikpackungen aus. Noch immer war es kein Problem, sich pro Tag gleich mehrere Pervitin-Ampullen zur Injektion zu besorgen oder auf einen Schlag Hunderte von Pillen in Apotheken zu beziehen.¹¹⁰

Bei den Soldaten lief es ähnlich. Für sie galt die auf den zivilen Bereich beschränkte Rezeptpflicht ohnehin nicht. Aber Conti gab sich nicht geschlagen. Es kam zu einem regelrechten Krieg um die Drogen vor dem Hintergrund des realen Krieges, als der Reichsgesundheitsführer die Wehrmacht aufforderte, bezüglich «Gebrauch und Missbrauch und ev. Schäden» Stellung zu nehmen, da er beobachtet habe, «dass unsere jungen Soldaten ausserordentlich schlecht aussehen, oftmals geradezu grau und verfallen». Doch Contis Reichsgesundheitsamt war eine zivile Behörde, und prompt verwahrte sich das Militär gegen die Einmischung: «Die Wehrmacht kann nicht darauf verzichten, auch durch Verwendung von Arzneimitteln (...) eine vorübergehende Leistungssteigerung oder eine Durchbrechung der Ermüdung hervorzurufen», schrieb Heeres-Sanitätsinspekteur Waldmann so kühl wie deutlich zurück.¹¹¹

Am 17. Februar 1940 – demselben Tag, an dem Conti sein Protestschreiben an die Heeres-Sanitätsführung abgeschickt hatte – kam es in der Reichskanzlei zu einem folgenschweren Treffen zwischen Hitler und den Generälen von Manstein und dem frisch zum Kommandeur einer Panzerdivision ernannten Erwin Rommel. Von Manstein, die Hände wie stets tief in den Taschen versenkt, durfte in aller Ausführlichkeit seinen riskanten Angriffsplan erläutern, den im Oberkommando keiner hören wollte. Hitler jedoch, der seine Generäle sonst ständig unterbrach, lauschte wie gebannt, als von Manstein dozierte, wie er durch ein kaum passierbares Gebirge stossen wolle, um Franzosen und Engländer auf dem falschen Fuss zu erwischen.¹¹² Obwohl Hitler den General mit der unverhohlenen arrogant vorgetragenen militärischen Expertise nicht ausstehen konnte – «Sicher ein besonders kluger Kopf von grosser operativer Begabung, aber ich traue ihm nicht»¹¹³ –, war er von der auf Über-

Wniaz 1

Anweisung für den Sanitätsoffizier über das Weckmittel Pervitin

1. Wirkungswirke.

Pervitin ist ein Arzneimittel, das durch zentrale Erregung das Schlafbedürfnis beseitigt. Eine Leistungssteigerung über die Wachleistung hinaus kann nicht erzielt werden. Bei richtiger Dosierung ist das Selbstgefühl deutlich gehoben, die Scheu vor Inangriffnahme auch schwieriger Arbeit gesenkt; damit sind Hemmungen beseitigt, ohne daß eine Herabsetzung der Sinnesleistungen wie bei Alkohol eintritt. Bei Überdosierung tritt hinzu Schwindelgefühl und Kopfschmerz sowie gesteigerter Blutdruck. Rund in $\frac{1}{10}$ der Fälle versagen die Weckmittel auch bei richtiger Dosierung.

2. Dosierung.

Zur Überwindung der Müdigkeit nach eingenommener Mahlzeit genügt gewöhnlich 1 Tablette mit 0,003 g Pervitin. Bei starkem Schlafbedürfnis nach Anstrengung besonders in der Zeit zwischen 0 Uhr und dem Morgenrauen sind vorbeugend 2 Tabletten kurz nacheinander und nötigenfalls weitere 1–2 Tabletten nach 3–4 Stunden einzunehmen. Weckmittel sind überflüssig, solange die Kampferregung anhält.

Werden 0,04 g = etwa 12 Tabletten und mehr auf einmal eingebeißt, ist mit Vergiftung zu rechnen.

3. Anwendungsbereich.

Die Weckmittel dürfen nicht eingenommen werden, solange unvorhergesehene Risiken zum Schlaf ausgenutzt werden können. Die Anwendung verspricht in erster Linie Erfolg beim Kolonnenmarsch mit Verbänden bei Nacht sowie bei übermüdeten Personen nach Wegfall der Kampferregung. Nur in zwingenden Ausnahmefällen darf mehr als 24 Stunden lang der Schlaf durch Weckmittel verhindert werden.

4. Ausgabe.

Nur auf Anweisung eines San. Offiziers wird durch das San. Personal nur je eine Tagesmenge ausgegeben. Der Verbrauch ist zu kontrollieren.

5. Wirkungszeit.

Die volle Wirkung tritt bei leerem Magen 15 Minuten nach der Einnahme, bei vollem Magen nach etwa $\frac{1}{2}$ –1 Stunde ein. Die schnelle Aufnahme bei leerem Magen führt gelegentlich zu rasch vorübergehenden Überdosierungsercheinungen.

6. Darreichung.

Zweckmäßig in einem Schluck nicht zu heißen Getränkes gelöst, notfalls auch als trodrene fast geschmaulose Tablette.

7. Wirkungsduuer.

Einmal 2 Tabletten beseitigen das Schlafbedürfnis für 3–8 Stunden, zweimal 2 Tabletten gewöhnlich für etwa 24 Stunden. Bei starker Übermüdung ist die Wirkung verkürzt und vermindert.

8. Gegenanzeige.

Bei Nervösen und Agotonikern (langsamer Ruhepuls) können die Weckmittel zu harmlosen aber leistungsmindernden Erregungszuständen mit Kopfschmerzen und Herzlopfen führen. Wer einmal so auf diese Weckmittel anspricht, soll keine Weckmittel mehr nehmen. Bei Anlage zu Nierenkrankheiten, Herzkrankheiten und schweren Blutgefäßkrankheiten sowie bei allen sicheherhaften Erkrankungen sind Weckmittel verboten. Im Alkoholkrausch sind sie unwirksam.

«Weckmittelerlass» vom 17.4.1940: die Packungsbeilage für den Drogengebrauch der Wehrmacht

raschung setzenden Strategie unmittelbar überzeugt. Die Zeit sollte über den Erfolg entscheiden, die Schnelligkeit, die Idee, nicht allein die Rüstung ausschlaggebend sein. Die materielle Unterlegenheit der Deutschen bildete plötzlich keinen Hinderungsgrund mehr für einen Angriff. Hitler zögerte nicht, sondern griff nach dem rettenden Strohalm: «Der Führer gab zu diesen Ausführungen seine Zustimmung zu erkennen. Kurze Zeit später wurde die neue endgültige Aufmarschanweisung ausgegeben», schliesst von Mansteins Gesprächsnotiz stolz.¹¹⁴

Die Frage blieb jedoch, ob ein rascher Ardennen-Durchstoss überhaupt zu schaffen war. Allzu leicht konnte man sich in dem unwegsamen Gelände festfahren und durch die dort wenn auch nur schwach postierten Feindkräfte aufgehalten werden. Sollte es dazu kommen, hätten die Alliierten genügend Zeit, von Norden und Süden mit Verstärkung herbeizueilen und die Deutschen in die Zange zu nehmen. Der Sichelschnitt hatte nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn es gelang, Tag und Nacht durchzufahren, ohne Unterbrechung und vor allem: ohne zu schlafen. Hitler wischte alle Zweifel beiseite. Natürlich könne ein deutscher Soldat kraft seines Willens tage- und nächtelang in ständiger Gefechtsbereitschaft bleiben, wenn es die Lage erfordere. Nicht anders sei es ihm damals in den Schützengräben Flanderns ergangen, als Meldegänger im Ersten Weltkrieg.

In Wahrheit würden die Soldaten ihren angeblich so starken Willen erst gar nicht strapazieren müssen. Wozu gab es denn Pervitin?! Im Oberkommando des Heeres bereitete man sich fieberhaft auf die neue Aufmarschanweisung vor. Dazu gehörten auch sanitätsdienstliche Planungen, und man erinnerte sich an die Tests in der Militärärztlichen Akademie. Am 13. April 1940, gut drei Wochen vor dem Angriff, trug Heeres-Sanitätsinspekteur Waldmann bei Generaloberst von Brauchitsch vor, dem Oberbefehlshaber des Heeres. Thema: «Pervitin-Fra-

ge. Erlass über vorsichtige, aber in besonderer Lage notwendige Anwendung.»¹¹⁵ Ranke wurde zu Gesprächen beordert und fuhr mehrfach von der MA in der Invalidenstrasse zum Bendlerblock am Landwehrkanal. Rasch musste er einen Vortrag ausarbeiten, den er vor dem Generalstab halten sollte, ausserdem ein Pervitin-Merkblatt verfassen, eine zugeschnittene Wehrmachts-Packungsbeilage.¹¹⁶

Am 15. April erhielt Ranke einen Brief vom Korpsarzt der Panzergruppe von Kleist, die den Vorstoss durch die Ardennen anführen sollte. Dort übten sie den Drogengebrauch fleissig: «Das Pervitin scheint geeignet, als Weckmittel Ermüdungserscheinungen nach grossen körperlichen und geistigen Anstrengungen, vor allem auch bei geistigen Arbeitern und Soldaten (...), an deren geistige Frische, Aufnahme- und Konzentrationsfähigkeit sowie Urteilskraft besondere Anforderungen gestellt werden, entgegenzuwirken und das Schlafbedürfnis herabzusetzen. Die Beobachtungen (...) wurden zum Teil im Polenfeldzug, zum Teil bei Übungsmärschen und Übungsfahrten an Mannschaften und im Selbstversuch auch bei zahlreichen Sanitätsoffizieren und Truppenoffizieren angestellt.»¹¹⁷ Ohne Zweifel: Der Countdown lief, und Ranke forderte die Firma Temmler zur unverzüglichen Produktionssteigerung auf. Zwei Tage später, am 17. April 1940, kursierte in der Wehrmacht ein Dokument, das in der Militärgeschichte ohne Beispiel war.

Der sogenannte Weckmittel-Erlass wurde an eintausend Truppenärzte, mehrere Hundert Korpsärzte, leitende Sanitätsoffiziere und entsprechende Stellen der Waffen-SS verteilt. Der erste Absatz lautete ebenso trocken wie brisant: «Die Erfahrung des Polenfeldzuges hat gezeigt, dass in bestimmten Lagen der militärische Erfolg in entscheidender Weise von der Überwindung der Müdigkeit einer stark beanspruchten Truppe beeinflusst wird. Die Überwindung des Schlafes kann in besonderen Lagen wichtiger als jede Rücksicht auf eine etwa damit ver-

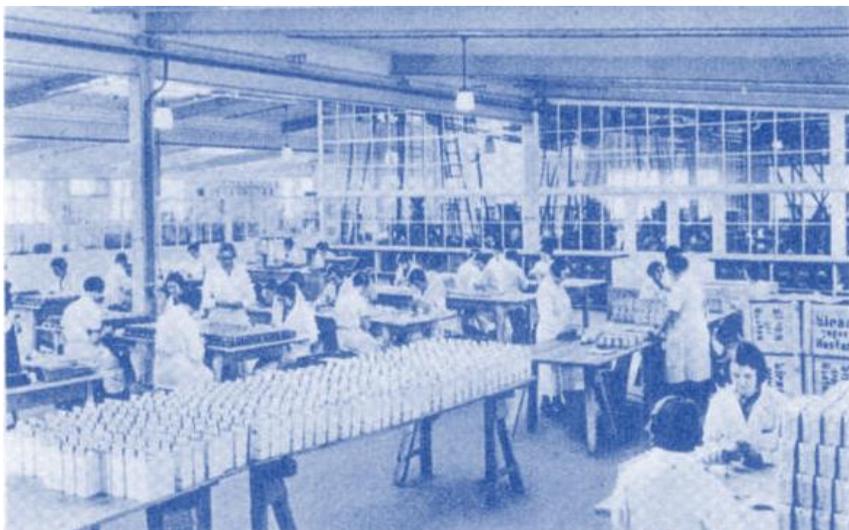
bundene Schädigung sein, wenn durch den Schlaf der militärische Erfolg gefährdet wird. Zur Durchbrechung des Schlafes (...) stehen die Weckmittel zur Verfügung. Pervitin wurde in der Sanitätsausrüstung planmässig eingeführt.»¹¹⁸

Der Text stammte von Ranke, unterzeichnet hatte ihn der Oberbefehlshaber des Heeres von Brauchitsch. Als Dosierung wurde eine Tablette pro Tag festgelegt, in der Nacht auch «vorbeugend 2 Tabletten kurz nacheinander und nötigenfalls weitere 1-2 Tabletten nach 3-4 Stunden». In Ausnahmefällen dürfe der Schlaf «mehr als 24 Stunden lang verhindert werden» – und war eine Invasion kein Ausnahmefall? Als mögliche Vergiftungserscheinung nannte der Erlass «angriffslustige Stimmung». Ob das als Warnung oder Anreiz verstanden werden sollte? Weiterhin hiess es: «Bei richtiger Dosierung ist das Selbstgefühl deutlich gehoben, die Scheu vor Inangriffnahme auch schwieriger Arbeit gesenkt; damit sind Hemmungen beseitigt, ohne dass eine Herabsetzung der Sinnesleistungen wie bei Alkohol eintritt.»¹¹⁹

Die deutsche Wehrmacht war damit die erste Armee der Welt, die auf eine chemische Droge setzte. Und Ranke, der Pervitinsüchtige Heeresphysiologe, zeichnete für den geregelten Einsatz verantwortlich. Eine ganz neue Form von Krieg bahnte sich an.

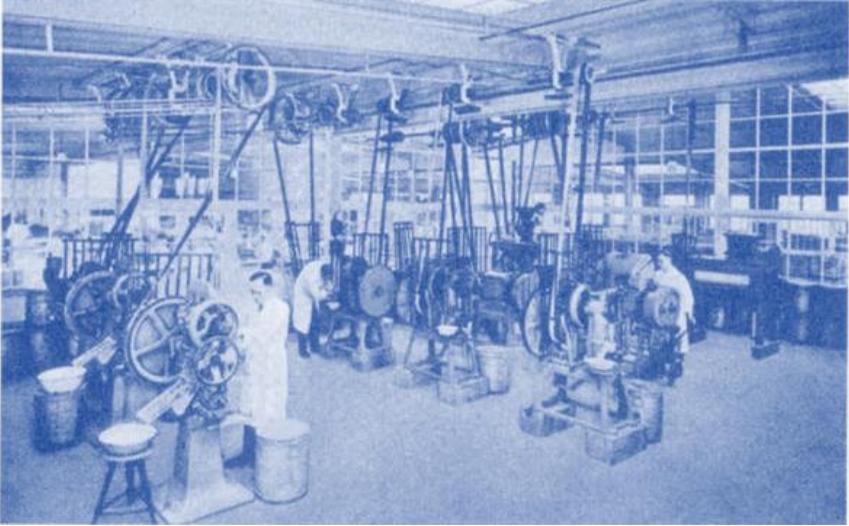
MODERNE ZEITEN

In der Herstellung von Temmler sassen Dutzende von Arbeiterinnen in weissen Kitteln an runden, wie mechanische Torten anmutenden Maschinen. Stählerne Schieber drückten fertige Tabletten auf laufende Bänder, ohne Unterlass, Tausende, wo sie plötzlich zu tanzen begannen, aufgerüttelt wurden, fertig für die manuelle Inspektion: Frauenfinger in hellen Handschuhen bewegten sich wie die Fühler von Bienen,

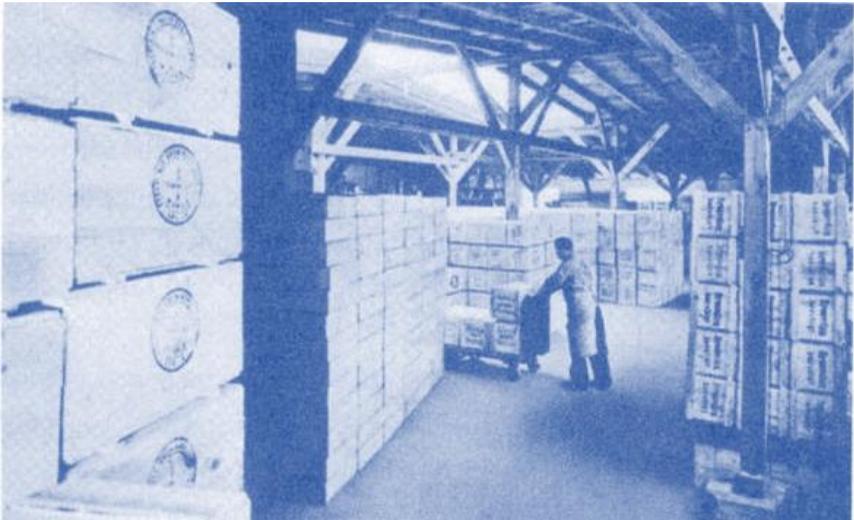


Grossbestellung bei Temmler ...





... 35 Millionen Metamphetamin-Dosierungen für Heer und Luftwaffe



glitten durch das Schneeweiss der Pillenpracht, sortierten aus: die schlechten ins Kröpfchen, die guten in die Sonderpackungen für die Provianttaschen, in die Wehrmachts-Faltschachteln, die Schachteln in Kisten mit dem Reichsadler. Alle leisteten sie Überstunden, denn aus der Militärärztlichen Akademie kam Druck: Die Lieferung hatte so schnell wie möglich beim Kunden zu sein.

An einem Tag konnten 833‘000 Tabletten gepresst werden. Das war nötig, denn die Wehrmacht hatte für Heer und Luftwaffe eine gigantische Menge bestellt: 35 Millionen Stück.¹²⁰ Heinrich Böll würde seine Eltern nie wieder um Nachschub bitten müssen.

ZEIT IST KRIEG

«Der Erfolg liegt in der Schnelligkeit. Es kommt darauf an, den Verteidiger immer wieder zu überraschen.»¹²¹

Aus dem Angriffsbefehl der Panzergruppe von Kleist

Leuchtende Phosphorstreifen an den halbhohen Eichen wiesen den frisch durch Buschwerk geschlagenen Pfad zu einer unscheinbaren Anhöhe im Wald. Dort stand das Kartenhaus, eine Holzbaracke, kaum breiter als eine Armspanne. Ein einfacher Tisch befand sich darin, ein einzelner Stuhl aus Bastgeflecht. Ein Relief Flanderns hing an der Wand, das umso plastischer wirkte, wenn man aus dem Fenster blickte, wo das Hügelland der Eifel lag und dahinter die Ardennen. Reichsbildberichterstatter Hoffmann, Morells alter Spezi, hatte sich draussen positioniert und knipste manisch hinein.

Führerhauptquartier Felsenest nahe dem winzigen Sandpisten- und Fachwerk-Dorf Rodert bei Bad Münstereifel gelegen, 10. Mai 1940, sieben Uhr in der Früh: Generalmajor Jodl trug die militärische Lage vor. Im Norden Belgiens hatten in der Nacht deutsche Fallschirmsprin-

ger, die aus Köln gestartet waren, das strategisch wichtige Fort Eben-Emael eingenommen. Doch war dies nur eine Scheinattacke, um die Alliierten in der Überzeugung zu bestärken, der deutsche Angriff rolle im Norden Belgiens an. Tatsächlich hielt sich das Gros der Wehrmacht in einer ganz anderen Gegend bereit, nämlich nahe der luxemburgischen Grenze, also viel weiter südlich. Dort rasselten in ununterbrochener Folge die Panzer in Stellung. Leicht vorgesetzt stand General Guderians mittlerer Funkpanzerwagen mit seinem auffälligen rundumgeführten Antennengestänge. Noch war die Stimmung in der Truppe alles andere als angriffslustig. «Überall, wohin man kam, herrschte eine bedrückte Ruhe, um nicht zu sagen eine tiefe Niedergeschlagenheit», berichtete ein Offizier.¹²²

Welche Unsicherheit und Konfusion bei den Aggressoren herrschte, zeigt die Tatsache, dass der deutsche Aufmarsch, auf den man so lange hingearbeitet hatte, am ersten Morgen zunächst im Stau stecken blieb – und zwar einem schier endlosen. Anstatt zügig loszufahren und jenes Überraschungsmoment zu nutzen, das als entscheidend angesehen wurde, kam es zu einem heillosen Wirrwarr und völligen Zusammenbruch des Verkehrs noch auf deutschem Gebiet. Der Grund dafür war bezeichnend: Immer wieder strömten die Pferdefuhrwerke der Infanterie auf die breiteren Strassen, die eigentlich für die Panzer benötigt wurden, und bald ging gar nichts mehr. Dicht an dicht, Stossstange an Stossstange, standen die Fahrzeuge der Panzergruppe von Kleist, des grössten je eingesetzten motorisierten Verbandes der Militärgeschichte, mit insgesamt 41'140 Fahrzeugen, davon 1'222 Kampfpanzern. Die Stahl-und-Blech-Lawine stockte auf über zweihundertfünfzig Kilometern – eine Schlange, die sich bis zum Rhein zurückstaute. Es war der bis heute längste Verkehrsstau in der Geschichte Europas, und ohne Probleme hätten die Alliierten diese feindliche Macht, die da hilflos auf

dem Präsentierteller hin und her manövrierte, ohne vorwärtszukommen, mit Bomberverbänden zerstören, den deutschen Aufmarsch gleich im Keim ersticken können. Allerdings wurde ein Angriff an diesem unwegsamen Nadelöhr nicht erwartet, weshalb der Monsterparkplatz unbemerkt blieb. Die französische Feindaufklärung sah nicht, was sich anbahnte, und konnte aus dem Chaos, das die Wehrmacht in diesen Stunden veranstaltete, keinerlei Nutzen ziehen.

Die Ursache für die Konfusion aufseiten der Deutschen lag darin, dass man im Oberkommando den Panzern noch immer nicht zutraute, die Invasion tatsächlich anzuführen. Deshalb hatte man ihnen zu wenig Strassen zugewiesen und keinen eigenen Gefechts – streifen. Von «Blitzkrieg» war noch keine Rede; niemand verstand oder verinnerlichte dieses Konzept – bis auf wenige Generäle, allen voran Guderian. Der versuchte verzweifelt über Funk, die Infanterie dazu zu bewegen, die Schneisen freizugeben. Doch diese betrachtete die Panzer als Rivalen und wollte den Vorstoss selbst anführen, wie sie es seit je getan hatte. Ihre Pritschenwagen, Pferdegespanne und marschierenden Soldaten, von denen viele noch die gleichen Gewehre trugen, die ihre Väter im Ersten Weltkrieg geschultert hatten, verstopften weiterhin die Strassen. Doch als die Panzer sich nach ewigem Hin-und-her-Manövrieren endlich aus dem Gewirr lösen konnten und sogleich durch die tief eingeschnittenen Täler und entlang der kurvenreichen, ansteigenden Strassen des vor ihnen liegenden Gebirgszuges losrumpelten, um den erlittenen Zeitverlust wieder wettzumachen, zeigten sie, wozu sie in der Lage waren. Bis zum Englischen Kanal würde nichts sie mehr aufhalten können. Fast nichts mehr.

«KLOTZEN, NICHT KLECKERN»¹²³

«Vielleicht ist Frankreich schon 1940 gestorben: Nach elf Tagen kam die Niederlage gegen die Deutschen, von dieser Demütigung hat sich das Land nie erholt.»¹²⁴

Frédéric Beigbeder

«Die dem deutschen Heer gestellte Aufgabe ist sehr schwierig», hatte General Halder, Chef des Generalstabes des Heeres, in seinem Tagebuch notiert: «Sie kann in dem gegebenen Gelände (Maas) und bei dem gegebenen gegenseitigen Kräfteverhältnis – besonders auch an Artillerie – nicht gelöst werden. (...) Wir müssen zu aussergewöhnlichen Mitteln greifen und das damit verbundene Risiko tragen.»¹²⁵ Methamphetamine war ein solches aussergewöhnliches Mittel, und die Männer hatten seine Einnahme bitter nötig, als General Guderian befahl: «Ich verlange von Euch, dass Ihr mindestens drei Tage und Nächte nicht schlaft, wenn dies erforderlich ist.»¹²⁶ Und genau dies war erforderlich, denn nur wenn in dieser Zeitspanne die französische Grenzstadt Sedan erreicht und der Grenzfluss Maas überquert wurde, standen die Deutschen schneller in Nordfrankreich als das Gros der französischen Armee selbst, das sich noch im Norden Belgiens befand sowie vorgerückt im Süden an der Maginot-Linie.

Was die Versorgung anging, war aufseiten der Wehrmacht alles vorbereitet. Die Quartiermeister hatten die Pillen rechtzeitig bestellt, General Graf von Kielmansegg (der in den Sechzigerjahren NATO-Oberbefehlshaber der Alliierten Landstreitkräfte Europa Mitte wurde) zum Beispiel 20'000 Stück für seine 1. Panzerdivision¹²⁷, und in der Nacht vom 10. auf den 11. Mai kam es zur massenhaften Einnahme. Tausende von Soldaten holten das Mittel aus den Aufschlägen ihrer Feldmüt-

zen¹²⁸ oder erhielten es von ihren Sanitätsoffizieren, legten es sich auf die Zunge, schluckten hinunter und spülten nach.

Zwanzig Minuten später ging es los, und die Nervenzellen in den Gehirnen schütteten die Neurotransmitter aus. Auf einen Schlag intensivierte Dopamin und Noradrenalin die Wahrnehmung und versetzten den Organismus in absolute Alarmbereitschaft. Die Nacht hellte auf: Schlafen würde niemand, es wurde vorgeleuchtet, und der riesige Lindwurm der Wehrmacht frass sich unablässig in Richtung Belgien hinein. Die Unlust und Frustration der ersten Stunden wichen nun anderen, merkwürdigen Gefühlen. Es begann, was sich später zunächst keiner erklären konnte. Unheimlicher Frost überkroch die Kopfhäute, eine heisse Kälte erfüllte alle von innen. Stahlgewitter wie im Ersten Weltkrieg gab es noch nicht, dafür brachen Chemiegewitter los, durchsetzt mit euphorischen Geistesblitzen, das Aktivitätsniveau geriet an den Anschlag. Die Fahrer fuhren, die Funker mit ihren an futuristische Schreibmaschinen erinnernden Verschlüsselungsgeräten funkten, die Schützen in schwarzer Feldhose und dunkelgrauem Hemd kauerten schussbereit vor dem Zielfernrohr. Pausen gab es keine mehr – ein ununterbrochener chemischer Sturmangriff im Grosshirn war losgebrochen, der Organismus setzte in erhöhtem Masse Nährstoffe frei, bildete verstärkt Zucker, sodass die Maschine auf Höchstleistung lief, die Kolben immer rascher auf und nieder gingen. Der mittlere Blutdruck stieg um bis zu fünfundzwanzig Prozent an, die Herzen trommelten im Zylinderraum der Brust.

Am Morgen kam es zum ersten Gefecht. Die belgischen Verteidiger hatten sich bei Martelange, einer kleinen Grenzgemeinde, auf einer Anhöhe in Bunkern verschanzt. Vor ihnen lag ein Abhang, mehrere Hundert Meter offenes Gelände: uneinnehmbar, allerhöchstens in einem Frontalangriff, doch das schien der reinste Selbstmord. Aber genau das

taten die aufgeputschten Infanteristen der Wehrmacht und rannten durch die Todeszone. Die Belgier, geschockt von diesem furchtlosen Vorgehen, beschlossen, sich lieber zurückzuziehen. Anstatt ihre Position zu sichern, wie dies in der Militärgeschichte sonst gehandhabt wurde, jagten ihnen die vollkommen enthemmten Angreifer sofort hinterher und schlugen ihre Feinde endgültig in die Flucht. Diese erste Kampfhandlung war symptomatisch.

Nach drei Tagen meldete der Divisionskommandeur tatsächlich das Erreichen der französischen Grenze. Sedan lag vor den Deutschen; viele hatten seit Beginn des Feldzuges kein Auge zugetan. Und sie mussten sich noch immer beeilen: Für Punkt 16 Uhr war der deutsche Artilleriebeschuss geplant, da rollte bereits synchron die massive Bombenwelle aus dem Himmel heran, und immer wenn die Piloten der Luftwaffe zum halsbrecherischen Sturzflug ansetzten und senkrecht bis kurz vor den Boden auf die französischen Stellungen zurasten, schalteten sie ihre kreischende Sirene ein, die sogenannte Jericho-Trompete, auf die stets gewaltige Explosionen folgten. Überall klirrten die Scheiben im Luftdruck, die Häuser der Grenzstadt schwankten. Ladung an Ladung entzündete das Meth in den Hirnen, die Neurotransmitter wurden ausgeklinkt, krachten in die Spalten der Synapsen, platzten auf und ergossen ihre explosive Fracht: Entlang der Nervenbahnen zuckte es, die Neuronenlücken blitzten auf, das Schwirren und Dröhnen beherrschte alles. Drunten kauerten die Verteidiger, ihre Bunker zitterten. Das Sirengeräusch der herunterstossenden Flugzeuge bohrte sich ins Ohr und legte die Nerven blank.¹²⁹

Im Verlauf der folgenden Stunden setzten sechzigtausend Mann, zweiundzwanzigtausend Kraftwagen, achthundertundfünfzig Panzer über den Fluss: «Wir gerieten in eine Art Hochgefühl, in einen Ausnahmezustand», berichtete ein Beteiligter: «Wir sassen in den Fahrzeugen, eingestaubt, übermüdet und aufgedreht.»¹³⁰ In einem nie zuvor gekann-

ten Rausch nahmen die Deutschen die französische Grenzstadt ein. «Der Kampfesmut wird nie erlöschen, um den Feind ritterlich zu schlagen» steht im offiziellen Wehrmachtsbericht.¹³¹ In Wahrheit half die Droge mächtig mit, die Soldaten in jene Kriegsbegeisterung zu versetzen, die im Ersten Weltkrieg primär nationalistisch motiviert gewesen war.

Die herbeieilende Reserve des französischen Militärs erschien wenige, entscheidende Stunden zu spät – und geriet in verhängnisvolle Panik. Da hatten die Deutschen bereits über die Maas gesetzt, der Damm war gebrochen. Bis zu ihrer Kapitulation kamen die Franzosen dieser Dynamik nicht mehr hinterher. Ständig agierten sie zu langsam, wurden überrascht und überrannt, konnten kein einziges Mal die Initiative ergreifen. In einem Wehrmachtsbericht heisst es: «Die Franzosen müssen beim plötzlichen Erscheinen unserer Panzer so durcheinandergelassen sein, dass die Verteidigung nur schwach durchgeführt worden ist.»¹³²

Von einer «geistigen Niederlage» spricht der französische Historiker Marc Bloch, der im Mai und Juni 1940 für sein Land im Einsatz war: «Unsere Soldaten wurden besiegt, liessen sich gewissermassen viel zu leicht besiegen, weil wir mit unserem Denken hinterher waren.» Weil in den französischen Gehirnen nicht die gleiche euphorisch gefärbte Ausnahmesituation herrschte. «Die Deutschen traf man überall, sie fuhren kreuz und quer durchs Gelände», beschreibt Bloch die heillose Verwirrung, die die Angreifer anrichteten: «Sie glaubten an die Aktion und an das Unvorhergesehene. Wir bauten auf die Immobilität und aufs Bekannte. Während des gesamten Feldzugs liessen die Deutschen nicht von ihrer scheusslichen Gewohnheit, genau dort aufzutauhen, wo sie nicht hätten sein sollen: sie hielten sich nicht an Spielregeln. (...) Was bedeutet, dass bestimmte Schwächen, die sich wohl kaum leugnen lassen, hauptsächlich auf dem zu langsamen Rhythmus beruhen, den man unseren Hirnen beigebracht hatte.»¹³³

Die französischen Verluste durch Bombardierung fielen an diesem ersten Tag in Sedan mit 57 Opfern relativ gering aus. Vielmehr waren es die psychologischen Effekte durch den Angriff der entfesselten Deutschen, die so verheerend wirkten. Und dieser Feldzug wurde in der Psyche entschieden. In einem französischen Untersuchungsbericht sprach man hinsichtlich des raschen Maasübergangs der Deutschen und dem Versagen der französischen Verteidigung von einem «phénomène d'hallucination collective». ¹³⁴

ZEIT IST METH

«Der Blitzkrieg war methamphetamingesteuert. Um nicht zu sagen, der Blitzkrieg war methamphetaminbegründet.» ¹³⁵

Dr. Peter Steinkamp, Medizinhistoriker

Was eine Invasion angeht, liegen die Vorzüge eines Aufputzmittels auf der Hand: Krieg spielt sich in Raum und Zeit ab; Schnelligkeit ist ausschlaggebend. Eine Ausnahme bildete nur der Erste Weltkrieg mit seinen minimalen territorialen Gewinnen über geschlagene vier Jahre hinweg. Doch hätte beispielsweise Napoleon bei der Schlacht von Waterloo seine Truppen zwei Stunden früher aufs Feld führen können, wäre die Sache wohl anders ausgegangen.

Im Wehrmachtsbericht liest sich der methamphetamindurchtränkte Vorstoss von Guderian so: «In einem schnellen Entschluss verlässt der General allein mit seinem Geländewagen das Südufer der Maas und fährt in Richtung Donchery davon (...) unter voller Ausnützung der Motoren, ohne Ruhe und Rast, Tag und Nacht, so weit, als es der Brennstoff gestattet.» ¹³⁶ Die Realität ist weniger harmlos, als diese Zeilen es

vermuten lassen, geht es doch um einen Eroberungskrieg, dem viele Tausend Menschen zum Opfer fielen und der als Blaupause für spätere Feldzüge¹³⁷ diente, da er auf innovative, geradezu unerhörte Art und Weise geführt wurde. Guderian mit seinem grauen Schnauzer und dem notorischen Fernglas um den Hals sprach zwar von einem Wunder, doch tatsächlich war er es selbst, der in diesen Tagen und vor allem Nächten den Blitzkrieg erfand. In weniger als einhundert Stunden erreichten die Deutschen grössere Geländegewinne als im Ersten Weltkrieg in über vier Jahren. Bei der Planung hatte man der Panzergruppe von Kleist, der auch Guderian zugeordnet war, die operative Freiheit so lange zugestanden, wie sie sich schnell genug bewegen und die Front vor sich hertreiben konnte. Sobald die Panzer stockten, würde von Kleist in den Gesamtverbund integriert. Diese Anweisung entpuppte sich jetzt als clevere Programmierung: Die Panzertruppe entwickelte nämlich den Ehrgeiz, keineswegs zu stocken und sich irgendwo eingliedern zu lassen, ganz im Gegenteil, sie liess sich nicht mehr einfangen und stiess, wie die Spitze einer Lanze, immer weiter voran.

Ab Sedan war Guderian in seinem Funkpanzerwagen, flankiert von den Ordonnanzoffizieren in ihren Beiwagenmaschinen, quasi autark unterwegs. Die Stellung zu sichern, den Brückenkopf ordentlich zu errichten, wie es im Buche steht, war seine Sache nicht mehr. Er stürmte nach der Einnahme der Grenzstadt weiter, obwohl er die strikte Order bekam, innezuhalten, und nahm es im Rausch des Feldzuges sogar in Kauf, zum Befehls Verweigerer zu werden. Flankendeckung? Das war einmal. Nun ging es darum, schneller zu sein als jeder, der ihn von der Seite hätte bedrängen können. Nachschub sicherstellen? Wozu denn, er hatte doch alles dabei, was seine Einheit benötigte. Ein ausgeklügeltes Kanistersystem garantierte, dass auch in den vordersten Reihen stets ausreichend Sprit vorhanden war, und für das Pervitin sorgte der Hauptsanitätspark, die Grossapotheke der Wehrmacht.¹³⁸

Auch nach vier Tagen blieben die Alliierten vom Vorgehen der Deutschen vollkommen überrumpelt. Es gelang ihnen nicht, sich auf diesen unberechenbaren Angreifer einzustellen, der nicht methodisch vorging, sondern einzig und allein das Ziel vor Augen hatte, möglichst schnell die Atlantikküste zu erreichen, die Einkesselung perfekt zu machen. Der Weg dahin würde sich in einer Art Ad-hoc-Planung ergeben, bei der das Metharnphetamin eine zentrale Rolle spielte.

«Wir fahren, so schnell es bei der Kolonnenfahrt geht. Der General lässt durch seine Männer für fließenden Ablauf sorgen. Riesige Entfernungen werden an diesem Tage zurückgelegt. 2 Offiziere einer französischen Nachschubkolonne werden dem General vorgeführt: ‚Oh, die Deutschen sehr schnell – très, très vite.‘ Sie sind fassungslos, plötzlich gefangen zu sein. Sie hatten keine Ahnung, von wo und wann wir kommen mussten. (...) Weiter geht die Fahrt nach Montcornet. Alle Fahrzeuge auf der Strecke rollen mit Vollgas. Der General muss neue Marschstrassen an weisen. So ungeheuer schnell ist alles»¹³⁹ heisst es im Bericht über Guderians Vorstoss. Und weiter: «Auf dem Markt steigen gerade noch Franzosen von ihren Kraftwagen herunter, sie rollen eine Strecke in unserer Kolonne mit. Um den Ort hat sich noch gar niemand kümmern können. Der General hält an der Kirche an und regelt mit seinem Adjutanten den Verkehr. Die eine Division nach rechts, die andere links ab. Wie beim Rennen jagt alles hindurch.»¹⁴⁰

Der Blitzkrieg hatte sich entkoppelt und eigenständig gemacht – und verkörperte in diesen hektischen Frühlingstagen des Mai 1940 die evolvierende, sämtliche Fesseln absprengende, alle Grenzen überschreitende Moderne. Aufputschende Drogen waren daraus fortan nicht mehr wegzudenken.

DER CRYSTAL-FUCHS

Erwin Rommel, später der mit Abstand bekannteste unter allen deutschen Generälen, war kein Panzerexperte, sondern kam aus der Infanterie, also dem Fussvolk des Heeres. Doch gerade sein Nichtwissen, was die Stahlkolosse und ihre möglichen Bewegungen betraf, half dem Schwaben in diesem Feldzug, vollkommen unkonventionell vorzugehen. Er führte seine 7. Panzerdivision intuitiv wie einen Stosstrupp, wartete nicht, bis die Sturmpanzererregung Kriegsbrücken errichtet hatten, sondern setzte seine tonnenschweren Fahrzeuge auf Fähren über die Flüsse Frankreichs – und es funktionierte. Winston Churchill, am Tag des deutschen Angriffs zum britischen Premierminister ernannt, lag selten weiter daneben, als er seinen französischen Amtskollegen Ministerpräsident Reynaud zu beruhigen versuchte: «Alle Erfahrung lehrt, dass eine Offensive nach einer gewissen Zeit zum Stillstand gelangt. (...) Nach fünf oder sechs Tagen müssen sie, des Nachschubs wegen, Halt machen, und dann ergibt sich die Möglichkeit einer Gegenoffensive.»¹⁴¹

Rommel machte nicht halt. Zu wendig, um Angriffsfläche zu bieten, fuhr und fuhr und fuhr er, profitierte wie Guderian von der ausgezeichneten deutschen Logistik und entwickelte sich zu einer Art tödlichem Joker, spielte ständig unter höchstem Einsatz: unberechenbar, unkontrollierbar, nicht mehr einzudämmen. Aus dem Hauptquartier bewunderten sie ihn: «Möchte gerne einmal mit an die vordere Front, wie General Rommel. Er ist der grösste Draufgänger, immer im 1. Kampfwagen seiner Division!»¹⁴² Sogar sein Vorgesetzter, General Hoth, kam mit Befehlen nicht mehr an ihn heran, denn sobald diese schriftlich verfasst auf dem Gefechtsstand eintrafen, war Rommel längst über alle Berge, Funkkontakt abgebrochen. Jegliches Gespür für Gefahren liess er missen – ein typisches Methamphetamin-Symptom bei zu hohem

Konsum. Auch mitten in der Nacht stürmte er weiter und griff selbst gut ausgebaute Stellungen aus der Fahrbewegung heraus an, feuerte aus allen Rohren wie ein Berserker, erwischte seine Feinde stets auf dem falschen Fuss. Die Franzosen verzweifelten angesichts der wie von der Leine gelassenen, in hoher Geschwindigkeit auf ihre Abwehrgeschütze zufahrenden Ungetüme. Wie sollten sie sich bloss verhalten? Es gab keinerlei Anweisungen, wie man sich dagegen zu verteidigen hatte; eine solche Situation war im Manöver nie geübt worden.

Gegen Ende dieser ersten Woche des Westfeldzuges kam es zu einer gespenstischen Szene, die ein scharf konturiertes Licht auf das deutsche Vorgehen wirft: Rommel, längst aller Befehlszwänge entledigt, preschte in der Nacht auf den 17. Mai 1940 die Strasse von Solre-le-Château, ganz im Norden Frankreichs gelegen, in Richtung Avesnes entlang. Der Zufall wollte es, dass gerade dort die 5. Infanteriedivision, Teile der 18. Infanteriedivision und der 1. Panzerdivision der französischen Armee ihr Nachtlager aufgeschlagen hatten. Der Generalmajor zögerte keine Sekunde, er raste durch sie hindurch, zermalmte alles und jeden, feuerte Breitseiten, schob über die nächsten zehn Kilometer Hunderte von Fahrzeugen und Panzer, in denen die Toten und Verwundeten hingen, rechts und links in die Gräben hinein und rasselte mit blutverschmierten Ketten weiter, aufrecht zwischen zwei Offizieren seines Stabes im Befehlspanzer stehend, die Mütze in den Nacken gerutscht, so feuerte er den Angriff an.¹⁴³

Der Blitzkrieg der Deutschen, die nicht mehr schlafen mussten, entgrenzte. Die Saat für künftige Gewaltorgien wurde gesät. Diese Soldaten schienen von nichts und niemandem zu stoppen zu sein und begannen allmählich der NS-Propaganda zu glauben, dass sie tatsächlich etwas Besseres waren; das überheblich machende Methamphetamin unterstützte diese Fehleinschätzung. Die ersten Gerüchte von der «unbe-

siegbaren Wehrmacht» machten die Runde. Noch wollte der französische Kriegsminister Daladier im Elysée-Palast es nicht wahrhaben und schrie seinen Unglauben in den Hörer, als ihm sein Oberbefehlshaber Gamelin bereits am 15. Mai um 20.30 Uhr per Telefon die Niederlage eingestand: «Nein! Was Sie mir da sagen, ist nicht möglich! Sie irren sich bestimmt! Es ist unmöglich!»¹⁴⁴ Die *Boches* hatten sich bereits auf einhundertdreissig Kilometer Paris genähert – und keinerlei französische Reserve stand mehr schützend vor der Hauptstadt. Es war alles so schnell gegangen. «Soll das etwa heissen, dass die französische Armee geschlagen ist?» Daladier sackte in sich zusammen, seine Miene versteinerte. «Ich war wie betäubt», notierte Churchill in seinen Memoiren: «Ich gestehe, dass dies eine der grössten Überraschungen meines Lebens war.»¹⁴⁵

Die Deutschen hatten den Krieg in Europa nach nur wenigen Tagen gewonnen. Beinahe jedenfalls.

DOCH HITLER BEGREIFT DEN BLITZKRIEG NICHT

«Im Augenblick sieht es nach der grössten militärischen Katastrophe in der Geschichte aus.»¹⁴⁶

General Edmund Ironside, britischer Generalstabschef, über die Lage der Alliierten am 17. Mai 1940

«Ein recht unerfreulicher Tag. Der Führer ist ungeheuer nervös. Er hat Angst vor dem eigenen Erfolg, möchte nichts riskieren und uns daher am liebsten anhalten.»

Franz Halder, Chef des Generalstabs des Heeres, ebenfalls am 17. Mai 1940

«Er tobt und brüllt, man sei auf dem Wege, die ganze Operation zu verderben und sich der Gefahr einer Niederlage auszusetzen.»¹⁴⁷

Halder, einen Tag später

Die rasanten Ereignisse überraschten alle im deutschen Generalstab. Tag und Nacht arbeiteten die militärischen Dienststellen, sammelten fernmündliche Meldungen zu den verschiedenen Abschnitten, ständig wurde der Frontverlauf korrigiert. Mittags und abends trug Generalmajor Jodl im Hauptquartier Felsenest den Lagebericht vor. Doch der unruhige, ungeduldige Schlafwandler Hitler stand auch mitten in der Nacht von seiner Couch im Kommandostand auf, verliess seinen mit anderthalb Meter dicken Eisenbetonwänden versehenen Bunker, orientierte sich an den leuchtenden Phosphorstreifen und tappte durch den finsternen Eichenhain zum Kartenhaus, wo Jodls Adjutant bereits wieder eine neue, weiter nach Westen verschobene Kampflinie abgesteckt hatte. Hitler setzte sich dann in den Stuhl aus Bastgeflecht, bis der Morgen dämmerte, und nur die permanente Bewegung seiner Kinnbacken verriet seine innere Erregung und paradox schlechte Laune.

Denn der Führer führte diesen Feldzug nicht etwa, sondern hechelte den eigenständig agierenden Panzergenerälen nur mehr hinterher. Obwohl diese erfolgreich waren, konnte es der Diktator nicht verwinden, dass ihm das Heft aus der Hand genommen schien. War das überhaupt noch «sein» Krieg? Hatten nicht die hohen Herren vom Heer, die so lange gegen den Angriff gewesen waren, mittlerweile die Initiative an sich gerissen und preschten schneller vor, als es die Planung am Kartentisch erlaubte? Hitlers Furcht vor den hoch spezialisierten Militärs, die alle gebildeter waren als er, der einfache Gefreite, kam nun voll zum Tragen. Er witterte Probleme, wo keine existierten, und warf den Ge-

nerälen vor, siegestrunken zu sein, die Flanken nicht zu decken, sich angreifbar zu machen: was, wenn die Alliierten aus Belgien und vom Süden her kommend einen Zangenangriff gegen die überdehnte Front durchführten? In Wahrheit war diese Möglichkeit aufgrund der heillo- sen Konfusion auf der gegnerischen Seite nie wirklich gegeben. Hitler lich gegeben. Hitler aber erkannte die Realität nicht, sondern wurde von seinen eigenen Ängsten gesteuert, einem latent schwelenden Minderwertigkeitskomplex.

So beging der hoffnungslos überforderte oberste Befehlshaber im Frühling 1940 im Wald in der Eifel einen entscheidenden Fehler, als er beschloss, das auf Hochtouren laufende, aufgepeitschte Gehirn der Wehrmacht kaltzustellen. Sein Entschluss lautete insgeheim: Er würde die Heeresführung als Schaltzentrale dieses Krieges entmachten, koste es, was es wolle; nur den Weg dahin kannte er noch nicht. Alle sollten sehen, wer die Zügel in der Hand hielt. Wer hier führte. Ohnehin war er fest davon überzeugt, dass allein die körperliche Widerstandsfähig- keit einen genialen Mann, als der er sich sah, zum Sieg über seine Geg- ner befähige. Wenn alle die Nerven verlören, wäre schliesslich er es, er ganz allein, der standhielte. Körperlich fühlte er sich stark wie ein Pferd und glaubte, es mit der gesamten Welt aufnehmen zu können. Wieso dann nicht mit der eigenen Armeeführung?!

Auch Hitlers Leibarzt erlebte diese Tage der rauschenden Erfolge paradoxerweise als persönliche Rückstellung und Niederlage. Zwar war er in dauernder Bereitschaft, doch seine Dienste wurden kaum ge- braucht. An seine Frau schrieb er: «Fragte den Führer vor ein paar Ta- gen, ob er Klagen hätte. Er verneinte. Es geht ihm wirklich ganz famos. Er ist frisch und munter. Medizinisch ist hier kaum etwas zu tun.»¹⁴⁸ Als nutzloser Zivillist blieb Morell ein krasser Aussenseiter im rund um die Uhr rotierenden militärischen Kommandostand. Allen stand der dicke Mann nur im Weg, viele fühlten sich von seiner Figur, seiner Rolle

instinktiv abgestossen. Es nützte ihm auch nichts, dass er sich aus eigenen Entwürfen eine Fantasieuniform mit goldenen Äskulapstäben auf den hellgrau-grünen Kragenspiegel schneiden liess, um nicht länger in Zivil herumlaufen zu müssen. Die lächerliche Aufmachung brachte ihm bei den Generälen nur Spott ein. Als er sich, um Eindruck zu schinden, eine SS-Schnalle in den schwarzen Koppelriemen einzog, wurde dies sofort beanstandet, da er kein SS-Mitglied war, und er musste sie entfernen. Etwas hilflos wählte er stattdessen eine operettenhafte Goldschnalle aus. Neidisch blickte er auf seinen Rivalen, den Chirurgen von Hitler, der einen properen Wehrmachtsrang bekleidete: «Dr. Brandt trägt ab heute Oberstleutnantsachselstücke (Heer).»¹⁴⁹ Morell versuchte daraufhin, als Quereinsteiger ebenfalls einen regulären militärärztlichen Rang zu erhalten, doch seine Gesuche stiessen auf Ablehnung. Auch Hitler unterstützte ihn bei diesem Ansinnen nicht. Genau das war es ja, was er an seinem Leibarzt so schätzte: Nur wenn dieser ein Einzelkämpfer blieb, ohne Stellung in Partei, Wehrmacht oder einer sonstigen Massenorganisation, konnte er von anderen im Apparat nicht so einfach manipuliert oder für Intrigen missbraucht werden – und gehörte ihm, dem Führer, ganz allein.

Während die Panzer den Feind überrollten, plagten Morell in seiner Isolation im Felsennest immer stärkere Existenzängste. Andere im Dunstkreis Hitlers, wie Fotograf Hoffmann, profitierten mächtig von den Erfolgen des Dritten Reiches, und es hatte sich eine Art modernes Raubrittertum in der Führungsclique breitgemacht. Morell jedoch bezog lediglich ein Grundgehalt von 3'000 Reichsmark pro Monat für seine Führer-Behandlungen, das Verarzten der Adjutanten inklusive. «Da alle anderen Herren weniger frei sind, so sitze ich immer allein. (...) Wenn es nicht um den Führer wäre, wäre ich manchmal froh, zuhause zu sein. Ich werde schon 54 Jahre alt», jammerte er in einem Brief an seine Frau

und beklagte, dass seine Villa in «Schwanenwerder nur haltbar ist bei einem ständig grossen Einkommen, also muss ich entweder medizinisch viel verdienen (bei Nachlassen meiner Arbeitskraft) oder mir ein chemisch-pharmazeutisches Einkommen verschaffen».* Letzteres würde er schliesslich in Angriff nehmen, mit weitreichenden Auswirkungen, nicht nur für seinen Patienten.

DER HALT-BEFEHL VON DÜNKIRCHEN – PHARMAKOLOGISCHE INTERPRETATION

«In den nächsten paar Tagen werden wir praktisch alle unsere ausgebildeten Soldaten verloren haben – es sei denn, ein Wunder rettet uns.»¹⁵⁰

General Edmund Ironside, britischer Generalstabschef

Am Dienstag, dem 20. Mai 1940, landete ein Kurierflugzeug aus dem Propagandaministerium am Felsennest und überbrachte die unter Goebbels' Aufsicht frisch geschnittene Ausgabe der *Wochenschau*. Zu Fuss lief Hitler den Abhang hinab zu *Hack*, der Kneipe unten im Dorf. Dort setzte er sich ins Nebenzimmer, sah sich die Rolle dreimal hintereinander an und diktierte Änderungswünsche. Dann duschte er im Badehaus gegenüber und liess sich zurück in seinen Kommandostand bringen.¹⁵¹ Am nächsten Vormittag ging die Sendung retour nach Berlin und flimmerte ab Donnerstagmorgen zehn Uhr über die Leinwände aller Premierenkinos am Kurfürstendamm. Von Aufputzmitteln war in dieser *Wochenschau*-Ausgabe vom 22. Mai 1940 natürlich nicht die Rede.

* Morells Gehalt wurde später auf 60'000 Reichsmark pro Jahr aufgestockt. Einher gingen steuerliche Vergünstigungen für seine geschäftlichen Betätigungen.

Dafür vom «deutschen Schwert, das hier ein neues Blatt Geschichte schreibt», vom «unbezwingbaren arischen Kämpfergeist»¹⁵².

Mittlerweile hatte Guderian Abbeville besetzt, die wichtige Hafenstadt am Ärmelkanal. Alle französischen, britischen und belgischen Truppen nördlich des Sichelschnitts waren damit von den weiter südlich stationierten Verbänden abgeschnitten, und es gab nur noch einen einzigen offenen Atlantikhafen, eine allerletzte Möglichkeit zur Flucht: Dünkirchen. Wieder agierte Guderian schneller als seine Gegner und erreichte den belgischen Ort nach fünf weiteren Tagen. Wenige Stunden würde er benötigen, um den letzten Fluchtweg zu blockieren und damit etwa eine Million alliierter Soldaten einzukesseln. Diese befanden sich nämlich noch gut einhundert Kilometer entfernt, im Kampf mit der 6. und 18. Armee, schutzlos der tödlichen Gefahr in ihrem Rücken ausgesetzt. Das britische Weltreich stand nach nur zehn Kampftagen vor dem Untergang.

An diesem Morgen wollte Göring bei Hitler zu Gast im Felsennest. Infolge seiner Bauchverletzung, die er sich beim Sturm auf die Münchner Feldherrenhalle 1923 zugezogen hatte, litt der zweite Mann im Staat seit Jahren an einer schweren Morphinsucht.¹⁵³ Bevor er seinen Schlafraum verliess, nahm «Möring», wie er hinter vorgehaltener Hand deshalb auch genannt wurde, seine mundgeblasene Spritze mit Goldring aus dem hellbraunen Hirschnappa-Etui, zog sie routiniert auf, schlug gewohnheitsmässig den Ärmel seines grünen Samtschlafrockes zurück, band sich den Arm ab, kniff die Augen zusammen, um die richtige Stelle auszumachen, und verpasste sich einen gewaltigen Schuss. Es dauerte nur wenige Sekunden, bis das Morphin in seinem Blut wirkte und die übergrosse Rubinbroche an seiner Brust so grossartig schillerte, wie sie für den Reichsmarschall zu schillern hatte. Görings Augen blickten jetzt gross und glänzend, die Pupillen dagegen winzig klein, was seinem Blick etwas Stechendes verlieh. Die Welt lag ihm zu Fü-

sen, wie könnte es anders sein, und er setzte sich in seinen selig im Opiat schwimmenden Schädel, den glorreichen Sieg gegen die Alliierten auf keinen Fall den arroganten Heeresführern zu überlassen. Die deutschen Generäle, so fürchtete Göring, würden doch sonst beim Volk ein Ansehen gewinnen, das seine eigene Stellung sowie die von Hitler untergraben könnte. Ausserdem schien das eine lohnenswerte Aufgabe für die Luftwaffe zu sein: die feindlichen Truppen von oben zu erledigen. Seine Flieger bräuchten lediglich freie Bahn – die Wehrmachtspanzer müssten ein Stück zurückgenommen werden, um nicht in die Gefahrenzone zu geraten. Göring nickte diesen ihm genialisch vorkommenden Gedanken selbstzufrieden zu, ersetzte seine roten Schnabelpantoffeln durch schwarze Schaftstiefel und stapfte, während das unbeschreibliche Wohlgefühl des Morphin-Highs ihn immer stärker durchströmte, in den Wald hinaus.

Unter blühenden Ahornbäumen griff Hitler den Gedanken seines Stellvertreters bei Hafersuppe, Müsli und Apfelftee auf. Die beiden alten Kampfesgefährten vertrauten sich blind. Noch. Die Chemie zwischen ihnen stimmte – das hatte sie schon immer getan. Hitler fühlte sich mit «Möring» auf einer Wellenlänge, ganz anders als mit den pervitinierten Generälen. Für ihn galt die «nationalsozialistische Luftwaffe» gegenüber dem «preussischen Heer» als weltanschaulich überlegen. Also stimmte er dem irren Vorschlag seines Reichsmarschalls zu und nutzte die Gelegenheit, das Oberkommando des Heeres wie geplant auszuschalten, sein «Führerprinzip» durchzusetzen. Noch am Vormittag flog er nach Charleville in das Hauptquartier der Heeresgruppe A. Um Viertel vor eins wurde von dort ein Befehl erlassen, über den sich seitdem die Militärgeschichtler die Köpfe zerbrechen. Es ist der ominöse «Halt-Befehl» von Dünkirchen, der rational nicht zu begreifen ist.

Als die Briten bemerkten, dass die deutschen Panzer aus heiterem

Himmel stoppten, konnten sie ihr Glück kaum glauben. Sofort begannen sie eine beispiellose Evakuierungsaktion, und alles eilte in Richtung Dünkirchen. Binnen kurzer Zeit landeten Zehntausende von Rettungsschiffen dort an: Zerstörer der Royal Navy und andere Kriegsschiffe, Barkassen, sogar Badedampfer und konfiszierte Privatjachten, Lastkähne von der Themse: eine bunt durcheinandergewürfelte Armada in pausenlosem Einsatz. Über provisorische Brücken aus Lkws und darübergelegten Planken kletterten die alliierten Truppen durch das Schlupfloch von Dünkirchen in die rettenden Archen.

Guderian konnte nur zuschauen. Mit dem Scherenfernglas beobachtete er die Vorgänge in der Hafenstadt, in die ein nicht mehr abreisender Strom britischer und französischer Soldaten drängte. Doch vorrücken durfte er nicht, obwohl Görings selbstherrlicher Plan, aus der Luft den Sieg zu erringen, von Anfang an nicht funktionierte. Mit einem Male offenbarte sich die materielle, vor allem aber die strategische Schwäche der Luftwaffe. Der Reichsmarschall hatte sich in seinem Morphintaumel überschätzt. Zwar versenkten seine Stukas über eintausend der britischen Rettungsboote, doch Ende Mai zogen Wolken auf und behinderten die Sicht. Ausserdem setzte die Royal Air Force, deren Basen viel näher lagen, einen Trumpf ein: Plötzlich erschienen Spiereflugzeuge am Himmel und eroberten die Lufthoheit. Im Kartenhaus des Felsennests stand der Oberbefehlshaber des Heeres, von Brauchitsch, kurz vor dem Nervenzusammenbruch. Inständig bat er Hitler, endlich wieder losschlagen und den Feldzug beenden zu dürfen. Doch der Diktator blieb stur. Er würde es dem Heer schon zeigen. *Er* würde diesen Krieg führen, niemand sonst.

Über dreihundertvierzigtausend britische, französische und belgische Soldaten retteten sich dieserart auf die Insel. Die Alliierten wandten in allerletzter Sekunde eine totale Niederlage ab. Einen «verlorenen Sieg» für die Deutschen nannte das später von Manstein, der Erfinder

des Sichelschnitts. Als Guderian am 4. Juni um 9.40 Uhr, nach zehntägigem für ihn nicht begreifbarem Ausharren, in Dünkirchen einrücken durfte, fand er dort nur mehr die komplette Ausrüstung der Briten vor: dreiundsechzigtausend Fahrzeuge, zweiundzwanzigtausend Motorräder, vierhundertfünfsiebzig Panzer, zweitausendvierhundert Geschütze, Unmengen an Munition und Handfeuerwaffen – sowie achtzigtausend französische Soldaten, für die auf den englischen Schiffen kein Platz mehr gewesen war. Und eine ausgebombte, rauchende Silhouette, ein schwarz verkohltes Gerippe von Stadt, das ihn auszulachen schien. Die Briten hatten ihren Kopf aus der Schlinge gezogen.

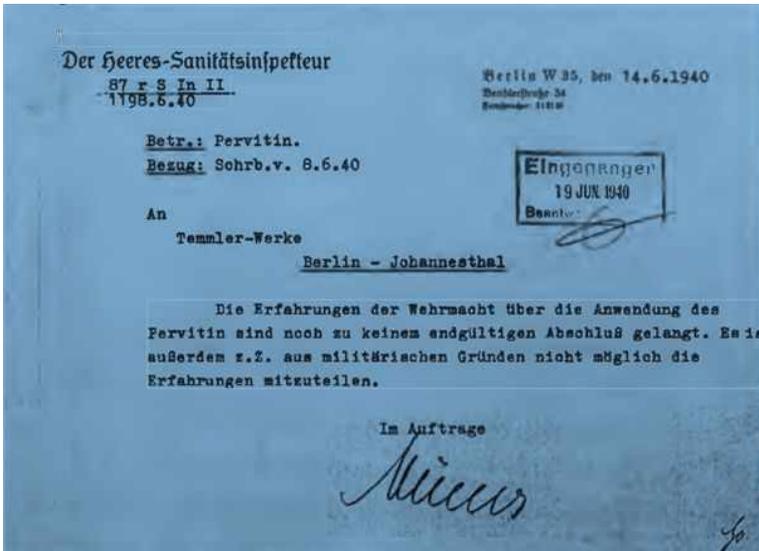
Die Schlacht um Flandern war beendet, die erste Phase des Westfeldzuges, «Fall Gelb» genannt, abgeschlossen. Entgegen späteren Darstellungen war sie nie als Blitzkrieg konsequent bis zum Ende durchgezogen worden, sondern hatte ab dem Durchbruch bei Sedan, begünstigt durch den massiven Pervitin-Einsatz auf deutscher Seite, eine kinetische Eigendynamik entwickelt, der nur Hitler, der die Geschwindigkeit nicht begriff, entgegensteuerte. Ungeachtet dessen verbuchte er den Sieg als seinen eigenen, ganz persönlichen Triumph. Künftig würde er sich trotz seines folgenschweren Halt-Befehls als unfehlbar betrachten, und sein Umfeld spielte diese Farce begeistert bis eingeschüchtert mit. In der deutschen Presse stellte man den Feldzug als «das erstaunlichste kriegsgeschichtliche Geschehen aller Zeiten dar, weil tatsächlich manches möglich gemacht worden ist, was, nicht ohne Recht, für unmöglich gehalten wurde».¹⁵⁴ Wilhelm Keitel, Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, bezeichnete Hitler nach diesem «grössten militärischen Sieg aller Zeiten»¹⁵⁵ als «grössten Feldherrn aller Zeiten», was später, als Hitlers eklatante Schwächen als oberster Befehlshaber nur zu offensichtlich wurden, zum *Gröfaz* verhöhnt wurde.

DER DEALER DER WEHRMACHT

«Ich hatte Euch aufgefordert, 48 Stunden nicht zu schlafen.
Ihr habt 17Tage durchgehalten.»¹⁵⁶ Heinz Guderian

Berlin, 6. Juni 1940: Heller Niederschlag schnitt den tiefschwarzen Gewitterhimmel in Streifen, platzte von den Karosserien der Autos, Busse, Droschken, den Regenmänteln der Passanten ab, perlte über Mützen, Hüte und Schirme. Die dauer-euphorisierte Stimme eines Nachrichtensprechers schepperte aus dem Lautsprecher des brandneuen Automobilradiogerätes, eines Telefunken T655, verkündete, dass die deutschen Truppen vor Paris standen. Der Fahrer des schwarzen Horch verstellte den Sender. *Ich Bin Wie Ich Bin* von Arne Hülpers und seinem Orchester beschallte jetzt den Innenraum des Dienstwagens, während draussen der Reklamespruch *Persil bleibt Persil* sich in hellgrüner Neonschrift schillernd in den vom Regen durchtanzten Pfützen brach.

Um 22.52 Uhr ging Rankes Zug vom Anhalter Bahnhof in Richtung Westen. Er hatte beschlossen, an die Front zu fahren, um den Pervitingebrauch zu untersuchen sowie Nachschub mitzubringen. Sein Kriegstagebuch der folgenden Wochen, aufbewahrt im Militärarchiv Freiburg, gibt einen ungeschminkten Einblick in die zweite Phase des Feldzuges, in der es um die Besetzung des französischen Kernlandes ging, «Fall Rot» genannt. Oft sind Rankes Sätze abgehackt, die Beschreibungen gehetzt, voller Abkürzungen. Stets ist eine ordentliche Menge Methamphetamin im Spiel: «14.6.40 Freitag 9 Uhr: Besprechung bei Oberstleutnant Kretschmar, Lage. Vorstellung. Weiss genau Bescheid, nimmt selbst etwa jeden 2. Tag 2Tabl., findet es fabelhaft, ist darauf frisch ohne nachträgliche Müdigkeit, keine geistige Minderleistung unter Pervitin, wird auf Frage von mir ausdrücklich bestätigt.»¹⁵⁷



Geheimniskrämerei bei der Wehrmacht: keine Auskünfte zum Massendoping

Bei Rankes ganz persönlicher Tour de France, bei der er über viertausend Kilometer kreuz und quer durch das Land zurücklegte, am Meer entlang, durch die Städte und über die Berge fuhr, spielte Doping die entscheidende Rolle. Bezeichnend, dass er die Speerspitze des Heeres, die Blitzkrieg-Erfinder der Panzergruppe von Kleist, begleitete: Guderian und den durchgeknallten Rommel. Stets befand sich Ranke dort, wo das meiste Methamphetamin genommen wurde, wo alle unter Strom standen und man ihn benötigte – denn er hatte eine ausgewachsene Menge harter Drogen dabei, die er willig verteilte:

«16.6.40 Sonntag: Kurz vor der geplanten Abfahrt erscheint um 10 Uhr mein Wagen mit Fahrer Holt, der uns nur nachts nicht mehr gefunden hatte. Hurra. Einpacken von 40'000 Pervitin. Abfahrt 11 Uhr zu XIV. Armee Korps, erste Schokolade (ich am Steuer), auf Marktplatz

Lormes 1 Tasse Kaffee, weiter bis Monte – sauche. Ich habe den ganzen Tag nur eine Schachtel Kekes gegessen.»¹⁵⁸

Oft hatte Ranke bei seinen Erkundungen die Kamera im Anschlag. Sein häufigstes Motiv überrascht zunächst, denn es waren Schlafende: Soldaten, die sich neben einem Kübelwagen im Gras ausstrecken, schlummernde Fahrer in ihren Autos, Offiziere, die in Sesseln eingeknickt sind, ein Hauptfeldwebel im Liegestuhl unter einem Baum. Die Aufnahmen schienen beweisen zu wollen: Morpheus, Rankes ausgemachter Hauptfeind, war noch immer nicht geschlagen, sondern musste nach wie vor in den Fokus beziehungsweise ins Visier genommen werden. Natürlich mit Pervitin.

Der äussere Feind machte da weniger Schwierigkeiten: Als Mitte Juni Paris in die Hände der Deutschen fiel, leistete die französische Armee kaum noch Widerstand. Das Bild, das Frankreich in diesen Tagen bot, war grauig: «Trümmerfelder, haufenweise verkohlte Wagen und Pferdeleiber auf grossen Plätzen, die von abgesengten Bäumen umstanden sind. Ausgebrannte Tanks und Häuser. Auf den Rückzugsstrassen der Engländer und Franzosen lag ein kunterbuntes Durcheinander von Ausrüstungsstücken, dazwischen wieder stehengelassene Geschütze, defekte Panzer etc. und an beiden Strassenseiten Rückwanderer, zu meist auf Fahrrädern, mit notdürftigsten Haben bepackt.»¹⁵⁹

Auch Rankes Vorgesetzter, Heeres-Sanitätsinspekteur Waldmann, bereiste in diesen Tagen das Kriegsgebiet und lobte das Pervitin von höchsterWarte aus, wenn auch, ohne das Kind beim Namen zu nennen: «Maginotfront durchbrochen. Ausserordentliche Marschleistungen: 60-80 km! Nachschub, Leistungs-Steigerung. Abschub – alles viel besser als 1918.»¹⁶⁰ In diesem Krieg stockten die deutschen Truppen nicht, sondern rasten mit beispielloser Geschwindigkeit über das sommerliche Land. Rommel, der Strassen mittlerweile mied, um letzte französische



Nach siebzehn durchwachten Tagen: der Schlaf nach dem Blitzkrieg



Verteidigungsstellungen zu umgehen, fuhr häufig querfeldein und stellte am 17. Juni 1940 mit zweihundertvierzig zurückgelegten Kilometern eine Art «militärischen Weltrekord» auf. Der Chef des Luftwaffenführungsstabes notierte: «Die Marschleistungen sind ungeheuer.»¹⁶¹

Mitte Juni erreichte Guderian die Schweizer Grenze bei Pontarlier. Die übrig gebliebene halbe Million französischer Soldaten, die an der Maginot-Linie stand, war nun ebenfalls eingekesselt, der Sieg des Deutschen Reiches über seinen Nachbarn endgültig. Nur Hitler begriff die Geschwindigkeit, mit der alles vonstattenging, noch immer nicht: «Ihre Meldung beruht auf einem Irrtum», kabelte er an seinen General: «Gemeint ist wohl Pontailler-sur-Saon.» Guderian musste klarstellen: «Kein Irrtum. Bin selbst in *Pontarlier* an der Schweizer Grenze.»¹⁶² Wie rasch der Verstoss verlief, veranschaulicht der Bericht eines deutschen Kriegsreporters. Im typischen Landserstil heisst es: «Ununterbrochen rollen die Panzer, die Artillerie, die Flak, die Nachschubkolonnen. Ohne Unterbrechung geht es vorwärts. Auch nachts tasten wir uns über die Landstrasse. Niemand denkt an Schlaf. Ein Stückchen Schokolade ersetzt das Mittagessen. Es geht vorwärts! 300 Kilometer sind wir jetzt in Kolonne gefahren, teilweise über Kornfelder, Wiesen und Acker. Was das heisst, können nur die sagen, die hinter dem Steuer sitzen. Wahrlich, unsere Fahrer haben Unmögliches in den vergangenen Tagen geleistet. Wir waren so schnell, die französische Bevölkerung hatte keine Zeit zu fliehen. ‚Ihr Deutschen braust ja wie der Wirbelwind über das Land‘, meinte ein Zivilist. ‚Vor einigen Tagen noch in Calais und jetzt schon im Süden Frankreichs.‘ Er konnte nur mit dem Kopf schütteln.»¹⁶³

Doch es war nicht nur Schokolade, wie im *Berliner Lokal-Anzeiger* behauptet wurde, was das Mittagessen ersetzte. Es waren die kleinen runden Pillen der Firma Temmler, denn sie vertrieben auch das Hunger-

gefühl. Ranke, mit Guderian unterwegs und in knapp drei Tagen über fünfhundert Kilometer weit gekommen, erhielt von einem Sanitätsoffizier der Panzertruppe die Bestätigung, dass bei den Einsätzen pro Fahrer zwischen zwei und fünf Pervitin-Tabletten pro Tag verbraucht wurden. Wenn in Folge die deutsche Propaganda den überraschend schnellen Sieg als Beweis einer vermeintlichen nationalsozialistischen Kampfmoral darzustellen versuchte, schrammt dies an der Realität vorbei. Rankes kriegsärztliches Tagebuch ist der Beweis, dass hier andere Kräfte im Spiel waren, chemische: «Oberstabsarzt Krummacher hat Erfahrungen mit Pervitin. Stellt mich Oberst Stockhausen vor. (...) Abmeldung bei Oberstleutnant Kretschmar, der sehr eingehend fragt, zuletzt Pervitin erbittet. (...) Seit Beginn des Feldzugs hat er ein Röhrchen mit 30Tabl. bis auf 6Tabl. verbraucht.»¹⁶⁴

Über Kretschmar, den für die Versorgung zuständigen Oberquartiermeister der Panzergruppe von Kleist, schrieb Ranke, dass dieser «mehrfach durch Pervitin in die Lage versetzt wurde, trotz Müdigkeit weiterzuarbeiten. Er betonte die günstige Wirkung auf die Stimmung, ausserdem hob er hervor, dass er unter Pervitin Wirkung stets auch schwierige, starke Konzentration erfordernde Arbeit bewältigt habe.»

Auch sonst waren es vor allem die «Generalstab-Offiziere (...), die Pervitin kannten, schätzten und von mir erbat». Mit dem leitenden Sanitätsoffizier Rommels, Oberstarzt Baumeister, führte Ranke eine «ausführliche erfreuliche Unterhaltung über Pervitin, Wissenschaft». Auch die Waffen-SS, die gern mit ihrer Kampfkraft prahlte, mochte auf das Mittel nicht verzichten: «Abfahrt 10 Uhr über Marschstrasse der 10. Panzerdivision. Dabei Aufnahmen der trotz langer Fahrt sehr disziplinierten SS, dort bei Truppenarzt 2'000 Pervitin abgeladen.»

Doch es gab auch Nebenwirkungen zu verzeichnen, negative Effekte des pharmakologischen Grosseinsatzes. Ranke nahm sie allerdings

nicht zur Kenntnis – oder verschwieg sie schlicht in seinen Aufzeichnungen. Gerade ältere Offiziere ab vierzig spürten den forcierten Methgebrauch mitunter am Herzen. Ein Oberst der 12. Panzerdivision, von dem bekannt war, dass er «viel Pervitin nimmt»¹⁶⁵, starb beim Baden im Atlantik an einem Herzschlag. Ein Hauptmann bekam nach Pervitingebrauch bei einem Herrenabend ebenfalls einen Infarkt. Ein Generalleutnant klagte während noch andauernder Kämpfe über Ermüdung, nahm deshalb Pervitin, bevor er gegen ärztlichen Rat nach vorn zur Infanterie fuhr. Dort erlitt er einen Kollaps. Ein Oberstleutnant der Panzer-Ersatzabteilung 1, der während der Kämpfe «vier Wochen lang täglich 2 mal 2Tabl. Pervitin genommen»¹⁶⁶ hatte, klagte über Herzleiden und betonte in einer Stellungnahme, dass sein «Blutkreislauf vor dem Pervitin-Genuss völlig normal» gewesen sei. Kritisch beschreibt er das angeordnete Massendoping: «Das Pervitin wurde dienstlich vor Beginn des Einsatzes geliefert und an die Offiziere bis zum Kompanie-Chef herunter verteilt zum eigenen Gebrauch und zur Weitergabe an die unterstellte Truppe mit der klaren Weisung, dass es zum Wachhalten bei dem bevorstehenden Einsatz unbedingt zu gebrauchen sei. Es lag also ein klarer Befehl vor, dass die Panzertruppe das Pervitin zu benützen habe.»

Von einem weiteren Stabsoffizier wurde bekannt, dass er innerhalb von anderthalb Monaten an dreiunddreissig Kampftagen je vier Tabletten Pervitin eingenommen hatte. Danach wurde er wegen «roten Hochdrucks» dienstunfähig.¹⁶⁷ Auch Abhängigkeiten traten zutage. Immer mehr Männer kämpften mit den Nebenwirkungen des auszehrenden Mittels, litten an Antriebsschwäche, Depressionen: Sobald die Wirkung der Droge nachliess, wurden sie unruhig, fühlten sich schlecht. Je länger man dem Meth zusprach, desto weniger Dopamin und Serotonin wurde im Hirn freigesetzt – desto weniger gut fühlte sich der Einzelne,

und desto mehr nahm er zu sich, um dies auszugleichen. Die Teufelsspirale der Sucht.

Dies alles blendete Ranke aus, frei nach dem Motto *Krieg ist Krieg, und Meth ist Meth*. Der in seinem Institut an der Militärärztlichen Akademie als unbestechlich geltende Wissenschaftler färbte die für Berlin bestimmten Erhebungen hinsichtlich des Weckmittels schön. Es offenbarte sich dabei seine eigene, ganz persönliche Unzulänglichkeit: Er kannte die Droge wie kein Zweiter beim Heer und wusste von ihren Gefahren, doch war er davon abhängig geworden und verharmloste die negativen Effekte vor sich selbst wie nach aussen. Der klassische Fall eines süchtigen Dealers. Das Ungewöhnliche an Rankes Substanzmissbrauch: Es hatte Auswirkungen auf das Schicksal unzähliger Soldaten und Zivilisten.

KRIEG UND VITAMINE

Im Rausch des gewonnenen Feldzuges besann sich Morell derweil auf seine Rolle als Vitaminpionier und machte sich an die Herstellung und europaweite Vermarktung eines Kombinationspräparates namens «Vitamultin». Seine Verkaufsstrategie war so simpel wie bestechend: Er musste nur den grossen Feldherrn, seinen Patienten, dazu bewegen, auf sein Produkt zu schwören, dann würden alle anderen sicherlich folgen. Um den Anreiz für Hitler zu steigern, liess Morell von der Hamburger Firma Nordmark, deren fünfzigprozentiger Eigner er war, sogenannte Nobel-Vitamultine anfertigen. Sie waren nur für eine einzige Person bestimmt, in glänzendes Goldpapier gewickelt und mit dem Stempel SF – *Sonderanfertigung Führer* – versehen. Weniger glamourös als die Verpackung präsentierte sich der Inhalt, handelte es sich doch um Hagebuttenpulver, getrocknete Zitrone, Hefeextrakt, Magermilch und raffinierten Zucker.¹⁶⁸

Obwohl Hitler keinen Vitaminmangel kannte, da er sich von kaum etwas anderem als Obst, Gemüse und Salaten ernährte, sprang er auf die Täfelchen an, als handle es sich um die Äpfel der Hesperiden. Schaden konnten zusätzliche Vitamine schliesslich nie. Bald verzehrte er mehrere der goldenen Gaben pro Tag, und Morell wies die nahe der Reichskanzlei gelegene Engel-Apotheke, eine Art Hofapotheke, mit Dringlichkeit an, «stets ein kleines Lager von zusammen ca. 500-1'000 Vitamultin-F (zu) unterhalten. (...) Lückenloser Vorrat muss sicher gestellt sein.»¹⁶⁹ Die Rezeptur hielt er streng unter Verschluss und wies den Apotheker an, das exklusive Produkt nur ihm persönlich oder Hitlers Diener auszuhändigen.

Nun folgte der zweite Schritt in Morells Marketingstrategie. Für die Spitzen der Wehrmacht und wichtige Mitarbeiter des Stabes stellte der ausgefuchste Leibarzt eine zwar nicht in Gold-, dafür aber in Silberpapier eingewickelte, mit dem Prägestempel *SRK* versehene *Sonderanfertigung Reichskanzlei* her. Bald rissen sich die hohen Offiziere um die leidlich schmeckenden Süssigkeiten, und sie wurden bei den Lagebesprechungen ostentativ verspeist. Zufrieden schrieb Morell aus dem Führerhauptquartier an seine Frau: «Das Vitamultin bewährt sich hier bestens. Alle Herren sprechen sich anerkennend aus und empfehlen es in ihren Familien zuhause.»¹⁷⁰

Dieser Erfolg legte den Grundstock für gross angelegte Deals mit den Massenorganisationen des Dritten Reiches. Seinen Einfluss als Leibarzt schamlos ausnützend, gewann Morell die Deutsche Arbeitsfront (DAF) für mehrere «Vitamultin-Aktionen». Riesige Mengen wurden geordert: mal 260 Millionen, dann sogar 390 Millionen Stück. Insgesamt nahm die DAF beinahe eine Milliarde Mal das Vitamultin ab. Ziel war es, die Leistungsfähigkeit der Rüstungsarbeiter zu steigern, ihre Widerstandskraft gegen Infektionskrankheiten zu erhöhen. Auch

an die SS pirschte der Doktor sich heran. Zunächst erhielt sie 100'000 Vitamultin-Plätzchen umsonst, als «Liebesgabe». Damit sollte das Gebirgskorps in Norwegen angefixt werden. Bei einer persönlichen Unterredung mit SS-Chef Himmler warb Morell für die Zweckmässigkeit eines Vitamultin-Einsatzes in Skandinavien: Erwiesenermassen verbessere eine erhöhte Einnahme von Vitamin C die Nachtsichtfähigkeit, und dort oben sei es ja häufig dunkel.¹⁷¹ Die SS schien mit dem Ergebnis zufrieden und bestellte mehrfach nach, insgesamt viele Hundert Millionen Stück. Das Produkt erhielt sogar ein eigenes Branding und wurde mit dem Label *SS Vitamultin* versehen.¹⁷²

Auch die Bodentruppen nahm der merkantile Doktor daraufhin ins Visier: «Muss nicht wegen Vitamultin nochmals eine Eingabe ans Heer gemacht werden?», schrieb er in einem Brief.¹⁷³ Doch bei Otto Ranke, dem Dealer der Wehrmacht, biss der Leibarzt auf Granit. Der beratende Wehrphysiologe, längst an stärkeren Stoff gewöhnt, liess sich von einem Vitaminpräparat nicht beeindrucken, sondern lehnte es ab, die Täfelchen in die Truppenausrüstung packen zu lassen.

Aber das Vitamultin-Geschäft lief auch ohne das Heer. Selbst eine Absage der Luftwaffe konnte Morell verkraften, wenn er sie auch als persönlichen Angriff empfand und gegen Oberstarzt Dr. Hippke, den Leiter des Luftwafensanitätsdienstes, intrigierte: «Unter falschen Angaben versucht Herr Generaloberstabsarzt Dr. Hippke ein hochwertiges Präparat zu desavouieren und bringt ein Schreiben in Umlauf, das mich herabsetzen soll», wandte sich Morell an dessen Vorgesetzten, Reichsluftfahrtminister Göring. «Ich kann eine solche Handlungsweise, die im Dienst geschehen ist, nicht ruhig hinnehmen – wäre sie im Privatleben geschehen, so würde ich Klage erheben – und so bitte ich Sie, verehrter Reichsmarschall, in gerechtem Sinne ein Urteil fällen zu wollen. In tiefster Verehrung für Sie, Herr Reichsmarschall, verbleibe ich mit

Heil Hitler.»¹⁷⁴ Göring reagierte, und Hippke musste gehen. Ein Triumph für den Leibarzt. Sein Aufstieg zum europaweit agierenden Pharmaunternehmer nahm seinen Lauf.

FLYING HIGH

Nach dem von ihm verschuldeten Fiasko von Dünkirchen versuchte «der Dicke», wie Göring aufgrund seiner Leibesfülle auch genannt wurde, wieder als der strahlende Herrenmensch dazustehen, den er im Morphinrausch in sich selbst erkannte. «Operation Seelöwe» wurde geplant: die Invasion Grossbritanniens mit Bodentruppen. Für die prekäre Schifffahrt Hunderttausender deutscher Soldaten über den Ärmelkanal musste vorher Lufthoheit geschaffen werden, um die Truppe nicht zu riskieren: Görings Job sowie seine grosse Chance, Hitler zu imponieren und seine ungeheure Machtfülle nebst der dazugehörigen ausschweifenden Lebensweise auch weiterhin zu rechtfertigen.¹⁷⁵

Um England aus der Luft in die Knie zu zwingen, liess Göring zunächst logistische Ziele der Royal Air Force bombardieren: Flugplätze, Hangars, Landepisten, Maschinen. Die «Luftschlacht um England» begann. Doch die erfolgreiche Strategie wurde abgeändert, nachdem die Briten am 25. August 1940 in einem Nachtangriff die Berliner Bezirke Kreuzberg und Wedding bombardiert hatten. Hitler befahl für den 4. September eine Attacke auf London, um die dortige Bevölkerung zu demoralisieren – militärtaktisch gesehen ein schwerer Fehler, weil dadurch die feindlichen Flugplätze aus dem Visier gerieten und die Engländer ihre Abwehr verstärkten.

Bomben fielen auf die englische Hauptstadt und andere Ortschaften. Über 40'000 Zivilisten kamen bis Jahresende ums Leben. Es waren die ersten systematischen Terrorangriffe des Krieges.

Doch auf der Insel kommentierte man grimmig: «London can take it.»¹⁷⁶ Entschlossen schlug die Royal Air Force zurück: Zahllose deutsche Maschinen wurden über der Insel abgeschossen, und die Briten flogen ihrerseits Vergeltungsangriffe gegen deutsche Städte. Die Auseinandersetzung eskalierte. Bald war es zu gefährlich für die Luftwaffe, tagsüber zu operieren. Ein Bomberpilot schildert die Lage: «Der Start war sehr oft spät, zehn Uhr, elf Uhr, dann war man ungefähr um ein oder zwei Uhr morgens über London oder irgendeiner anderen englischen Stadt, und da ist man natürlich müde. Und dann, wenn man das merkte, das durfte ja keinesfalls der Fall sein, hat man ein, zwei Tabletten Pervitin geschluckt, und dann ging's wieder. (...) Ich habe ja auch sehr viele Nachteinsätze gehabt. Und der Kommandant muss natürlich immer voll da sein. Und da habe ich dann auch vorbeugend Pervitin genommen. Stellen Sie sich vor, der Kommandant ist im Gefecht müde. Ja, ich bitte Sie, das geht nicht. (...) Man verzichtet doch nicht aufs Pervitin, weil es vielleicht etwas gesundheitsschädlich sein könnte. Wenn man ohnehin dazu bestimmt ist, in Kürze zu fallen!»¹⁷⁷

Sicherlich kein Einzelschicksal. Statistische Erhebungen über den Pervitingebrauch der Luftwaffe liegen nicht vor, und für den flächendeckenden Einsatz des Weckamins bei den Fliegern fehlt nach historiografischen Massstäben der Beleg – abgesehen von Rankes ursprünglicher Bestellung von 35 Millionen Dosierungen für Heer und Luftwaffe gemeinsam.

Fakt ist: Einen Krieg gewinnt, wer am Ende den Himmel beherrscht, und dafür braucht man das richtige Material, jenes aus Stahl sowie jenes aus Fleisch und Blut. Beides muss einwandfrei funktionieren und länger durchhalten als der Feind. Während sich die Messerschmitts den Spitfires technisch unterlegen zeigten, war die Luftwaffe in Sachen Drogen weiter als die Royal Air Force. Pervitin hatte gleich mehrere Spitznamen, die auf seine Verwendung hindeuteten: «Fliegersalz», «Stuka-» oder «Göring-Pillen».

Ein Kommodore berichtet aus dem Mittelmeerraum: «In der Knieta-sche steckt ein handlanger Leinenstreifen mit einem Zellophanüberzug, unter dem fünf oder sechs milchweisse Tabletten haften, gross wie Schokoladenriegel. Pervitin steht auf dem Streifen. Tabletten gegen Müdigkeit, hat Dr. Sperrling gesagt. Ich öffne die Tasche und reisse erst zwei, dann drei dieser Plättchen von der Unterlage, nehme kurz die Atemmaske vom Gesicht und beginne, die Tabletten zu zerkauen. Sie schmecken abscheulich bitter und sind mehlig, aber zum Nachspülen habe ich nichts.»¹⁷⁸

Nach einer Weile setzte die Wirkung ein: «Der Motor läuft sauber und ruhig. Ich bin hellwach, mein Herzschlag dröhnt in den Ohren. Warum ist der Himmel plötzlich so hell, die Augen schmerzen im grellen Licht. Ich kann die Helligkeit kaum ertragen; wenn ich die freie Hand schützend vor die Augen halte, geht es besser. Nun summt der Motor gleichmässig und ohne Schwingungen – fern, ganz fern. Es ist beinahe wie Schweigen hier oben. Alles wird unwesentlich und abstrakt. Ent-rückt, als ob ich selbst über meinem Flugzeug flöge.»

Nach der Landung erschien dem bedröhnten Piloten die Wirklichkeit wie eine völlig fremd gewordene Welt: «Ich habe den Kurs genau ge-halten, trotz der euphorischen Gleichgültigkeit und des gleichsam schwerelosen Zustandes. Bei der Landung finde ich den Platz im Zu-stand völliger Erstarrung. Nichts regt sich, kein Mensch ist zu sehen, verlassen ragen die Trümmer der Hallen (...) zwischen den Bombenkra-tern. Beim Einrollen in den Liegeplatz des Geschwaderstabes platzt der rechte Reifen, wahrscheinlich habe ich einen Bombensplitter überrollt. Später treffe ich auf Dr. Sperrling und frage ihn beiläufig, was für ein ‚Mistzeug‘ dieses Pervitin eigentlich sei, und ob man nicht besser die Flugzeugführer davor warnen sollte? Als er erfährt, dass ich gleich drei Tabletten genommen habe, fällt er fast in Ohnmacht und verbietet mir für den Rest des Tages, ein Flugzeug auch nur von aussen anzufassen.»

So aufgepeppt die Deutschen auch waren: Es änderte nichts an ihrer Unterlegenheit der besser geführten Royal Air Force gegenüber. Die «Luftschlacht um England» ging verloren – Deutschlands erste Niederlage in diesem Krieg. Hitler musste «Operation Seelöwe» und damit eine Invasion der Britischen Insel abblasen – und suchte nach einem neuen Schauplatz für seinen Krieg.

Konsequenzen wurden aus diesem erneuten Scheitern Görings nicht gezogen. Auch weiterhin residierte er in dem aus hellen Steinquadern errichteten, an der Wilhelmstrasse gelegenen riesigen Bau des Reichsluftfahrtministeriums, über dem die roten Reichskriegsflaggen mit dem Hakenkreuz in der Mitte derart selbstbewusst flatterten, als wollten sie unmissverständlich verdeutlichen, dass sogar der Wind, sogar die unsichtbare Masse des Himmels, dem Machtbereich dieser Regierung und zumal dem Reichsmarschall unterlagen. Doch wer das grosse schmiedeeiserne Tor passierte und den weiten, von hohen Eisengittern eingerahmten Vorplatz überquerte, betrat ein Reich des Chaos, des ungezügelt Alkohol- und Drogenmissbrauchs, der Intrigen und generellen Misswirtschaft. Das verwundert nur auf den ersten Blick. Die Zustände in Görings Burg mit ihren dreitausend Zimmern (heute ist dort das Bundesfinanzministerium untergebracht) waren geradezu symptomatisch für den politischen Realitätsverlust des Regimes und den Irrweg, den Deutschland eingeschlagen hatte.

Ein Offizier beschreibt den Auftritt des Reichsmarschalls: «Wir hatten Mühe, ernst zu bleiben. Er trägt ein weissseidenes, blusenartiges Hemd mit wallenden Ärmeln, darüber eine gelbe, ärmellose, pelzgefütterte Wildlederjacke. Dazu lange Pluderhosen, wie sie die Landsknechte trugen, und um die Lenden einen breiten goldbenagelten Ledergürtel, an dem ein kurzes Keltenschwert klirrt. Lange seidene Strümpfe und goldgelbe Saffianledersandalen vervollständigen das Bild.»¹⁷⁹

Mitunter war auch das Gesicht des mächtigen Ministers geschminkt, die Fingernägel waren rot lackiert. Häufig kam es bei Besprechungen vor, dass Göring, wenn der Opiatgehalt seines Blutes gesunken war, sich derart derangiert fühlte, dass er abrupt und ohne ein erklärendes Wort den Saal verliess und erst ein paar Minuten später wiederkehrte – in deutlich frischerer Verfassung. Ein General schildert eine solche überraschende Wandlung: «Göring wirkte wie neugeboren, sah grossartig aus, fixierte uns mit seinen funkelnden blauen Augen. Der Unterschied im ganzen Auftreten zwischen dem ersten und dem zweiten Teil unserer Konferenz war frappierend. Für mich war offensichtlich, dass er etwas Stimulierendes zu sich genommen hatte.»¹⁸⁰

Die häufigen Wirklichkeitsfluchten bekamen Görings Amtsgeschäften nicht gut. Voraussetzung für die Bekleidung eines hohen Postens bei ihm war bald weniger die Qualifikation als der Unterhaltungswert der jeweiligen Person.¹⁸¹ Kritik an einem seiner engsten Mitarbeiter, Bruno Loerzer, den Göring selbst als seinen faulsten General bezeichnete, wischte er mit der Bemerkung beiseite: «Ich brauche jemanden, mit dem ich am Abend eine Flasche Rotspon trinken kann.»¹⁸² Ähnliches mag auch bei der Berufung von Ernst Udet zum sogenannten Generalluftzeugmeister und damit zu einem der einflussreichsten Männer des Dritten Reiches eine Rolle gespielt haben. Zwar war Udet nach dem Franzosen René Fonck als erfolgreichster überlebender Jagdflieger aller Nationen des Ersten Weltkrieges in der deutschen Öffentlichkeit äusserst beliebt. Doch mit einem Schreibtisch in der höchsten Führungsebene konnte der begnadete Pilot und Lebemann, der lieber in Leni-Riefenstahl-Filmen Gastauftritte feierte, nie etwas anfangen. Das allerdings spielte für Göring keine Rolle und zeigt in besonders eindrücklicher Weise, mit welcher Launenhaftigkeit er sein Ministerium führte, in dem Dienstaufsicht ein Fremdwort war.



Viel Alkohol, noch mehr Pervitin: Generalluftzeugmeister Ernst Udet (Mitte)

Wenn der Reichsluftfahrtminister und sein Generalluftzeugmeister sich besprachen, erinnerten sie sich am liebsten an die guten alten Zeiten, als sie im Ersten Weltkrieg unter dem Einfluss des aufputschenden Kokains¹⁸³ gemeinsam Luftkämpfe bestanden hatten. Über aktuelle Rüstungsprobleme, den komplexen Prozess der Entwicklung neuer Flugzeugtypen und ähnlich verwickelte Angelegenheiten redeten sie hingegen nicht so gern. Bei seiner Antrittsrede im Ministerium bekannte Udet mit verwolktem Gesicht, weil unter schrecklichem Kater leidend, allzu viel Verwaltungs – arbeit könne man von ihm natürlich nicht erwarten. Problematisch nur, dass ihm zeitweise bis zu vierundzwanzig Ämter unterstanden, in denen sich rasch ein unbeschreibliches Durcheinander entwickelte. Udet, dafür bekannt, Besuche zu jeder Tageszeit mit Cognac zu bewirten und Methamphetamin in rauen Mengen zu schlucken, um die Wirkungen des Alkohols auszubalancieren, war

selbst innerhalb des ineffizienten Reichsluftfahrtministeriums für herausragendes Missmanagement berüchtigt.

Gut möglich, dass Göring auch auf Udet anspielte, als er später einmal bemerkte: «Es gibt da Abteilungen, von denen haben Sie keine Ahnung, aber auf einmal tauchen sie auf, auf einmal passiert eine Sauerei. (...) Und auf einmal entdeckt man: Da lebt seit Jahren eine Abteilung, und kein Mensch kennt sie. Allen Ernstes: Das ist ein paar Mal passiert. Da gibt es Leute, die hat man schon dreimal hinausgeschmissen und dann tauchen sie in einer anderen Abteilung wieder auf und werden immer grösser.»¹⁸⁴

Seine Arbeitstage verbrachte Udet am liebsten mit dem Zeichnen von Karikaturen, häufig genug von sich selbst. Wann immer es möglich war, verdrückte er sich nach Hause, wo er eine mit Trophäen von seinen Weltreisen geschmückte Privatbar betrieb und stets Freunde um sich scharte, weil er nicht allein sein konnte. Doch eigentlich wollte er nur in irgendeiner Mühle sitzen und wieder Kunststückchen drehen, doch für das Fliegen blieb keine Zeit; Udet implodierte unter der Last seiner ständig sich erweiternden Zuständigkeiten. Pervitin schaufelte er sich im Laufe des Jahres 1941 in gefährlichen Mengen in den Mund, um sich funktionsfähig zu halten. So personifizierte er die Hybris deutscher Kriegsführung, die sich übernommen und den Kontakt zur Realität längst verloren hatte. «Der Niedergang ist durch Udet bedingt gewesen», würde ausgerechnet Hitler später behaupten: «Dieser Mann hat es fertiggebracht, den grössten Unsinn in der Geschichte der Luftwaffe zu fabrizieren.»¹⁸⁵ Das sollte wohl etwas heissen.

In dem weltweit meistgespielten deutschen Theaterstück der Nachkriegszeit, *Des Teufels General*, hat der Dramatiker Carl Zuckmayer seinem Freund Ernst Udet in der Figur des ehrenhaft tragischen, nonchalanten Haudegens Fliegergeneral Harras ein viel zu schmeichelhaftes Denkmal gesetzt. Auch Curd Jürgens spielt in der gleichnamigen Verfilmung mit Pathos und Grandeur an der unglamourösen, weil er-

bärmlicheren Wirklichkeit vorbei. Udet taugt nicht zum Helden. Allerhöchstens könnte man ihm zugutehalten, dass er durch seine Inkompetenz und Drogensucht dem System grossen Schaden zugefügt hat, freilich unabsichtlich. So ist er nicht mehr und nicht weniger als eine Knallcharge, eine historische Kuriosität, und verkörpert jenes Abseitige, vor dem Historiker gern zurückweichen.¹⁸⁶

Am 17. November 1941 lief eine Meldung des Deutschen Nachrichtensbüros über die Ticker: «Der Generalluftzeugmeister Generaloberst Udet erlitt (...) bei Erprobung einer neuen Waffe einen so schweren Unglücksfall, dass er an den Verletzungen auf dem Transport verschied. Der Führer hat für den auf so tragische Weise in Erfüllung seiner Pflicht dahingegangenen Offizier ein Staatsbegräbnis angeordnet.»¹⁸⁷Tatsächlich hatte sich Udet in seiner pompösen Dienstvilla in der Stallupöner Allee in Westend, der exklusivsten Wohngegend Berlins, eine Kugel in den Kopf gejagt und damit all die eintausend technischen und organisatorischen Probleme der Luftwaffe auf einen Schlag zurückdelegiert an seinen alten Weltkriegskameraden Göring, dem Udet, kurz bevor er seinem rauschhaften Leben ein Ende mit Knalleffekt setzte und für alle Zeiten dienstunfähig wurde, noch einen Gruss neben sein Todesbett gekritzelt hatte: *Eiserner, du hast mich verlassen.*

Der Selbstmord des Selbstüberschätzers Udet nahm den Untergang des Dritten Reiches vorweg. Als Göring beim Staatsbegräbnis mit morphingesättigter metallener Miene hinter dem Sarg herschritt und etwas von einem «der grössten Helden der deutschen Geschichte» faselte, blieb die Wehrmacht gerade in Russland stecken. Gleich hinter der Militärärztlichen Akademie, auf dem Invalidenfriedhof, nur wenige Schritte von dem Ort entfernt, wo Otto Ranke das Pervitin für die Wehrmacht getestet hat, befindet sich heute noch Udets Grab.¹⁸⁸

EIN GEFUNDENES FRESSEN FÜR DAS AUSLAND

Am 13. September 1940 berichtete die Mailänder Tageszeitung *Corriere della Sera* von einer «Mutpille» der Deutschen, welche von ursprünglich medizinischer zu mittlerweile militärischer Bedeutung gelangt sei. Die Kriegswirksamkeit dieser «pillola di coraggio» reiche zwar nicht an eine Stukabombe heran, garantiere aber dem deutschen Generalstab die ununterbrochene Einsatzfähigkeit seiner Soldaten.

Für England, das in Folge massenhaft Benzedrin einsetzte, welches zwar schwächer als Pervitin ist, dafür aber weniger Nebenwirkungen hat¹⁸⁹, war der Artikel ein gefundenes Fressen. Wunderbar liess sich damit die stellenweise besorgniserregende Kampfkraft der Deutschen als chemisch statt ideologisch motiviert erklären. Postwendend produzierte die BBC ein Feature zur Abgabe von Pervitin an deutsche Piloten. In Berlin entbrannte daraufhin eine Kontroverse auf höchster Funktionärebene.

Leo Conti, der Pervitin-kritische Reichsgesundheitsführer, schrieb an den Heeres-Sanitätsinspekteur: «Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir mitteilen könnten, in welchem Umfang und mit welchem Erfolg Pervitin tatsächlich an die Angehörigen der Luftwaffe verabfolgt wird. Auch Ihre Einstellung zu dieser Frage würde ich gerne erfahren. (...) Die Verabreichung von Pervitin (kann ich) keineswegs gutheissen. In Kundgebungen habe ich gerade auf die Schädlichkeit dieses Mittels immer wieder hingewiesen. Ich habe schon überlegt, ob nicht ein schärferer Rezeptzwang für Pervitin eingeführt werden könnte, etwa in der Form, dass man es als Rauschgift erklärt. Heil Hitler!»¹⁹⁰

Beim Heer beeindruckte dieses Schreiben wenig. Erst einen Monat später antwortete der neue Heeres-Sanitätsinspekteur, Prof. Dr. Sieg-

fried Handloser: «Die englische Propaganda behauptete schon mehrfach, dass die deutsche Wehrmacht nur durch Rauschgift zu ihren Leistungen befähigt sei. Die Abwegigkeit dieser Meldungen des Londoner Rundfunks geht schon daraus hervor, dass er auch die deutschen Panzerdivisionen in Frankreich unter Rauschgift marschieren liess. Tatsache ist, dass Pervitin damals nur von Einzelpersonen und in verschwindend geringem Ausmass genommen worden ist.»¹⁹¹ Eine eindeutige Schwindelei, denn Handloser musste sowohl die Zahl der 35 Millionen bestellten Tabletten aus dem Westfeldzug als auch Rankes Bericht aus Frankreich kennen.

Conti liess die Sache nicht auf sich beruhen. Verbissen kämpfte er für seine ideologischen Vorstellungen eines allen Giften abholden Arierturns. Dabei verkannte er die Realitäten des nach Doping verlangenden geopolitischen Leistungswettkampfes des Zweiten Weltkriegs. In einer Art Verzweiflungstat engagierte er einen befreundeten Wissenschaftler, der im *Deutschen Ärzteblatt* unter der Überschrift «Das Pervitin-Problem» den ersten grösseren kritischen Beitrag zur Lieblingsdroge der Deutschen verfasste und die Gefährlichkeit des Aufputschmittels, sein virulentes Suchtpotenzial, beschwor. In typischer NS-Terminologie wurde gefordert, das Pervitin «überall da aus zu – merzen, wo wir es an treffen», und betont, wer süchtig sei, der sei «entartet».¹⁹²

Tatsächlich stiess der Artikel auf Resonanz in wissenschaftlichen Kreisen, und immer häufiger wurden nun Fälle von Pervitinabhängigkeiten diskutiert, ob es Ärzte betraf, die mehrere Dosierungen pro Tag verbrauchten, oder Medizinstudenten, die ebenso viele Tabletten konsumierten, dann mehrere Tage und Nächte lang nicht schlafen konnten und sich die Haut wegen imaginären Ungeziefers blutig kratzten.¹⁹³

In Deutschland lag der Verbrauch des Stoffs mittlerweile bei über

einer Million Dosierungen pro Monat.* Im Februar 1941 warnte Conti erneut, dieses Mal in einem internen Rundschreiben an die Partei: «Mit zunehmender Sorge verfolge ich den ungeheuren Missbrauch, der in weitesten Kreisen der Bevölkerung getrieben wird. (...) Es handelt sich hier um eine unmittelbare Gefahr für die Gesundheit und Zukunft unseres Volkes.»¹⁹⁵

Schliesslich griff der Reichsgesundheitsführer durch – oder versuchte es zumindest – und unterstellte das Pervitin am 12. Juni 1941 dem Reichsopiumgesetz. Damit erklärte er die Volksdroge offiziell zum Betäubungsmittel.¹⁹⁶ Doch bedeutete dieser Akt eine Einschränkung der Nutzung? Tatsächlich lief es nur auf einen formalen Sieg für Conti und seine ideologisch motivierten Beamten hinaus. Der Reichsgesundheitsführer, einst einer der mächtigsten Männer im NS-Staat, führte diesen Kampf auf verlorenem Posten und büsste in Folge immer mehr an Einfluss ein. Denn die Bevölkerung folgte weniger der rassenhygienisch geleiteten Rauschgiftbekämpfung als dem gewachsenen Hunger, der entstandenen Abhängigkeit nach dem chemischen Aufputschmittel, das künstliche Hilfe versprach bei den sich täglich steigenden Belastungen durch den Krieg. Das rigorose Verbot wurde von den Deutschen kaum wahrgenommen, geschweige denn eingehalten. Der zivile Verbrauch zog sogar noch an, um jährlich über anderthalb Millionen Einheiten.¹⁹⁷ Dieserart offenbarte die Droge die inneren Widersprüche des nationalsozialistischen Staates – und spielte eine Rolle beim Prozess seiner allmählichen Selbstauflösung. Es dauerte nicht lange, dann waren über einhundert Millionen Dosierungen in den deutschen Mägen und Blutbahnen angelangt.

* Das sind konservative Schätzungen, denn die offiziellen Angaben beziehen sich häufig auf «Einheiten». Verbergen sich hinter diesen nicht Einzeltabletten, sondern zum Beispiel die bekannten Pervitin-Röhrchen (mit je 30 Stück), ergibt sich sogar ein deutlich höherer Konsum. Zudem ist der zusätzliche Verbrauch an (stärker dosierten) Ampullen für die Injektion nicht mehr zu rekonstruieren.¹⁹⁴

Reichsstelle "Chemie" Berlin W.35, den 7.5.41
Sigmundstr. 5
Dr.Hy/Küs.

Bestätigung

Der Firma Templer-Werke, Berlin-Johannisthal,

wird für ihre Erzeugnisse
pharmazeutische Produkte gemäß der Ihnen erteilten Produktionsaufgabe

hiermit bestätigt, dass diese gemäß Erlass des Reichswirtschaftsministeriums II Chem. 27 742/41 vom 2.4.1941 im Einvernehmen mit dem Oberkommando der Wehrmacht und dem Reichministerium für Bewaffnung und Munition als kriegsentscheidend erklärt worden sind.

Der Herr Reichsarbeitsminister sowie die Vorsitzenden der Prüfungskommissionen sind hierüber unterrichtet worden.

Diese Massnahme erfolgte gemäß Ziffer F 5 der Ausführungsbestimmungen (ADFW) vom 21.12.1940 zu dem Erlass des Vorsitzenden des Reichsverteidigungsrates, Ministerpräsident Reichsmarschall Göring, über Uringlichkeit der Fertigungsprogramme der Wehrmacht vom 20.9.1940

Die Sicherung der kriegsentscheidenden Fertigungen hat gemäß Erlass des Reichswirtschaftsministeriums S 1/1098/41 vom 22.3.1941 zu erfolgen.

Ein Missbrauch dieser Bestätigung durch Weitergabe bei Unterlieferungen für oben nicht angegebene Erzeugnisse wird auf Grund des Straferlasses des Reichsmarschalls vom 20.9.1940 nach Massnahme der Ziffer II der zweiten Verordnung zur Durchführung des Vierjahresplans vom 5.11.1936 bestraft.

Der Reichsbeauftragte:

P. Schumann

44

Sechs Wochen vor dem Überfall auf die Sowjetunion wird Pervitin als «kriegsentscheidend» erklärt.

Auch was die Verwendung beim Militär anging, war das Datum der Pervitin-Achtung mehr als prekär gewählt. Denn zehn Tage später begann Deutschlands Angriff auf die Sowjetunion, und die Soldaten hatten sich längst an ihren Stoff gewöhnt. Das Oberkommando der Wehrmacht, gemeinsam mit dem Reichsministerium für Bewaffnung und Munition unter Federführung von Göring, hatte das Pervitin mittlerweile sogar als «kriegsentscheidend» eingestuft.¹⁹⁸ Von Einschränkung keine Spur. Tatsächlich entgrenzte sich ab dem Sommer 1941 nicht nur der Drogengebrauch.

TEIL III

**HIGH HITLER-PATIENT A UND
SEIN LEIBARZT (1941-1944)**

«Die Arbeit des Arztes ist im Frieden und im Kriege – wenn sie richtig getan wird – immer eine Führungsaufgabe im wahrsten Sinne des Wortes. (...) Das Vertrauensverhältnis zwischen Arzt und Krankem muss so beschaffen sein, dass der Arzt immer und unter allen Umständen das Gefühl behält, über dem Kranken zu stehen. (...) Arzt sein heisst, der Stärkere von Zweien sein.»¹⁹⁹

Aus einem Redemanuskript von Theo Morell

Die Gilde der Hitler-Forscher, so obskurantistisch mancher unter ihnen abdriften mag, eint das Bemühen, das Enigma des Diktators, jenes wohl schlimmsten Verbrechers und Psychopathen aller Zeiten, das personifizierte Böse im Menschen, zu entschlüsseln. Dabei tritt die Zunft offensichtlich auf der Stelle. Die äusseren Ereignisse sind von den Biografen seit Dekaden erfasst; es liegt eine umfangreiche Literatur jeglicher Couleur vor. Obwohl so viel über diesen Menschen geschrieben wurde und wird wie über keinen anderen auf der Welt, obwohl es mit der «Psychopathografie Adolf Hitlers» eine eigene psychiatrische Fachrichtung gibt, die sich ausschliesslich mit etwaigen psychischen Erkrankungen des Braunauers beschäftigt, scheint das Geheimnis unangetastet; der fragwürdige Mythos schwelt.

Könnte es sein, dass es einen blinden Fleck gibt, den die Hitler-Literatur trotz ihrer Ausfächerung bislang übersehen hat? Es wird hier

nicht der Anspruch erhoben, die historischen Begebenheiten exakt so zu beschreiben, wie sie sich wirklich zugetragen haben. Tatsächlich greife ich in einen Indizienprozess ein, an dem sich die Gelehrten seit über sieben Dekaden die Zähne ausbeissen – wobei es ja auch schon zu heftigen Schwindeleien und berühmt gewordenen Fälschungen wie den im Magazin *stern* veröffentlichten angeblichen Hitler-Tagebüchern gekommen ist. Manchen Quellen gegenüber ist Misstrauen geboten. Hier wird nicht die Lösung des Rätsels präsentiert, sondern eine bestimmte Lesart offeriert.

Wer sich Hitler nähern will, muss den Umweg über Morell nehmen, den dicken Doktor im hellbraunen Gabardinerock, der vor allem ab dem Herbst 1941 – jenem Zeitpunkt, an dem Hitlers Leistungsknick offensichtlich wurde und alle Hitler-Bücher ein Vakuum aufweisen, weil sie eben diesen Knick nicht hinreichend erklären können – längst nicht mehr jene kuriose Randfigur darstellte, als die ihn die Geschichtswissenschaft bislang behandelt hat. In Joachim Fests beinahe 1‘200-seitiger Standardbiografie «Hitler» weist das Personenregister nur auf sieben Stellen hin, an denen der Leibarzt überhaupt Erwähnung findet – das erste Mal nicht früher als auf Seite 737. In die Tiefe geht der Autor in dieser Hinsicht nie. Seine an sich zutreffende Beschreibung der Dynamik Hitlers als «narkotisch anmutende Reglosigkeit»²⁰⁰ bleibt unmotiviert, und es nützt wenig, wenn Fest von einer «fatalen Drogenabhängigkeit»²⁰¹ spricht, deren Ausmass und Auswirkungen aber nicht berührt, den Teufelskreis nicht untersucht, jenes Hinübergleiten in eine eigene Welt, in die nichts hineinragen konnte ausser Morells Spritze. Fests Behauptung, unter der sein Werk 1973 veröffentlicht wurde, Neuigkeiten über Hitler seien nach der Publikation ausgeschlossen, denn es habe sich erwiesen, dass «keine Materialien mehr zu erwarten sind, die

das Bild der Epoche und ihrer Akteure auch nur zu modifizieren vermögen»²⁰², scheint sich als vorschnell zu erweisen.

Auch wenn die Geschichtswissenschaft mittlerweile bemüht ist, den Fokus weg von biografischen Besonderheiten Hitlers hin auf gesellschaftliche Prozesse zu lenken, die seinen Aufstieg bedingten und ihn erst zu dem machten, als der er angesehen wurde, bleibt neben solchen sinnvollen Versuchen ein Vakuum, das zu füllen relevant ist. Es reicht nicht, in einem Nebensatz verharmlosend von «Dr. Morells bunten Pillen»²⁰³ zu sprechen, und wenn der Brite Ian Kershaw, ebenfalls Autor einer renommierten Hitler-Biografie, behauptet, «die wachsende Zahl von Tabletten und Injektionen, für die Dr. Morell jeden Tag sorgte, 90 verschiedene Mittel insgesamt während des Krieges und 28 verschiedene Pillen jeden Tag, konnte den körperlichen Verfall nicht aufhalten»²⁰⁴, verwechselt er möglicherweise Ursache mit Wirkung.

Für den deutschen Historiker Dr. Henrik Eberle ist die Sache eindeutig. Gemeinsam mit dem mittlerweile verstorbenen Berliner Professor Hans-Joachim Neumann kommt er in seinem penibel recherchierten Buch «War Hitler krank? Ein abschliessender Befund» zu dem Ergebnis, dass das deutsche Staatsoberhaupt keinesfalls drogensüchtig war und Morell «durchaus verantwortungsvoll» gehandelt habe: «Er beachtete die vorgeschriebenen Tagesmaximaldosen der Medikamente, die er (...) selten überschritt. (...) Nach 1945 musste sich Morell darüber hinaus den Vorwurf gefallen lassen, Hitler jahrelang falsch behandelt und dessen Gesundheit untergraben zu haben. Das aber trifft nicht zu, wie nicht zuletzt Morells akribische Aufzeichnungen von 1941 bis 1945 belegen, die die Handschrift eines gewissenhaften Hausarztes tragen.»²⁰⁵ Doch stimmt das wirklich? Der Leibarzt selbst scheint dieser Aussage zu widersprechen. In seinen Notizen gibt er ein Gespräch mit seinem Patienten folgendermassen wieder: «Ich musste stets Kurzbe-

handlungen mit Hochdosen machen und musste bis an die Grenze des Zulässigen gehen, obwohl ich von vielen Kollegen deshalb eventuell verurteilt würde, aber ich habe und kann die Verantwortung tragen, denn wenn Sie längere Zeit hätten aussetzen müssen in der jetzigen Zeit, wäre Deutschland in die Brüche gegangen.»²⁰⁶

Was hat der Diktator also wirklich genommen? Und kommt dem eine Bedeutung zu oder nicht? Lassen sich historische Ereignisse und Entwicklungen mit pharmakologischen Darreichungen verknüpfen? Über Jahre hinweg hat Morell die Mittel akribisch notiert, die er einsetzte, um seinen Patienten permanent am Laufen zu halten. Er war zu dieser Buchführung genötigt, denn wäre Hitler etwas zugestossen, hätte er detaillierte Berichte an die Gestapo aushändigen müssen. Ein ausuferndes, medizinhistorisch einmaliges Konvolut ist auf diese Weise entstanden, das vor Details nur so strotzt. Wer versuchen will, es zu entschlüsseln, muss verschiedene Lagerorte aufsuchen, denn der Nachlass des Leibarztes ist zerstückelt worden. Ein Teil liegt im Bundesarchiv in Koblenz, ein anderer im Institut für Zeitgeschichte in München – ein dritter und ganz wesentlicher in der Hauptstadt der USA.

ORTSTERMIN: NATIONAL ARCHIVES, WASHINGTON, D.C.

An einen antiken Tempel erinnernd, steht das monumentale Archivgebäude an der Pennsylvania Avenue, im innersten Regierungsbezirk der Sieger macht des Zweiten Weltkriegs. Das Weisse Haus, in derselben Strasse, ist nur einen Katzensprung entfernt. *What is past is prologue* wurde in den hellen Stein in Nähe des Archiv-Portals gemeisselt:

Die Vergangenheit ist das Vorspiel.

Drinnen, in den heiligen Hallen der Aufbewahrung, herrscht zu-

nächst einmal Unübersichtlichkeit, wenn auch in den geregelten Bahnen der Benutzerordnung. Unterlagen zu finden ist nicht einfach; es gibt schlichtweg zu viele davon. Wie ein riesiger Staubsauger haben die Streitkräfte und Nachrichtendienste der Vereinigten Staaten die Aktenberge des besiegten Deutschen Reiches aufgesaugt und in Washington sowie einer Zweigstelle der National Archives im unweit entfernten College Park in Maryland – dem grössten Archivgebäude der Welt – abgelegt. Um die Bestände zu durchforsten, gibt es Findbücher, Computerzugänge und vor allem die persönliche Hilfe der Archivare, die in ihr breites Amerikanisch mühelos komplizierte deutsche Fachausdrücke wie *Reichssicherheitshauptamt* einzupflegen wissen.

Paul Brown, der mir bei meiner Morell-Recherche zur Seite steht, dämpft von Anfang an meine Hoffnungen, hier *alles* über den Leibarzt herausfinden zu können. Meine Recherche gleiche flachen Kieselsteinen, die ich über das Wasser hüpfen lasse. Einen vollständigen Zugang, ein komplettes Eintauchen gebe es nicht; man könne die National Archives, diesen riesigen Dokumentenbauch, nicht erschöpfend einsehen. Geschichte, so Browns Fazit, würde immer eines bleiben: an möglichst relevanten Fakten sich orientierende Spekulation. Die historische Wahrheit habe er für mich nicht im Angebot.

So viel wird rasch klar: Theo Morell wurde bald nach Kriegsende zum Objekt eingehender US-geheimdienstlicher Untersuchungen, von denen einige erst vor wenigen Jahren durch den *Nazi War Crimes Disclosure Act* zugänglich wurden.²⁰⁷ Die Amerikaner versuchten herauszufinden, welche Rolle der Leibarzt spielte, ob er an Hitlers augenscheinlichem, ab dem Herbst 1941 rapide fortschreitendem gesundheitlichem Abbau beteiligt war oder sogar versucht hatte, Hitler zu vergiften. Die Frage nach süchtig machenden Drogen steht dabei im Zentrum. Liegen hier vielleicht einfache Antworten auf das so schwer Versteh-

bare? Oder hat sich der Leibarzt selbst schuldig gemacht, indem er Hitler künstlich aufputschte?

Ab dem Sommer 1945 wurde Morell zwei Jahre lang verhört, nach eigenen Angaben auch gefoltert – angeblich habe man ihm die Zehennägel extrahiert, um an seine Geheimnisse zu gelangen. Doch schlau wurden die Militärs nicht aus ihrem Gefangenen. So spiegelt sich in den Geheimakten die Frustration der Vernehmer, die von sich widersprechenden Aussagen berichten. In Morells *Medical Assessment File* heisst es: «Er ist mitteilksam, verliert sich bei seinen Äusserungen oft in unbedeutende Kleinigkeiten und sucht die ganz augenscheinlichen Lücken seines Gedächtnisses durch Fiktionen zu ersetzen, wodurch öfters sich widersprechende Angaben resultieren. (...) Die Psyche des Patienten zeigt zu verschiedenen Zeiten ein völlig verschiedenes Bild. (...) Augenscheinlich handelt es sich bei Prof. Morell um eine leichte Form einer exogenen Psychose, deren Ursache die Tatsache der Gefangenschaft dar stellt. Die Zurechnungsfähigkeit ist in keiner Weise eingeschränkt. Andererseits ist seine Glaubwürdigkeit durch das Vorhandensein von Gedächtnislücken, die er durch Confabulationen zu überbrücken versucht, nicht als vollwertig anzusehen.»²⁰⁸ Morell, so das Fazit, war nicht willens oder nicht in der Lage, die Relevanz seiner Tätigkeit zu erklären.

Auch die Aussagen dreier deutscher Pharmakologen und Ärzte, die unmittelbar nach dem Krieg als Experten hinzugezogen wurden,²⁰⁹ halfen nicht weiter, und so kommt eine der Morell gewidmeten Untersuchungen, der Special Report Nr. 53, betitelt «*The Rumored Poisoning of Hitler*» – «Die gerüchteweise behauptete Vergiftung Hitlers» –, zu dem Ergebnis, dass der Leibarzt seinem Patienten weder Gift noch genügend Betäubungsmittel verabreichte, um dessen Gesundheit zu schaden. Hitlers erstaunlicher physischer und psychischer Abbau sei lediglich dem vielen Stress geschuldet und der einseitigen vegetarischen Ernährung.

Doch ist diese Evaluation korrekt? Oder muss sie aufgrund der Nähe zu den Geschehnissen, die den Blick möglicherweise trübten, sowie einer noch unvollständigen Materiallage zumindest mit Vorsicht genossen werden? Ziel der US-Behörden war es gewesen, Informationen zu erhalten, um die zahllosen Mythen, die sich um Hitler rankten, zu entzaubern.²¹⁰ Bei diesem Vorhaben sind sie – vordergründig – an Morell gescheitert.

Dabei liegen die Antworten bei genauem Studium tatsächlich in den hinterlassenen Notizen – wenn auch versteckt und nicht immer eindeutig interpretierbar. Morells Nachlass ist ein Myzel aus vollgekritzelten Seiten seiner Rezeptblöcke, aus Karteiblättern, die mit kryptischen Abkürzungen übersät sind, Notizbüchern mit schwer lesbarer Handschrift, von Deckel zu Deckel vollgeschriebenen Terminkalendern, losen Zetteln mit Bemerkungen und Beschreibungen, einer Unzahl von Geschäfts- und persönlichen Briefen. Einträge wiederholen sich, werden leicht abgewandelt, erscheinen erneut in Heften, auf Briefumschlägen, in Telefonnotizen.

Von August 1941 bis April 1945 behandelte der Leibarzt seinen Patienten so gut wie täglich. Von 885 dieser 1349Tage gibt es Aufzeichnungen. Elfhundertmal wurden Medikamente notiert, hinzu kamen knapp achthundert Spritzen, etwa eine pro überliefertem Tag. Hin und wieder sind die Nadeln in die Aufzeichnungen fein säuberlich eingeklebt, wie um nach aussen hin den Anschein von Transparenz und gewissenhafter Dokumentation entstehen zu lassen. Denn Morell hatte Angst vor der Gestapo; er wusste, dass Leibärzte seit eh und je gefährlich leben.

Im Resultat ist eine Art Überlieferungschaos entstanden, ein Dschungel, der für Aussenstehende, zumal wenn sie der deutschen Sprache nicht mächtig sind, nur schwer zu durchforsten ist. Gerade in der behaupteten Übergenauigkeit bleibt vieles skizzenhaft, und bei aufmerksamer Lektüre wird deutlich, dass einige Visitationen nicht ver-

zeichnet wurden. Wollte Morell, der seine geschäftlichen Papiere sonst penibel in Ordnung hielt, durch diese verworrene, unvollständige, dabei Vollständigkeit vor täuschende Darstellung etwas verbergen? Versuchte er, ein Geheimnis zu bewahren, das nur er kannte und möglicherweise nicht einmal sein Patient? Was geschah, als der Krieg für das Dritte Reich eine verhängnisvolle Wendung nahm, wirklich zwischen Hitler und seinem Leibarzt?

DIE BUNKERMENTALITÄT

«Wenn ich im vergangenen Jahr häufiger bei Ihnen im Hauptquartier weilen durfte, so haben diese Besuche mir mehr gegeben als Sie, mein Führer, überhaupt ahnen können. Ich habe nichts unversucht gelassen, die Fülle von Kraft, die Sie dabei auf mich übertragen, an möglichst viele Menschen weiterzureichen.»²¹¹

Joseph Goebbels

«Mit den herkömmlichen Begriffen und moralischen Kategorien lässt sich dieser völlig singuläre Vorgang nicht begreifen.»²¹²

Percy Ernst Schramm

Um sich der Wahrheit von Hitlers Drogenkonsum zu nähern, hilft es, sich des Ortes zu vergegenwärtigen, an dem er sich zwischen Sommer 1941 und Herbst 1944 ganz überwiegend aufgehalten hat. Spurensuche in Ostpolen: Bruchgelandeten Betonraumschiffen gleich liegen zerborstene Bunkerkolosse im lichtdurchfluteten masurischen Wald. Moos hat alles überklettert, auf den sich wellenden Dächern wachsen



Spurensuche: ehemaliges Führerhauptquartier Wolfsschanze

Birken. Überall klaffen Spalten, in die man sich drücken kann. Stahlarmerungen ragen und biegen sich aus dem randbröckeligen Beton. An jeder Ecke sind gelbe Hinweisschilder aufgestellt, in Polnisch, Deutsch, Englisch: UWAGAH! ACHTUNG!!! DANGER!!! Einsturzgefahr. Doch die zahlreichen, meist jungen Touristen aus ganz Europa – beinahe eintausend pro Tag – lassen sich nicht abschrecken, sie klettern in schwarz gähnende Löcher, zwängen sich in Ritzen, machen Videos und Selfies. Als suchten sie etwas.

Im Sommer 1941 sah es in der Wolfsschanze ganz anders aus. Die von einem fünfzig bis einhundertfünfzig Meter breiten Minengürtel geschützte Festung nahe dem ostpreussischen Städtchen Rastenburg war gerade fertiggestellt und ging in Betrieb. Ihren Kern bildeten zunächst zehn Bunker, deren hintere Teile jeweils unter zwei Meter Beton lagen; dort befanden sich die Schlafplätze. In den vorderen, weniger geschütz-

ten Abschnitten waren die Arbeitsräume eingerichtet. Das ungemütliche Kasino, wo gegessen wurde, stand im Zentrum des Lagers und erinnerte an eine hässliche Dorfkneipe. Hinter dem klobigen Holztisch, der zwanzig Personen Platz bot, wurde bald ein Revolutionsstern an die Wand genagelt: eine erbeutete Fahne der Roten Armee. Hitler traf am Abend des 23. Juni 1941 ein, einen Tag nach Beginn des Einmarsches deutscher Truppen in der Sowjetunion. Von der Wolfsschanze aus würde er das «Unternehmen Barbarossa» befehligen, für dessen siegreichen Abschluss nicht mehr als drei Monate einkalkuliert waren. Winteruniformen führten die Soldaten gar nicht erst bei sich.

Aufgrund dieser überheblichen Einschätzung hatte man den Standort des Hauptquartiers für den Russlandkrieg leichtfertig ausgewählt. Man würde ja – ähnlich wie es mit dem Felsennest gelaufen war – sowieso nicht lange bleiben. Dieser Hochmut sollte sich rächen. Schon in den Anfangstagen wurde über die Wolfsschanze geunkt, es sei schwer, irgendwo in Europa einen noch unwirtlicheren Platz zu finden als diesen sumpfigen Boden zwischen stehenden Seen und moorigen Tümpeln. Das Führerhauptquartier war rasch als ein luft- und lichtarmes, häufig von Nebel eingehülltes Waldlager verschrien, der Boden mit Petroleum kontaminiert, das zum Kampf gegen die unerträgliche Mückenplage versprüht werden musste. Ein Ministerialrat schrieb an seine Frau: «Eine dümmere Gegend konnte man schwerlich aussuchen. Feuchtkalte Bunker, in denen wir nachts zum Gotterbarmen frieren wegen des dauernden starken Rauschens der elektrischen Lüftungsanlage, die scheussliche Zugluft verursacht. Wir schlafen daher unruhig und wachen morgens mit Kopfschmerzen auf. Wäsche und Uniform sind immer feuchtkalt.»²¹³

«Bunker feucht und ungesund», notierte auch Morell kurz nach sei-

nem Einzug. Er hauste in dem eng parzellierten Bunker Nr. 9, unablässig drehte sich ein nicht zu regulierender Ventilator an der Decke, doch Frischluft verschaffte dieser nicht, sondern verwirbelte nur den klammen Muff: «Idealtemperatur für Pilzwucherung. Meine Stiefel schimmelig, Kleider klamm. Brustbeklemmungen, Bleichsucht, Bunkerpsychose.»²¹⁴

Hitler schien das alles wenig zu stören. Er hatte das Höhlenleben bereits im Felsenest genossen, doch erst mit der Wolfsschanze erreichte er seine Traumdestination: einen abgelegenen Fluchtort, an dem das Dasein allein auf die militärischen Vorgänge an der Front reduziert blieb. Im Laufe der nächsten drei Jahre wurde die Wolfsschanze zu seinem Lebensmittelpunkt, wuchs auf über einhundert verschiedene Wohn-, Wirtschafts- und Verwaltungsgebäude sowie massive und leichte Stahlbetonbunker an und wurde mit eigenem Bahnanschluss und Flugplatz ausgestattet. Über zweitausend Offiziere, Soldaten, Zivilisten hielten sich dauerhaft hier auf. Beliebt war die Wolfsschanze bei niemandem, ausser bei ihrem so titulierten *Chef*, der vorgab, sich in seinem Bunker am wohlsten zu fühlen, da die Temperatur stets schön kühl und dauernd gleichmässig sei und er ja genügend Frischluft hereingepumpt bekäme. Zudem liess Morell ihm eine Sauerstoffflasche aufstellen, «zum Einatmen und eventuellen Ablassen in den Schlafraum. Führer *sehr* zufrieden, man kann sagen begeistert.»²¹⁵

Künstliche Sauerstoffzufuhr, schützende Bunkerwände: Wirkte es nach aussen hin so, als befände sich der deutsche Kriegsherr in seinem neuen Hauptquartier in Frontnähe, war er den Wirklichkeiten des Krieges ferner entrückt denn je. Diese für Diktatoren nicht unübliche Eingelung sollte katastrophale Folgen nach sich ziehen. Während der letzten Jahre hatte sich die Welt stets Hitlers Willen gebeugt und ihm zu unglaublichen Triumpfen verhelfen, die seine Machtposition stetig

verstärkt hatten. Doch sobald er auf realen Widerstand stiess, der sich nicht im Handstreich beseitigen liess, zog der Gröfaz sich immer weiter in seine Scheinwelten zurück. Eine solche verkörperte auch der Mikrokosmos Wolfsschanze, jene Blase aus Eisenbeton.

Die Sowjetunion, wie bereits im Juli 1941 deutlich wurde, wehrte sich gegen Hitlers Allmachtsfantasien erbittert. Auch wenn die Deutschen in den Anfangswochen des Feldzuges riesige Geländegewinne machten und Hunderttausende von Rotarmisten gefangen nahmen: Vor der Wehrmacht tat sich immer nur noch mehr Raum auf, noch weitere russische Reserven rückten an. Hitlers Truppen gewannen zwar eine Schlacht nach der anderen, stiessen rasch vor, kesselten in grösstem Massstab ein und richteten umfassendes Chaos an, genau wie es geplant worden war, doch die Rote Armee verhielt sich schlichtweg so, als würde sie diese Rückschläge nicht zur Kenntnis nehmen. Das «marode Kartenhaus», als das man Russland ansah, brach eben nicht wunschgemäss in sich zusammen. Die Kämpfe wurden von Beginn an von beiden Seiten gnadenlos geführt, und zum ersten Mal in diesem Krieg erlitten die Deutschen binnen kurzer Zeit hohe Verluste.

Auch das Doping, das wie im Frankreichfeldzug für diesen gigantischen Blitzvorstoss von Anfang an und vor allem bei den Offizieren des Heeres eingesetzt wurde, nützte wenig. Der Stoff war vor der Invasion auf dem Dienstweg an die Panzertruppen ausgeliefert worden, eine einzelne Heeresgruppe bezog in wenigen Monaten beinahe dreissig Millionen Tabletten.*²¹⁶ Doch das Pervitin brachte keinen schnellen Sieg, und bald musste die erschluckte Zeit durch Ausruhen teuer be-

* So die offiziellen Zahlen. Doch muss davon ausgegangen werden, dass die Temmler-Werke ohne das Wissen des Reichsgesundheitsamtes (RGA), das Statistik zu führen versuchte, auch direkt an die Wehrmacht lieferten. So könnte eine Differenz von 22,6 Kilogramm Pervitinsubstanz erklärt werden, die sich zwischen den offiziellen Zahlen der Opiumstelle im RGA und Temmlers Verkaufsstatistik 1943 ergibt.

zahlt werden, während die Rote Armee immer neue Divisionen aus ihrem riesigen Hinterland heranzuführte.

Ausgerechnet in dieser entscheidenden Anfangsphase, im August 1941, wurde Hitler krank, zum ersten Mal seit Jahren. Wie jeden Vormittag um elf hatte sein vom Bunkerleben bereits dauerblasser Diener Linge an die Tür des Bunkers Nummer 13 geklopft. Doch Hitler blieb im Bett liegen, hatte Fieber, Durchfall, Schüttelfrost, starke Gliederschmerzen. Ein vermuteter Ruhranfall.

«Durch Telefon gerufen, solle *sofort* zum Führer kommen. Sei ihm plötzlich schwindlig geworden. Sei in seinem Bunker.»²¹⁷ Die Nachricht vom Ausfall seines Patienten erreichte Morell auf dem Anschluss 190 in der sogenannten Drohnenbaracke, einem klaustrophobisch engen, praktisch lichtlosen Arbeitsraum, den er sich mit dem Sohn des Reichsbildberichterstatters Hoffmann teilen musste. Rasch griff der Leibarzt in dem mit Fotoausrüstung und Medikamenten vollgestellten Raum nach seiner schwarzen Tasche, trat nach draussen und eilte zu Hitler, der ohne Haltung in seinem Bett sass, in sich zusammengesunken wie eine Gliederpuppe, aber augenblickliche Beschwerdefreiheit verlangte, weil er zur Lagebesprechung wolle und schicksalsschwere Entscheidungen zu treffen habe.

Doch Vitamine und Traubenzucker, wie all die Jahre zuvor, reichten in diesem Fall nicht mehr aus. Nervös und etwas zu hastig präparierte Morell eine Vitamultin-Calcium-Mischung und kombinierte sie mit dem Steroid Glyconorm, einem Hormonpräparat aus eigener Herstellung, das aus Herzmuskelpresssaft, Nebennierenrinde und Leberpankreas von Schweinen und anderen Schlachttieren bestand. Ein Dopingmittel. Die Injektion verlief weniger glatt als sonst: «Nadel beim Einstich geknickt.»²¹⁸ Gegen die brennenden Schmerzen, die das Malheur

verursachte, erhielt Hitler zwanzig Tropfen Dolantin, ein Opioid, dessen Wirkprofil dem Morphin ähnelt.* Doch die ruhrartigen Durchfälle hielten an. Patient A musste das Bett hüten und tauchte während der grossen Lagebesprechung, die um zwölf Uhr im Bunker von Keitel und Jodl gehalten wurde, nicht auf. Der Diktator dienstunfähig: eine Sensation im Hauptquartier.

«Führer sehr ärgerlich», beschrieb Morell an diesem Abend sein Versagen: «So schlechte Laune mir gegenüber habe ich noch nicht erlebt.»²¹⁹ Unbeirrt behielt der Leibarzt den pharmakologischen Auffrischkurs bei, und bald griffen die Injektionen, die Ruhr wurde aus der Welt gespritzt. Bereits am folgenden Tag nahm Hitler an den Besprechungen mit den Generälen wieder teil und war sofort darum bemüht, den eintägigen Ausfall wettzumachen. Der alte Konflikt zwischen ihm und dem Generalstab, der seine Abwesenheit genützt hatte, um rasch nach eigenen Vorstellungen zu handeln, flammte erneut auf. Es ging dabei um die weitere Stossrichtung des Angriffs. Im Gegensatz zu ihrem Führer sahen die Generäle Moskau als vorrangiges Ziel: Sie planten, die russische Hauptstadt in einer Entscheidungsschlacht einzunehmen und den Feldzug dadurch zu entscheiden. Doch der frisch genesene Hitler hatte eine andere Strategie, setzte sich durch und teilte die Truppen auf, um im Norden Leningrad zu erobern, die Sowjetunion damit von der Ostsee abzuschneiden, während gleichzeitig die Heeresgruppe Süd über die Ukraine in den Kaukasus zu den für die Kriegswirtschaft wichtigen Ölquellen vordringen sollte.

Diese Krise blieb nicht ohne Auswirkungen auf den Leibarzt und sein Konzept der «Sofortherstellung». Damit Patient A nicht noch einmal am Krankenlager ins Hintertreffen geriet, wurde nun immer konse-

* Als Opiate werden die natürlichen Alkaloide aus der Mohnpflanze bezeichnet. Sogenannte Opioide sind die synthetisch produzierten Derivate davon.

quenter prophylaktisch injiziert. Morell wurde zu einem typischen Vertreter der Polypragmasie und ordnete in Folge immer mehr Stoffe in wechselnder Konzentration an, probierte einmal dies aus, dann jenes*, stellte kaum mehr genaue Diagnosen, sondern reicherte seine «medikamentöse Basisversorgung» ständig an.** Dazu gehörten bald so unterschiedliche Mittel wie Tonophosphan, ein Stoffwechselstimulans von Hoechst, das heute vor allem in der Veterinärmedizin Anwendung findet, der hormon- und immunkörperreiche Aufbaustoff Homoseran, der aus Gebärmutterblut gewonnen wurde²²¹, das Sexualhormon Testoviron gegen Abnahme von Libido und Vitalität oder auch das aus Stierhoden produzierte Orchikrin, das bei Depressionen hilfreich sein soll. Ein weiteres Mittel, das zum Einsatz kam, hiess Prostakrinum, hergestellt aus Samenblasen und der Prostata junger Bullen.

Obwohl er keine Speisen mit Fleisch zu sich nahm: Vegetarier war Hitler streng genommen nicht mehr. Immer mehr hoch konzentrierte tierische Stoffe zirkulierten ab Herbst 1941 durch seine Blutbahn. Stets ging es darum, psychische wie physische Erschöpfungszustände auszugleichen oder bereits im Vorfeld zu verhindern und die Abwehrkräfte zu stärken. Tatsächlich wurde allerdings durch die ständig wechselnden Applikationen und bald auch steigenden Dosierungen das natürliche

* Selbst Blutegel setzte Morell ein, ein althergebrachtes Hausmittel, das die Blutgerinnung hemmen und wie ein kleiner Aderlass wirken sollte. Hitler klopfte sie selbst aus dem Glas, und Morell setzte sie, da sie ihm immer wieder aus der Pinzette glitten, mit den Fingern unter dem Ohr an. «Der vordere saugte schneller, der hintere nur sehr langsam», notierte er gewissenhaft. «Der vordere fiel zuerst ab, liess unten los und hing frei. Der hintere saugte noch eine halbe Stunde länger, dann liess er unten auch los, oben musste ich ihn abreißen. Nachheriges Bluten noch etwa zwei Stunden. Führer geht wegen der beiden Hansaplaststreifen nicht zum Abendessen.»²²⁰

** Ganz anders agierte man zum Beispiel in Moskau. Stalin hielt sich im Kreml eine eigene Klinik mit den besten Fachärzten – die freilich keinen einzigen Fehler machen durften.

Immunsystem Hitlers durch einen künstlichen Schutzschild ersetzt. Morell machte dies immer unentbehrlicher.

Was die Gesundheit des Diktators anging, wurde seit dem Ausfall durch die Ruhr fortan mit Kanonen auf Spatzen geschossen, bis zum Ende und ohne nennenswerte Unterbrechung. Bei den wenigen Spaziergängen, die der Gröfaz an der frischen Luft des Sperrkreises 1 der Wolfsschanze noch unternahm, lief der Leibarzt nun stets nebenher; ein paar Schritte dahinter ging ein Assistent mit der Spritzentasche. Wie konsequent diese Dauermedikamentierung betrieben wurde, zeigt eine Zugfahrt Ende August 1941. Hitler und Mussolini begaben sich an die Front: Vierundzwanzig Stunden dauerte die Reise durch ein östliches Europa, in das der Massenmord Einzug erhalten hatte. Im westukrainischen Kamenez-Podolsk, in dessen Nähe sie vorbeikamen, waren gerade über 23'600 Juden von der SS und einem deutschen Polizeibataillon erschossen worden – es war die erste Ermordung aller Juden einer gesamten Region.

Damit Patient A auch unterwegs keine Injektion entbehren musste, stoppte der Führersonderzug auf freier Strecke, da während der ruckelnden Fahrt keine Spritze gesetzt werden konnte. Sofort ging der gepanzerte Flakwaggon mit seinen zwei Flugabwehrkanonen in Bereitschaft, eilig liess Morell in Hitlers persönlichem Waggon die bauchige Arzttasche aufschnappen, nahm das in schwarzes Leder gebundene Ampullenset heraus, löste bei mehreren Ampullen die aufgerauten Metallplättchen an der Seite, öffnete den Reissverschluss des Etuis, worin er die Spritze aufbewahrte, knickte die erste Ampulle um, steckte die Nadel hinein und zog an. Zügig band er den papierweissen, kaum behaarten Arm Hitlers ab, wischte sich den Schweiß von der Stirn und stach ein: zunächst in die Vene, dann rasch eine zweite Spritze intramuskulär. Stolz beschrieb Morell den ungewöhnlichen Boxenstopp: «Zug unterwegs angehalten wegen Traubenzucker i.v. plus Tonophos-

phan forte und Vitamultin Calcium i.m. beim Führer. War in acht Minuten mit allem fertig.»²²²

Ein solches Vorgehen war kein Einzelfall, sondern die Norm. Immer augenscheinlicher bestimmten die Spritzen den Tagesablauf, und mit der Zeit reicherten über achtzig verschiedene, häufig genug unkonventionelle Hormonpräparate, Steroide, Mitteichen und Arzneien die Führermischung an.* Dass sich die Zusammensetzung der Injektionen jeden Tag leicht veränderte, spielte eine wichtige psychologische Rolle. Nie entstand so für Hitler der Eindruck, von einer bestimmten Substanz abhängig zu sein. Es war Morells Gesamtpaket, ohne dass er nicht mehr auskommen konnte. Mit seinem Leibarzt hatte er ein perfektes Werkzeug zur Selbstmedikamentierung und Selbstadjustierung gefunden, das er mehr und mehr missbrauchte.

Diese in der zweiten Jahreshälfte 1941 sich entwickelnde Polytoxikomanie mutet bizarr an, selbst für eine Ära, in der die Steroid- und Hormonforschung die komplexen Wechselwirkungen der hochpotenten Stoffe auf den menschlichen Organismus noch längst nicht einschätzen konnte. Hitler verstand am allerwenigsten, was er da mit sich anstellte. Er interessierte sich zwar zeit seines Lebens für Arzneien,

* Eine alphabetische Auflistung macht den ganzen Wahn der Behandlung offensichtlich (die psychoaktiven, also das Bewusstsein verändernden Mittel mit Unterstreichung): *Acidol-Pepsin*, *Antiphlogistine*, *Argentum nitricum*, *Belladonna* *Obstinol*, *Benerva forte*, *Betabion*, *Bismogenol*, *Brom-Nervacit*, *Brovaloton-Bad*, *Cafaspin*, *Calcium Sandoz*, *Calomel*, *Cantan*, *Cardiazol*, *Cardiazol-Ephedrin*, *Chineurin*, *Cocain*, *Codein*, *Coramin*, *Cortiron*, *Digilanid Sandoz*, *Dolanin*, *Enterofagos*, *Enzynorm*, *Esdesan*, *Eubasin*, *Euflat*, *Eukodal*, *Eupaverin*, *Franzbranntwein*, *Gallestol*, *Glyconorm* *Glycovarin*, *Hammavit*, *Harmin*, *Homburg 680*, *Homoseran*, *Intelanfod-Jodkali-Glycerin*, *Kalzan*, *Karlsbader Sprudelsalz*, *Kissinger-Pillen*, *Kösters Antigaspillen*, *Leber Hamma*, *Leopillen*, *Lugolsche Lösung*, *Luizym*, *Luminal*, *Mitilax*, *Mutaflor*, *Nateina*, *Neo-Pyocyanase*, *Nitroglycerin*, *Obstinol*, *Omnadin*, *Optalidon*, *Orchikrin*, *Penicillin-Hamma*, *Perubalsam*, *Pervitin*, *Profundo*, *Progynon*, *Prostakrin*, *Prostophanta*, *Pyrenol*, *Quadro-Nox*, *Relaxol*, *Rizinus-01*, *Sango-Stop*, *Scophedal*, *Septojod*, *Spasmopurin*, *Strophantin*, *Strophantose*, *Suprarenin (Adrenalin)*, *Sympatol*, *Targesin*, *Tempidorm-Zäpfchen*, *Testoviron*, *Thrombo-Vetren*, *Tibatín*, *Tonophosphan*, *Tonsillopan*, *Traubenzucker*, *Trocken-Koli-Hamma*, *Tussamag*, *Ultraseptyl*, *Vitamultin*, *Yatren*.²²³

doch medizinisches Wissen eignete er sich nie an. Auch als Drogenkonsument blieb er, ebenso wie als Feldherr, ein ewiger Dilettant und liess sich von Eingebungen leiten, ohne Grundlagen zu begreifen. Das wirkte sich letztlich fatal aus. Seine natürliche Intuition, die bis zu Beginn des Unternehmens Barbarossa so häufig richtiggelegen hatte, verliess ihn genau dann, als die Einspritzungen, die er sich von seinem Leibarzt verabreichen liess, seinen Organismus immer mehr durcheinanderbrachten. Dass sich bei dem intensiven Gebrauch Toleranzen bildeten, liegt in der Natur der Sache. Der Körper gewöhnt sich; Dosen müssen erhöht werden, sonst sinkt die Wirkung, und sinkende Wirkungen konnte der Diktator nicht ertragen.

In dieser Hinsicht bot Morell seinem Anvertrauten keine Hilfestellung an. Über problematische Wechselwirkungen scheint der Leibarzt sich wenig Gedanken gemacht zu haben – ärztliche Verantwortung Fehlanzeige. Einzig und allein war er, wie so viele andere, furchtsam bemüht, es seinem Führer ständig recht zu machen, um selbst keine Nachteile zu erleiden, sondern weiterhin von seiner Position profitieren zu können. Während in diesen Herbstmonaten 1941 die systematische Ermordung der Juden ihren Lauf nahm und die Wehrmacht in Russland einen verbrecherischen Angriffskrieg mit bald schon Millionen von Toten führte, vergiftete das Angstsystem des Nationalsozialismus sich allmählich selbst, von innen heraus.

OSTRAUSCH

«Den tiefsten Eindruck hat meine Feststellung hervorgerufen, dass der Führer gesund ist.»²²⁴

Joseph Goebbels

Für den 2. Oktober 1941 protokollierte das Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht: «Heeresgruppe Mitte ist im Morgengrauen mit allen Armeen bei schönem Herbstwetter zur Offensive angetreten.»²²⁵ Nun begann also doch der Angriff auf die russische Hauptstadt, wenn auch verspätet, und in einer riesigen Doppelschlacht bei Wjasma, auf halbem Weg zwischen Smolensk und Moskau, wurden 670'000 Soldaten der Roten Armee gefangen genommen. In der Wolfschanze sprachen manche bereits von einer Vorentscheidung. Aber die Deutschen hatten kostbare Zeit verloren und sich zu sehr an anderen Kriegsschauplätzen verzettelt, um die Machtzentrale Stalins in einer raschen Operation einnehmen zu können. Als sich das Wetter verschlechterte, blieb der Vorstoss im Morast stecken: «Anhaltender Regen, Nebel. Starke Wege Verschlechterung, die erhebliche Erschwerung aller Bewegungen und des Nachschubs hervorruft» hiess es Ende Oktober bei der deutschen Heeresführung.²²⁶ Zum ersten Mal deutete sich die Möglichkeit einer Niederlage an.

Hitler reagierte auf die kritische Lage stoisch. Als inmitten eines frühen Wintereinbruchs die Rote Armee mit frischen sibirischen Elitedivisionen eine Gegenoffensive startete und der Wehrmacht schwere Verluste zufügte, ignorierte er alle Appelle seiner Generäle, die Truppen zurückzunehmen, um weitere Niederlagen zu vermeiden. Stattdessen erteilte er am 16. Dezember 1941 einen verhängnisvollen Befehl, der zunächst zwar Schlimmeres verhinderte, aber langfristig katastrophale Auswirkungen hatte: *Halten um jeden Preis*. Jegliche Rückwärtsbewe-

gung ohne seine ausdrückliche Genehmigung war von nun an verboten. Das deutsche Militär, früher einmal wegen seiner unvorhersehbaren Dynamik gefürchtet, war dadurch nicht mehr in der Lage, auf die Fluidität des Kriegsgeschehens zu reagieren. Zwar behielten die Gegner Deutschlands bis zuletzt ihren Respekt vor der Kampfkraft der Wehrmacht – das hing auch mit der sogenannten Auftragstaktik zusammen, die sonst in keiner anderen Armee so intensiv angewendet wurde und den Offizieren grosse Freiheiten für die Durchsetzung vorgegebener Ziele einräumte. Doch die Bewegungskriege des Anfangs, mit ihren die Welt in Staunen versetzenden Erfolgen, waren passé. Bezeichnend, dass ausgerechnet Guderian, im Frühling 1940 noch durch sein unkonventionelles, sich über Befehlszwänge hinwegsetzendes Vorgehen für den Sieg im Westfeldzug mitverantwortlich, von Hitler nun vorgehalten wurde, den Ereignissen zu nahe zu stehen, als der Panzergeneral versuchte, seinen obersten Befehlshaber zur Rücknahme der Front vor Moskau zu überreden.

Hitlers einziges Rezept lautete nur mehr «fanatischer Widerstand», ohne Rücksicht auf Verluste. Man könnte auch sagen: ohne Rücksicht auf die Realitäten an der Front. Bereits in diesem ersten Kriegswinter wurde deshalb die Wehrmacht zerrieben, und in Moskau läuteten die Kirchenglocken vor Zuversicht, orthodoxe Priester eilten von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte, um in vollem Ornat und mit erhobenem Kreuzifix Mann und Frau, Jung und Alt zum äussersten Einsatz für die heilige russische Erde zu ermuntern. Über die Leinwände überall in der Sowjetunion flimmerten Bilder, die zeigten, wie Rotarmisten wattierte Kleidung und aus Filz gefertigtes Schuhwerk anzogen, während gefangene Deutsche ohne Mäntel, ohne Handschuhe, barfuss auf dem eisigen Boden makabere Tänze aufführten, um nicht festzufrieren.

Für die Aggressoren häuften sich die ausweglosen Situationen. Oft half da nur noch das Pervitin. Ein Beispiel von vielen: Im Fischerdorf

Wswad, am Südufer des zwischen Moskau und Leningrad gelegenen Ilmensees, wurden die Deutschen umzingelt, immer mehr ihrer Unterkünfte brannten, Verpflegung gab es nur noch sporadisch aus der eiskalten Luft. Ein letztes, winziges Fenster zum Ausbruch stand offen – und fünfhundert völlig entkräftete Männer mit schwerem Gepäck und geschulterten Maschinengewehren begannen einen vierzehnstündigen nächtlichen Fussmarsch durch hüfthohen Schnee. Bald zeigten viele, wie es im offiziellen Wehrmachtsbericht heisst, «den Zustand stärkster Erschöpfung. (...) Etwa ab Mitternacht hatte das Schneetreiben aufgehört, und der Himmel war sternenklar, doch wollten nun immer wieder Mannschaften im Schnee liegen bleiben, ihre Willenskraft war trotz energischen Zuspruchs nicht wieder zu wecken. An solche Leute wurden dann je 2 Tabletten *Pervitin* ausgegeben. Nach einer halben Stunde bestätigten die ersten Männer ihr besseres Befinden. Sie marschierten wieder ordentlich, blieben in der Reihe.»²²⁷ Der Vorfall zeigt: Mittlerweile wurde das Aufputzmittel nicht mehr primär zum Stürmen und Erobern eingesetzt, sondern vor allem zum schieren Durchhalten und Überleben.²²⁸ Das Blatt hatte sich gewendet.

EIN EHEMALIGER SANITÄTSOFFIZIER ERZÄHLT

«Ich hatte immer jede Menge davon», berichtet der von 1940 bis 1942 an der Militärärztlichen Akademie ausgebildete Ottheinz Schultesteinberg über seinen Einsatz als Sanitätsoffiziersanwärter in Russland: «Das Zeug wurde einfach verteilt. Nach dem Motto: *Hier, nimm!*» Der mittlerweile 94-Jährige, der heute am Starnberger See lebt, erinnert sich an den Krieg, der ihn bis nach Stalingrad brachte, als ob es gestern wäre. Wir treffen uns auf der Terrasse einer kroatischen Gaststätte in Feld-

afing: «Ich selbst habe das Pervitin nicht genommen, nicht öfter jedenfalls, nur ein einziges Mal, um es auszuprobieren. Um zu wissen, was ich da verabreiche», erzählt er. «Und ich kann schon sagen: Es hat gewirkt. Es hat wachgehalten, gnadenlos. Aber öfter wollte ich das nicht. Wir wussten ja, dass es süchtig macht und Nebenwirkungen hatte: Psychosen, überreizte Nerven, Kräfte verfall. Und in Russland, das war ein Abnutzungskrieg, ein Stellungskrieg. Da hat das Pervitin nichts mehr genützt; das hat nur noch mehr ausgelaugt. Ein verpasstes Ausruhen musste ja irgendwann nachgeholt werden. Der Schlafentzug hat einfach keine taktischen Vorteile mehr gebracht.»²²⁹

In Berlin wusste man von diesen Problemen. Noch immer strebte Reichsgesundheitsführer Leo Conti mithilfe seiner «Reichsmeldestelle für Suchtgiftbekämpfung» eine möglichst lückenlose Erfassung aller drogenabhängigen Soldaten an. Er erliess eine Anordnung, nach der Wehrmacht und SS jeden entlassenen Kämpfer hinsichtlich einer möglichen Rauschgiftaffinität einzustufen hatten, um gegebenenfalls Zwangstherapien oder «die beschleunigte Aussonderung eines Uneinsichtigen oder Unheilbaren»²³⁰ zu beschliessen. Das klang so drastisch wie bedrohlich, und dementsprechend fiel die Reaktion der Wehrmacht aus: Sie meldete solche Fälle kaum bis gar nicht. Die verschärfte Kriegslage führte nicht etwa zu einer Ahndung des Drogenkonsums, sondern das Militär rekrutierte sogar gezielt Mitarbeiter von Contis Behörde für die Kämpfe an der Front – was dessen Antidrogenkampagne zunehmend behinderte.

Im Führerhauptquartier dämmerte Ende 1941 so einigen, dass ein Sieg nicht mehr zu erringen war. Generalstabschef Halder fasste die Lage zusammen: «Wir sind am Ende unserer personellen und materiellen Kraft.»²³¹ Die Blitzkriegstrategie, die durch den Überraschungseffekt das wirkliche Kräfteverhältnis umzukehren versucht hatte, war gescheitert – und damit Hitlers gesamtes, von Anfang an auf dem Stand

der Spekulation gebautes Kriegskonzept. Eine lang anhaltende Materialschlacht konnten die Deutschen gegen die bevölkerungsstärkeren und mittlerweile auch besser ausgerüsteten Russen nicht durchstehen. Das war eine nüchterne Feststellung, aus der die Konsequenzen zu ziehen gewesen wären. Doch der Diktator verschloss vor den offensichtlichen Fakten die Augen. Die Nabelschnur zur geopolitischen Realität hatte er gekappt; immer weitere Fehlentscheidungen folgten. War dem Oberbefehlshaber vor dem Herbst 1941 so vieles gelungen, trat nun das Gegenteil ein.

Vollkommen irrational, als könne man die Wirklichkeit austricksen, indem man die offensichtlichen Gegebenheiten schlichtweg nicht anerkennt, erklärte das erschöpfte Deutschland, das bereits an mehreren Fronten kämpfte, im Dezember 1941 dem ausgeruhten Industriekoloss Amerika den Krieg. Viel Feind, viel Untergang. Der Selbstüberschätzer Hitler, der nun auch das Oberkommando des Heeres und somit von Brauchitschs Aufgabe mit übernahm, verstand die Welt nicht mehr. Die Sache jetzt noch nüchtern zu betrachten konnte er sich offenbar nicht mehr leisten. In seinen eigenen Worten hatte er mit dem Unternehmen Barbarossa eine «Tür zu einem dunklen, nie gesehenen Raum» aufgestossen, «ohne zu wissen, was sich hinter der Tür befindet».²³² Dunkelheit umgab Hitler auch ganz real, wie Morell beschrieb: «Im Übrigen ein Leben im Bunker ohne Tageslicht.»²³³ In dieser Finsternis konnte den entrückten Diktator nichts mehr berühren; die Realität kam nicht mehr an ihn heran – den Panzer durchdrang nur noch die Nadel seines Leibarztes, die ihm die hormonellen Dopingstoffe in die Blutbahn drückte. «Tragisch, dass der Führer sich so vom Leben abschliesst und ein so unverhältnismässig ungesundes Leben führt», schrieb Goebbels in sein Tagebuch: «Er kommt nicht mehr an die frische Luft, findet keinerlei Entspannung mehr, sitzt in seinem Bunker.»²³⁴

Im Januar 1942 wurden in Berlin auf der Wannsee-Konferenz die Zuständigkeiten für die «Endlösung der Judenfrage» geregelt. Immer deutlicher versteifte sich Hitlers Vorgehen nun in einer Fixierung auf den Völkermord. Das krampfhaft beharren, einmal gewonnenes Territorium nicht mehr aufzugeben, hatte einen triftigen Grund: um die Schornsteine der im besetzten Osten gelegenen Vernichtungslager von Auschwitz, Treblinka, Sobibor, Kulmhof, Majdanek und Belzec möglichst lange rauchen zu lassen. Sämtliche Stellungen halten – bis sämtliche Juden tot waren. Diesen Krieg gegen die Wehrlosen wollte Patient A, der sich immer radikaler von allen menschlichen Konventionen entfernte, noch für sich entscheiden.

PLANET WERWOLF

«Ich beneide Sie darum, dass Sie die grossen weltgeschichtlichen Ereignisse im Führerhauptquartier miterleben dürfen. Das Genie des Führers, sein rechtzeitiges Eingreifen und der nach jeder Richtung aufs Genaueste durchdachte Aufbau unserer Wehrmacht sorgen dafür, dass wir voll Vertrauen in die Zukunft blicken können. (...) Möge es ihm vergönnt sein, sich seine volle Gesundheit zu bewahren, damit er sich die Kraft erhält, auch seine letzten Ziele für sein Volk zu erreichen.»²³⁵

Aus einem Brief an Theo Morell

Im Juli 1942 reichte die geografische Ausdehnung des Dritten Reiches vom Nordkap bis nach Nordafrika und Vorderasien. Das Plateau des nationalsozialistischen Expansionstrips war erreicht – und die Zeichen standen längst auf Niederlage. In jenem Sommermonat begann die «Aktion Reinhardt», die systematische Tötung von über zwei Millionen Juden und 50'000 Sinti und Roma im besetzten Polen. Zur gleichen

Zeit fand ein aufwendiger Umzug statt: Mit siebzehn Maschinen flog die NS-Führungsriege von der Wolfsschanze in ein brandneues Hauptquartier, einige Kilometer von Winniza entfernt, einer kleinen Stadt in der bäuerlichen Westukraine.

Die Ortsveränderung war grosses Theater, kaum mehr als eine blosser Farce, die dazu dienen sollte, sich selbst vorzumachen, nun näher an der Front, sprich der tatsächlichen Lage zu sein. Doch die Hauptkampflinie befand sich von diesem aus dem Boden gestampften Hüttenlager im Wald noch immer bequeme Hunderte von Kilometern entfernt. Auch den im Frühling 1942 massiv einsetzenden Bombardierungen deutscher Städte durch die Briten – Lübeck, Rostock, Stuttgart und vor allem Köln hatten bereits unter schweren Angriffen gelitten – war man komfortabel entrückt. Hitlers Abwendung von den politischen und gesellschaftlichen Sachverhalten entsprach diese neue Kommandozentrale, dieser Nichtort im Nirgendwo, diese Hightech-Location in der Pampa, wo er sich noch besser bedröhnen und von der Konsensrealität entfernen konnte. Ein bodenständiges Zuhause wie früher seine grosse Wohnung am Prinzregentenplatz in München gab es in seinem Dasein längst nicht mehr. Nur noch unwirkliche Zufluchtsorte wurden aufgesucht.

Der frisch ernannte Rüstungsminister Speer beschrieb das neue Hauptquartier in der Ukraine als eine «Bungalowanlage, kleiner Kiefernwald, parkähnlicher Garten».²³⁶ Die Stümpfe der gefälltten Kiefern waren grün angestrichen, damit sie sich in die Landschaft einpassten, die Parkplätze lagen schattig geschützt im Gebüsch. Beinahe klingt das wie Urlaub auf dem Land, nach einem Erholungsheim. Doch wurde aus diesen zwei Handvoll Blockhütten und Baracken, die hohe Eichen umstanden, weiterhin ein Krieg geführt, wie es ihn in dieser Grausamkeit nie zuvor gegeben hat. *Werwolf* taufte Hitler seinen neuen Befehlsstand

zum Massenmord, ein passender Name für eine Zone der Irrealität, in der sich monströse Vorgänge Bahn brechen konnten, eingefasst in den ritualisierten Tagesablauf, die strengen Regeln der Abschirmung.* Hier konnte sich der Gröfaz mit seinen Milliarden verrückt spielenden Bakterien im Darm weiterhin vor Mikroben fürchten – während seine Soldaten in den Steppen und Sümpfen Russlands mit den realen östlichen Infektionskrankheiten vom Wolhynischen Fieber bis zur Tularämie oder der Malaria Bekanntschaft machen mussten.

Morell war mittlerweile unverzichtbar für das Staatsoberhaupt, wollte ihn sogar bei den Lagebesprechungen nicht allein lassen, obwohl er als ziviler Arzt dort nichts zu suchen hatte und von den Generälen abschätziges Blicke erntete. Bei diesen zweimal täglich stattfindenden Treffen abstrahierte man die Welt zu Vorgängen auf militärischen Karten; selbst bei bestem Wetter blieben die Fenster geschlossen, die Vorhänge zugezogen. Trotz der greifbaren Frische des Waldes herrschte im Führerhauptquartier Werwolf stets eine dumpfe Atmosphäre. Ratschläge nahm Hitler nur mehr von Leuten entgegen, die der Situation an den Fronten ebenso ignorant begegneten wie er selbst.²³⁸ Die grosse Stunde der Jasager schlug, wie sie der knorrig steife Generalfeldmarschall Keitel verkörperte, insgeheim als «Lakaitel» verspottet.

Am 23. Juli 1942, dreizehn Monate nach Beginn des Russlandfeldzuges, beging Hitler einen weiteren schwerwiegenden strategischen Fehler, als er in seiner *Weisung Nr. 45* befahl, die deutschen Kräfte erneut zu teilen, dieses Mal im Süden der Sowjetunion: Heeresgruppe A sollte in Richtung auf das ölfreiche aserbaidische Baku vorstossen, Heeresgruppe B über die Wolgastadt Stalingrad ans Kaspische Meer.

* «Jeglicher Verkehr mit Zivilpersonen ist verboten, ebenso der Aufenthalt in den Häusern der Lokalbevölkerung.» Überall vermutete man Ungeziefer, das Krankheiten übertragen könnte. Es wurde vor Fliegen gewarnt – *Ruhr!* –, vor Wanzen und Läusen – *Fleckfieber!* –, vor ukrainischen Ratten als potenziellen Trägern der Pest.²³⁷



Leibarzt Morell (links hinter seinem Patienten) war längst unentbehrlich.

Eine Front von ursprünglich 800 Kilometern tief im Feindesland wurde dadurch auf kaum haltbare 4'000 Kilometer zerdehnt. Die Proteste der Heeresführung fielen heftig aus, und es kam unter der brennenden ukrainischen Sonne und bei Temperaturen von fünfundvierzig bis fünfzig Grad zu «Zwischenfällen und Entladungen, die einen noch nicht erlebten Höhepunkt erreichen sollten. (...) Wunschträume (wurden) zum Gesetz des Handelns gemacht», kritisierte Generalstabschef Halder das Vorgehen seines Oberbefehlshabers.²³⁹ Rüstungsminister Speer sprach von einer besonderen Form der «Sinnesstörung, mit der ein jeder aus der näheren Umgebung Hitlers dem unvermeidlichen Ende entgegensah». Die Wahrheit hatte sich aus der militärischen Planung längst verabschiedet. «Schaulagen» hiessen diese frisierten Besprechungen inof-

fiziell: «Schön gefärbte Berichte von Wehrmachtsstellen lassen (...) befürchten, dass die kritische Lage nicht voll erkannt wird.»²⁴⁰

Als Erich von Manstein, Erfinder des Sichelschnitts, Eroberer der Krim und mittlerweile zum Generalfeldmarschall befördert, Lagevortrag über die kritische Situation im Südteil der Ostfront hielt, wurde im Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht konsterniert festgestellt: «Wie bisher werden aber wiederum keine ganzen Entschlüsse gefasst. Es ist, als ob der Führer dazu nicht mehr fähig wäre.»²⁴¹ Rational vor tragende Generäle, die seiner Meinung nach ständig nur alles schlechtreden wollten, konnte Hitler nicht mehr ertragen – obgleich er dennoch oft genug auf sie hören musste. Kindisch weigerte er sich fortan, Generaloberst Jodl (übrigens der Einzige im Kommando, der sich nicht von Morell behandeln liess) die Hand zu geben. Am gemeinsamen Essen nahm Hitler nicht mehr teil, sondern zog sich völlig in seine im Dauerschatten der Rotbuchen errichtete Blockhütte zurück, die er nur noch bei Dunkelheit verliess. Als er Mitte August 1942 doch einmal an die Front flog, um sich ein Bild von der militärischen Wirklichkeit zu machen, holte er sich sofort einen fürchterlichen Sonnenbrand – «Das ganze Gesicht stark rotverbrannt, Stirne mit grossen Verbrennungen, starke Schmerzen, daher sehr unwillig»²⁴² – und war heilfroh, als er wieder in seinem geschützten Verschlag angekommen war.

Auch öffentliche Reden kamen so gut wie nicht mehr vor. Der Historiker und Schriftsteller Sebastian Haffner beschreibt den Rückzug des früheren Öffentlichkeitsmenschen Hitler: «Nüchternheit hatte er planmässig durch Massenrausch ersetzt; man kann sagen, dass er sechs Jahre sich selbst den Deutschen wie eine Droge verabreicht hatte – die er ihnen dann allerdings im Kriege plötzlich entzog.»²⁴³ Rückkoppelnd ergab sich daraus für Hitler die Konsequenz, dass ihm jene Ekstasen

nun fehlten, die seine Auftritte früher ausgelöst hatten und die für ihn stets einer neuen Injektion des für seine Selbstsucht so wichtigen, aufputschenden Gefühls gleichgekommen waren. All diese Kontakte mit dem jubelnden Volk, woraus er einmal so viel Energie gezogen hatte, mussten in der Abschottung chemisch substituiert werden – was die Selbstverpuppung des Diktators weiterhin beschleunigte. «Er war ein Mensch, der immer erneut der künstlichen Aufladungen bedurfte», schreibt Hitler-Biograf Fest: «In gewisser Weise ersetzten ihm die Drogen und Medikamente Morells das alte Stimulans der Massenovation.»²⁴⁴

Um Amtsgeschäfte kümmerte der Staatschef sich kaum noch. Lieber schlug er sich die Nächte um die Ohren, kam selten vor morgens um sechs Uhr ins Bett und disputierte nach wie vor am liebsten mit Speer über architektonische Grossprojekte – die nun allerdings rein illusorischen Charakter hatten. Selbst sein getreuer Rüstungsminister und Lieblingsarchitekt, der die Zusammenarbeit mit Hitler als «Jahre des Rausches» beschrieb und als wahrer Meister der Verdrängung noch spät vom «Stimulans des Führungsrausches» schwärmte, musste erkennen, dass sich Hitler «im Verlauf solcher Debatten immer häufiger aus der Wirklichkeit löste und in seine Phantasiewelt begab»²⁴⁵.

Auf den Kriegsverlauf sollte sich die Realitätsferne folgenscher auswirken. Häufig schickte Hitler seine Einheiten ohne jegliches Einschätzungsvermögen, was deren tatsächliche Ausrüstung, Kampfkraft oder den Nachschub betraf, in die Schlacht. Gleichzeitig aber kümmerte er sich zum Leidwesen der Militärs en detail um sämtliche taktischen Fragen, bis hinunter zur Bataillonsebene, und glaubte, überall unentbehrlich zu sein.* Jedes Wort, das bei den Lagebesprechungen fiel,

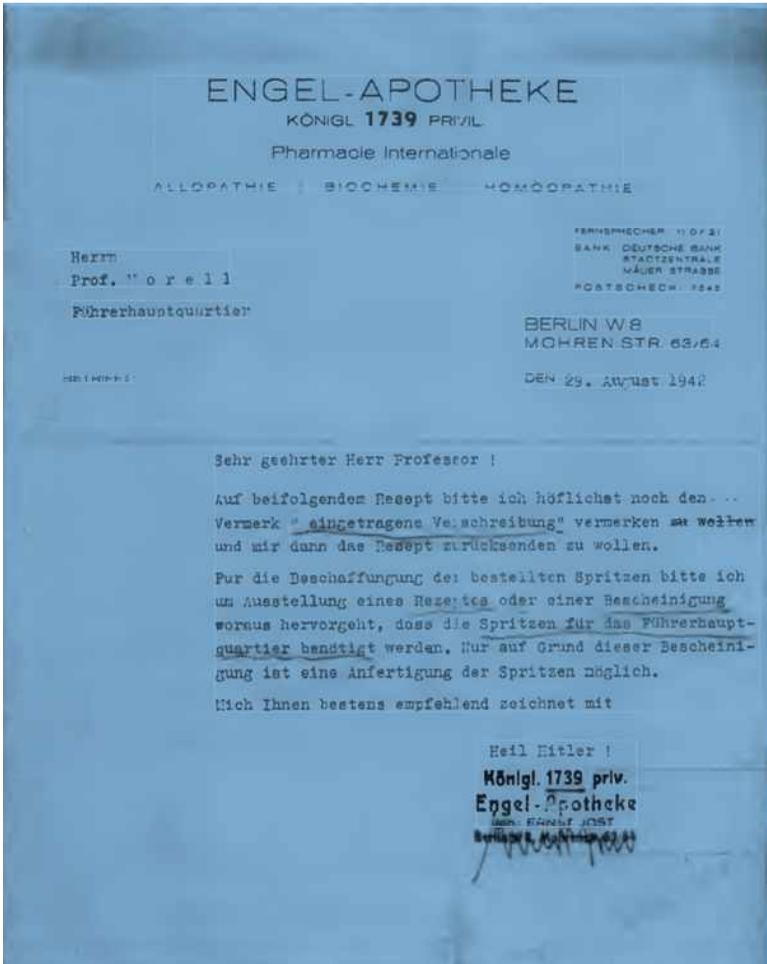
* Ganz anders ging Stalin vor, der sich nach der von ihm zu verantwortenden Niederlage von Charkow im Mai 1942 mehr oder weniger aus militärischen Belangen heraushielt und seinem Oberkommando, der Stawka, relativ freie Hand liess.

wurde künftig mitstenografiert, damit er hinterher Generäle zur Rechenschaft ziehen konnte, wenn sie seine immer wirklichkeitsfremden Befehle zu umgehen versuchten.

Ein militärischer Dilettant war Hitler schon seit dem Halt-Befehl von Dünkirchen; nun vollzog er die Wandlung zum Fantasten, während sich seine Armeen in den Weiten Abchasiens und der Kalmückensteppe verloren, bis zum Schwarzen Meer vorstießen und auf dem Elbrus-Massiv im Kaukasus in 5633 Meter Höhe eine vergeblich flatternde Hakenkreuzflagge hissten. Hitlers Spritzenverbrauch ging in diesem Sommer 1942 derart in die Höhe, dass Morell bei der Berliner Engel-Apotheke eine Sonderbestellung für das Führerhauptquartier in Auftrag geben musste.²⁴⁶

Im Herbst 1942 geriet Rommel, vom Crystal-Fuchs zum Wüstenfuchs mutiert, in Afrika gegen die Briten unter der Führung von Montgomery in schwere Bedrängnis. Gleichzeitig wurde Stalingrad angesichts der abnehmenden strategischen Bedeutung der Stadt immer mehr zur psychopathischen Fixierung. Die zusehends dramatischen Vorgänge dort stilisierte Hitler unnötigerweise zur mythologisch überhöhten Schicksalsschlacht. Mit seiner Gesundheit ging es derweil rapide bergab, während sich der Belagerungsring an der Wolga um die 6. Armee von General Paulus schloss und die deutschen Soldaten zu Tausenden am Hunger, an der Kälte und an den russischen Granaten verreckten. «Darmgase, Mundgeruch, Unbehagen»²⁴⁷, notierte Morell am 9. Dezember 1942, als sich zeigte, dass die Treibstoffversorgung aus der Luft, die Göring so grossspurig wie realitätsfern für die Eingeschlossenen im Stalingrader Kessel angekündigt hatte, nicht funktionierte.

Eine Woche später bat Patient A seinen Leibarzt um Rat: Ebenjener Göring habe ihm erzählt, er nehme ein Mittel namens Cardiazol, wenn er sich schwach und schwindlig fühle. Hitler wollte nun wissen, «ob



Die Engel-Apotheke in Berlin-Mitte beschaffte die Hitler-Spritzen.

ihm, dem Führer, das nicht auch gut täte, wenn ihm bei wichtigen Angelegenheiten etwas komisch würde».²⁴⁸ Doch Morell lehnte ab: Cardiazol, ein schwer zu dosierendes Kreislaufstimulans, das den Blutdruck erhöht und leicht zu Krampfanfällen führen kann, war ihm für Hitler, der mittlerweile auch Herzprobleme hatte, zu riskant. Die Botschaft allerdings hatte der Leibarzt verstanden: Sein Chef verlangte allmählich nach stärkeren Mitteln, um die sich verschärfende Krise um Stalingrad nervlich bewältigen zu können. Morell nahm auch diese Herausforderung an.

SCHLACHTHOF UKRAINE

«Ihr müsst gesund sein, müsst Euch zurückhalten von dem, was Eure Körper vergiftet. Wir brauchen ein nüchternes Volk! In der Zukunft wird der Deutsche nur gemessen an den Werken seines Geistes und der Kraft seiner Gesundheit.»²⁴⁹

Adolf Hitler

Basierend auf dem anhaltenden Erfolg seiner Vitamultin-Täfelchen, hatte Theo Morell im böhmischen Olmütz einen der grössten Speiseölerhersteller der früheren Tschechoslowakei, die Firma Heikorn, erbeutet, die ihren jüdischen Besitzern geraubt worden war. Hitler hatte ihm höchstpersönlich diesen Zuschlag verschafft.^{*250} Der Kaufpreis betrug 120'000 Reichsmark – ein Spottpreis für die lukrative Immobilie, die

* Im Kaufvertrag vom 29.11.1943 heisst es: «Das Vermögen des Juden Adolf Heikorn, seiner Ehefrau Wilma geb. Goldschmid und deren Kinder Friedrich Heikorn und Hedwig Heikorn ist durch Verfügung der Geheimen Staatspolizei eingezogen worden. Der Käufer erklärt ausdrücklich, dass er nicht Jude ist und dass auf seiner Seite an diesem Rechtsgeschäft Juden, jüdische Unternehmungen oder jüdische Personenvereinigungen in keiner Form beteiligt sind.»²⁵⁰

der Leibarzt zur Hauptfabrikationsstätte seiner Firma Hamma umrüstete. In seinen Notizen heisst es dazu: «Nie mehr wird man so billig einen Ankauf machen können. (...) Zu arisierendes Werk an mich.»²⁵¹ Seitdem fabrizierten dort über eintausend Angestellte so unterschiedliche Waren wie Mohnöl, Senf, Scheuermittel oder das selbst entwickelte und weitgehend wirkungslose Läusepuder «Russia», dessen Anwendung für die Wehrmacht aber dennoch Pflicht wurde. Das Kerngeschäft bildeten die Vitamin- und Hormonpräparate – und dafür brauchte der zielstrebige Leibarzt und merkantile Nutzniesser des NS-Terrors nun andauernd Nachschub.

Acht Kilometer südlich des Führerhauptquartiers Werwolf lag die Stadt Winniza mit ihrem riesigen, hochmodernen Schlachthof. Die amerikanische Firma Swift hatte ihn kurz vor Kriegsbeginn nach den neusten Errungenschaften der Technik und dem Vorbild der Schlachthöfe von Chicago erbaut. Sämtliche Schlachtungen der gesamten Ukraine sollten hier zentralisiert werden, alles lief automatisiert ab, inklusive des Auffangens der erheblichen Blutmengen. Morell zeigte sich beeindruckt: So etwas gab es selbst in Deutschland nicht, wo man noch immer das «Wegspülen von wertvollen Eiweissen» praktizierte, wie er in seinen Aufzeichnungen schrieb. Der Leibarzt beschloss, von der innovativen Anlage zu profitieren, und während Hitler sich in seiner Waldhütte vor der Welt verbarrikadierte, die er gerade in Brand setzte, nützte der Selfmade-Pharmazeut Morell den Krieg in der Ukraine, um seine Unternehmungen auszubauen.

Ein Riesengeschäft witternd, tüftelte er einen Plan aus, der so simpel wie unverfroren war. Alfred Rosenberg gegenüber, dem NS-Chefideologen und Reichsminister für die besetzten Ostgebiete, kündigte er an, eine «organotherapeutische Fabrikation» zu gründen, und sprach eine typische Leibarztbitte aus: «Wenn ich (...) die Anfälle bekomme, wird

es mir möglich sein, das ganze Ostland mit Hormonen zu versorgen.»²⁵² Mit *Anfällen* meinte Morell Schilddrüsen, Nebennieren, Hoden, Prostata, Eierstöcke, Cowper sehe Drüsen, Gallenblasen, Herzen und Lungen – nichts weniger als sämtliche Drüsen und Organe sowie alle Knochen sämtlicher in Winniza geschlachteter Tiere.

Aus unternehmerischer Sicht war das eine Goldgrube, handelte es sich doch um Rohstoffe für die Herstellung von hochpreisigen Dopingmitteln und Steroiden. Der Leibarzt, der sich in diesen Wochen rastlos durch das besetzte Land bewegte, um seine schmutzigen Deals einzufädeln, strebte die totale Reste – verwertung an. Sogar das Blut der Schlachttiere wollte er für die Herstellung eines neuen Nährpräparates recyceln, das aus Trockenblut und Gemüse (vor allem Karotten) bestehen sollte.²⁵³ «Ich bin doch jetzt oft sehr müde durch das viele Fahren», schrieb er seiner Frau: «Lege jeden zweiten Tag, manchmal auch jeden Tag gegen 300 km zurück. Und das auf schlechten russischen Pflaster Strassen.»²⁵⁴ Bis zum letzten Blutstropfen, bis ins sprichwörtliche Mark plante er die Ausbeutung der besetzten Ukraine und hatte die Skrupellosigkeit, mit der in der obersten NS-Etage persönliche Interessen wahrgenommen wurden, längst perfektioniert. Immer schamloser nützte er seine konsolidierte Machtstellung am Hofe als eine Art offizielle Dienststelle aus.

Gauleiter Erich Koch, der sogenannte Reichskommissar der Ukraine (wegen seiner Brutalität auch «Der kleine Stalin» genannt) und ebenfalls Morells Patient, kooperierte nur zu gern: Bei allen Schlachtungen durfte der Leibarzt künftig die «für die Herstellung organotherapeutischer Medikamente in Frage kommenden Abfälle (...) durch einen Beauftragten einsammeln lassen und der gewünschten Verwendung zuführen.»²⁵⁵ Morell bedankte sich und kündigte sofort weitere Pläne an: «Habe ich Drüsen – und innere Organangelegenheiten in Ordnung, so

gehe ich an die Auswertung von Arzneikräutern und Drogen der Ukraine. Sie werden sehen, dass die Organisation gut klappen wird.»²⁵⁶

Flugs gründete er die *Ukrainischen Pharmo-Werke, Betrieb Winniza, Fabrikation organotherapeutischer und pflanzlicher Produkte – Drogenexport*. Der Name war Programm und die Firma von Anfang an auf Expansionskurs gestellt. Mit der Westukraine gab sich Morell nämlich nicht zufrieden, sondern hatte sein Augenmerk auf das lukrative Industriegebiet im Donez-Becken gerichtet. Auch die Steppe am Schwarzen Meer sowie die Krim nahm er ins Visier. Dort plante er, «Arzneikräuter im Grossen anzupflanzen, (um an) dem Aufbau einer starken deutschen Wirtschaft teilzuhaben».²⁵⁷

Vor allem ging es ihm um Charkow, die ostukrainische Metropole, im Oktober 1941 von der 6. Armee eingenommen als damals viertgrösste und strategisch wichtige Stadt der Sowjetunion. Seit der Besetzung durch die Wehrmacht wütete dort der Tod aus Deutschland: Zwei Drittel der Bausubstanz waren zerstört, die Einwohnerzahl von 1,5 Millionen auf 190'000 dezimiert. Sowjetbürger hatte man von ihren Balkonen gestürzt, in Hausfluren, den Eingängen von Banken und Hotels aufgehängt.²⁵⁸ In der Schlucht von Drobizkij hatte das Sonderkommando 4a, eine Einheit der Einsatzgruppe C, unter Beteiligung des Orpo-Bataillons 314, ein Massaker an der jüdischen Bevölkerung verübt: 15'000 Menschen waren erschossen worden; Frauen und Kinder hatte man auch in Gaswagen umgebracht. Zahlreiche Bewohner von Charkow verschleppten die Besatzer als Zwangsarbeiter nach Deutschland, und als ein Befreiungsversuch der Roten Armee im Mai 1942 scheiterte, gerieten rund 240'000 sowjetische Soldaten in Kriegsgefangenschaft.

All das bekümmerte Morell nicht. Im Gegenteil, die verzweifelte Situation Charkows schien ihn zu inspirieren: «Es ist ja eine besonders interessante Aufgabe, aus einer durch mehr maligen Besitzwechsel mit-

genommenen Stadt nun doch das Irgendmögliche für die Kriegswirtschaft herauszuholen», schrieb er an den Reichskommissar.²⁵⁹ Als er erfuhr, dass in Charkow ein endokrinologisches Institut existierte, das auf die Verarbeitung innersekretorischer Drüsen spezialisiert war, wandte Morell sich erneut an Koch: «Da das Institut, das dem russischen Staat gehörte, ohne Drüsenbelieferung zwecklos ist und Sie die Liebenswürdigkeit hatten, mir diese Körperorgane bei Schlachtungen zuzuerkennen, so bitte ich darum, dieses Institut kaufen zu dürfen, (um sofort mit der Verwertung der Drüsen und Herstellung der in Deutschland so dringend nötigen Stoffe beginnen zu können.»²⁶⁰

Die Antwort kam noch am selben Tag per Telefon: Morell könne das Institut haben, es wurde ihm «übertragen». Damit es auch zur Auslastung komme, erging nun an alle achtzehn Schlachthöfe der Ukraine die Anweisung: «Laut Anordnung des Reichskommissars der Ukraine sind die in den Schlachthöfen anfallenden Organe (...) ausschliesslich und laufend an die Ukrain. Pharmo-Werke abzuliefern. Sie sind vom Fett zu befreien, 2 Stunden nach der Schlachtung bei -15 Grad einzufrieren oder auf geringstmögliche Temperatur zu bringen.»²⁶¹

Der Neuentwicklung und Massenproduktion von Hormonpräparaten stand nun nichts mehr im Wege, und der Leibarzt suhlte sich in diesen Aussichten, bekannte sich offen zu diesem widerlichen Abwildern der Ostfront: «Von (...) Drüsen brauchen wir alles, was wir bekommen können.»²⁶² Günstiger würde es nie wieder werden: «Hoffentlich kommt recht schnell die Vakuum-Trockeneinrichtung und die Extraktionsvorrichtung. Dann kann der Grossbetrieb beginnen.»²⁶³

Doch die Zeit lief ihm davon. Ewig würde dieser Ausverkauf nicht anhalten: Die Front bröckelte, und an seinem endokrinologischen Institut hatte Morell keine Freude mehr. Im Frühjahr 1943 wurde Charkow von der Roten Armee zurückerobert.

«Leider waren die Ereignisse stärker als wir und haben unsere schönen Hoffnungen und Anfangsarbeiten zunichte gemacht»²⁶⁴, berichtete der Leibarzt enttäuscht und konzentrierte seine Drüsenverarbeitung wieder auf das böhmische Olmütz. Um die Massen an Tierrohstoffen dorthin zu verfrachten, über 1'000 Kilometer weit, und auf diese Weise noch so viel Profit als möglich aus der Ukraine herauszuschlagen, setzte er Himmel und Hölle beziehungsweise den gesamten Staatsapparat in Bewegung. Dabei wurde es für den «Leibarzt des Führers», wie sein Briefpapier selbstbewusst bezeugte, zur bequemen Selbstverständlichkeit, eigene Wünsche mit einem behaupteten Willen Hitlers zu untermauern.

In einer zum Zerreißen gespannten Phase des Krieges, in der nur wenige, heiss umkämpfte Verbindungsstränge in den Osten bestanden, die für den Nachschub der Truppe sowie den Rücktransport der verwundeten Soldaten dringend benötigt wurden, nützte Morell unbekümmert die Kommunikationsmöglichkeiten und Logistik des Führerhauptquartiers, um Hunderte von Lkws und Waggonen der Reichsbahn unzählige Kilometer durch Osteuropa fahren zu lassen und seine geräuberten Tonnen an Schweinemägen, Bauchspeichel- und Hirnanhangsdrüsen, Rückenmark, Rinder-, Schweine- und Schaflebern zu bewegen. Die strikte Anweisung an alle im Führerhauptquartier, «jeden nicht entscheidenden Kraftfahrzeugeinsatz zu unterbinden»²⁶⁵, traf auf ihn natürlich nicht zu. Selbst Hühnerfüsse transportierte er noch ab; aus ihnen liess er Gelatine kochen. Die Ladeliste eines typischen Morell-Waggonen: sieben Fässer mit gesalzener Leber, eintausendsechszwanzig Schweinemägen, sechzig Kilogramm Ovarien, zweihundert Kilogramm Stierhoden. Der Wert: 20'000 Reichsmark.²⁶⁶

Beinahe täglich kam in seiner arisierten Fabrikationsstätte in der besetzten Tschechoslowakei eine solche Lieferung aus der Ukraine an.

Wichtige Wehrmachtstransporte blieben dafür auf der Strecke, denn Morell kannte kein Pardon: Wenn einmal ein Zug mit Ware der *Ukrainischen Pharmo-Werke* nicht rasch genug durchkam, griff er zum Hörer und wendete sich «bezüglich der Waggonstellung»²⁶⁷ ohne Umschweife an die höchste Zuständigkeit, mindestens die Transportkommandantur, gern auch gleich an den Chef des Eisenbahnwesens oder den Reichsverkehrsminister, verwies auf seine Position und drohte mit Arger, falls die Waggonen nicht mit «höchster Dringlichkeitsstufe, am besten Wehrmachtsfrachtbrief zur Verfügung gestellt werden und trotz Sperre auch ablaufen dürfen». Parierte sein Gegenüber, erhielt er als Belohnung einen Vortrag bei Hitler in Aussicht gestellt – oder zumindest eine Schachtel silbern verpackter Nobel-Vitamultine.²⁶⁸ Stets setzte Morell sich durch: Seine dringlich vorgebrachten Wünsche wurden von Befehlsstelle zu Befehlsstelle als ebendas, als *Befehle*, weitergegeben.

Dies trieb immer giftigere Blüten. Um während der Kriegszeit seine Fabrikationen am Laufen und möglichst profitabel zu halten, scheute er auch vor dem Einsatz von Zwangsarbeitern nicht zurück: «Wir haben augenblicklich Schwierigkeiten in der Beschaffung von ungelehrten Arbeitskräften (...), so dass die Waggonverladung von Vitamultin nur mit Mädchen erfolgen kann», meldete sein Chefchemiker Dr. Kurt Mulli: «Ich werde daher versuchen, Sträflinge von Zeit zu Zeit anzufordern. Vielleicht ist es Ihnen möglich, mir durch die Kanzlei Bormann eine Bestätigung zu beschaffen, dass unsere Arbeiten vordringlich sind.»²⁶⁹ Mulli wusste, dass sein Chef selbst auf den mächtigen Martin Bormann einwirken konnte, den allseits gefürchteten Reichsleiter der NSDAP und Sekretär des Führers.

Morell häufte in diesen Monaten derartige Mengen an Organen an, dass es seine eigenen Kapazitäten überstieg. Doch er beharrte auf dem ukrainischen Monopol und liess die Ware lieber verderben, als andere

mitverarbeiten zu lassen: «Eine Abgabe der Rohstoffe an die Konkurrenz kann mir nicht zugemutet werden. (...) Das Recht, die Drüsen und Organe in der Ukraine zu sammeln und zu verwerten, steht ausschliesslich mir zu.»²⁷⁰

Das Hauptaugenmerk richtete der Leibarzt dabei auf die Lebern. Als wichtigem Organ des Energiestoffwechsels werden darin mannigfaltige Stoffe ab- und aufgebaut, unter anderem eine Vielzahl von Steroiden, seien es aus Cholesterin gebildete männliche Sexualhormone mit muskelaufbauender, potenzsteigernder Wirkung, Kortikoide oder Glukokortikoide, die als Wundermittel galten, weil sie den Energiepegel kurzfristig anheben. Von diesen versprach sich Morell, dem Stand der damaligen Forschung entsprechend, aufputschende bis heilsame Effekte. Doch befinden sich in der Leber auch Stoffe, inklusive der verschiedensten Krankheitserreger, die immunologische Reaktionen provozieren – und eine Form der Selbstzerstörung in Gang setzen können, wenn der Körper die fremden nicht mehr von den eigenen, die gefährlichen nicht mehr von den ungefährlichen Stoffen unterscheiden kann und das Abwehrsystem auch gegen das Gesunde vorgeht.

Je chaotischer sich der Krieg gestaltete, desto häufiger tauten die gefrorenen Lebern während des Transports auf, weil es unterwegs zu mehrtägigen, nicht zu vermeidenden Pausen kam. Mitunter dauerte es drei Wochen, bis sie Olmütz erreichten, wo die dann widerlich stinkenden Organe in grossen Kesseln unter Zusatz von Aceton und Methylalkohol viele Stunden kochten. Die Gifte wurden abdestilliert, zurück blieb eine breiartige, braune Masse in der Konsistenz von Honig. Sie wurde mit Wasser verdünnt und in Ampullen abgefüllt, zehntausend Stück pro Tag. Fertig war das Morell'sche Endprodukt: *Leber Hamma*.

Doch fand ein derartiges Gebräu tatsächlich den Weg zum Konsumenten? Zum Leidwesen des Leibarztes durfte ab Mai 1943 kein neues

Medikament mehr am Markt eingeführt werden, so sahen es die Regelungen der Kriegswirtschaft vor. Aber Morell wusste auch diese Hürde zu umgehen. Selbstherrlich wendete er sich an das zuständige Reichsgesundheitsamt, die Behörde von Reichsgesundheitsführer Conti: «Dazu hat mir der Führer anlässlich der Schilderung der Schwierigkeiten, die ich mit meinen Mitteln habe, Folgendes genehmigt: Wenn ich ein Mittel herausbringe und erprobe und dann im Führerhauptquartier anwende, und mit Erfolg anwende, so kann es auch überall in Deutschland angewendet werden und bedarf dann keiner Genehmigung mehr.»²⁷¹

So krank es auch klingt: Morell, der ehemalige Modearzt vom Kurfürstendamm mit dem aus dem Boden gestampften Pharmaimperium, hat seine Patienten im Führerhauptquartier – und damit höchstwahrscheinlich auch Hitler selbst – für zweifelhafte, unter häufig genug katastrophalen hygienischen Bedingungen hergestellte Hormonpräparate und Steroide, die per Injektion direkt in die Blutbahn gebracht wurden, als Versuchskaninchen benützt. Danach erfolgte dann die Zulassung im Reich und bei der Wehrmacht. Der autoimmunologische Niedergang.

«X» UND DER TOTALE REALITÄTSVERLUST

«Das gesundheitliche Aussehen des Führers ist etwas täuschend. Wenn man ihn nur flüchtig anschaut, so hat man den Eindruck, dass er sich in allerbesten körperlicher Verfassung befindet. Das ist aber in der Tat nicht der Fall.»*²⁷²

Joseph Goebbels

Nach der Kapitulation der Überreste der 6. Armee in Stalingrad Anfang Februar 1943 hatte die Wehrmacht ihren Nimbus verloren – und mit ihr Hitler. Seine äussere Reaktion auf die militärische Katastrophe an der Wolga, aber auch die Niederlage Rommels gegen die Briten in Afrika sowie die seit dem März einsetzenden verheerenden Bombardierungen deutscher Ruhrstädte durch die Royal Air Force oder die im Mai verlorene U-Boot-Schlacht im Atlantik fiel wie gewohnt aus: totale Abschottung, gekoppelt mit der unumstösslichen Überzeugung, dass seine Entscheidungen nach wie vor die einzig richtigen waren. Starrköpfig beharrte er auf der Selbstverständlichkeit eines «Endsieges» und zeigte jetzt erst recht keinerlei Bereitschaft, Vernunft oder Sachlichkeit als Grundlagen seiner Entscheidungen gelten zu lassen. Anstatt sich den veränderten Gegebenheiten zu stellen und nach neuen Strategien wie beispielsweise einer Friedenslösung zu suchen, verhärtete das System immer mehr – und das lag auch an einer Verhärtung von Patient A.

Es wurde einsam um Hitler. Das Hauptquartier Werwolf suchte er wegen der vorrückenden Roten Armee während des gesamten Jahres 1943 nur noch für wenige Tage auf; sonst zog er sich erneut in die Wolfsschanze zurück, wie ein verwundetes Tier. Dort wurden die ge-

* Im Übrigen liess auch Goebbels mittlerweile derart gern zur Spritze greifen, dass Dr. Weber, Morells Assistent, bemerkte: «Herr Reichsminister hat jetzt soviel Knubbel, dass kaum noch Injektionen zu machen sind.»²⁷³

meinsamen Mahlzeiten und nächtlichen Teestunden von allen Beteiligten als immer quälender empfunden. Es kam zu stundenlangen, nerven- zermürbenden Selbstgesprächen Hitlers bis in den frühen Morgen hinein, regelrechten Laberflashes. Diese Ausbrüche konnten mehrere Stunden lang andauern, ohne dass er in seinem weichen Bariton jemanden bestimmten ansprach, sondern seine Augen in die Ferne gerichtet hielt, als ob er zu einer riesigen, unsichtbaren Gefolgschaft spräche. Nie wurde er müde, seine ewig gleichen Lieblingsthemen wiederzukäuen: über die Schädlichkeit des Rauchens zu sprechen, gegen die Vergiftung des Leibes zu predigen und seine eigene vegetarische Ernährung zu preisen, die sein Leibarzt, der am 30. Januar 1943 eine abgabenfreie Dotation über 100'000 Reichsmark bekam, durch die Vitamin- und Stärkungsgaben auf eine wissenschaftliche Basis gestellt habe. Da könnte er es sich zur Beruhigung seiner Nerven auch leisten, jene Regeln mitunter zu vernachlässigen, die einst als unumstößlich gegolten hatten: Nach dem Abendessen trank Patient A nun gelegentlich ein Bier oder kippte einen vorher per Führerbefehl vom Feldlaboratorium auf Fuselalkohole untersuchten Slibowitz.²⁷⁴

In diesem Jahr der definitiven Kriegswende ging eine physiologische Wandlung in dem rasch alternden Hitler vor sich, die niemandem in seinem Dunstkreis verborgen blieb. Längst war allen klar geworden: Die Magie funktionierte nicht mehr. «Hitler kam auf mich zu, von schwerer Last gebeugt, mit langsamen, etwas müden Schritten», beschrieb ein Generalleutnant seine Bestürzung, als er dem Oberbefehlshaber begegnete: «Es war so, als ob eine innere Stimme zu mir sprach: ‚Sieh diesen alten Mann! Er vermag gar nicht zu tragen, was er sich aufgebürdet hat!‘ Hitler war heruntergekommen, und mit tiefer Betroffenheit sah ich in glanzlose, müde Augen. Kein Zweifel, es waren kranke Augen.»²⁷⁵

Morell konnte der gesundheitliche Abbau und der demotivierende Effekt, den dieser auf Dritte hatte, nicht verborgen bleiben. Doch was würde seinen Patienten aufmöbeln, was ihn wieder zum allseits bewunderten Führer machen? Der Hormon-, Steroid- und Vitamincocktail reichte offenbar nicht mehr aus.

Der 18. Juli 1943 war ein besonderes Datum, die Lage angespannt wie selten zuvor. Die Rote Armee hatte bei Kursk die grösste Panzerschlacht der Militärgeschichte gewonnen und damit alle deutschen Hoffnungen auf eine erneute Wende in Russland zunichtegemacht. Zeitgleich waren die Alliierten auf Sizilien gelandet, und Italien stand kurz davor, die Seiten zu wechseln, das Bündnis mit Deutschland zu verlassen. Hitler drohten alle Felle wegzuschwimmen, und er hatte wegen des bevorstehenden «Verrats der italienischen Armee (...) kein Auge zugetan», wie Morell schrieb. «Leib brettiert hart gespannt, voller Gase. *Sehr* blasses Aussehen, hochgradig nervös. Morgen sehr wichtige Besprechung mit Duce.»²⁷⁶

Mitten in der Nacht wurde der Leibarzt von Diener Linge aus dem Bett geholt: Der Führer krümme sich vor Schmerzen; eine Soforthilfe sei gefragt. Er habe den weissen Käse zum Abendessen sowie die Rouladen mit Spinat und Erbsen nicht vertragen. Hastig zog Morell sich an, stapfte durch die Nacht – und spritzte. Doch die medikamentöse Basisversorgung griff nicht. Fieberhaft überlegte der Leibarzt, was gegen die «grosse Attacke»²⁷⁷ in dieser prekären Situation zu tun war. Es musste etwas her, das funktionierte, die schlimme Pein Hitlers betäubte, ihn gleichsam leistungsfähig hielt. Ein Ass musste aus dem Ärmel geschüttelt werden, und tatsächlich gab es da etwas. Doch barg seine Anwendung Risiken.

Im rechten unteren Viertel der Karteikarte «Pat. A» für das zweite Quartal 1943 ist ein Stoff aufgeführt und mehrfach unterstrichen: Eukodal, ein Betäubungsmittel der Firma Merck in Darmstadt.

Als schmerz- und hustenstillendes Mittel kam es 1917 auf den Markt und wurde in den Zwanzigerjahren derart populär, dass das Schlagwort vom Eukodalismus die Runde machte. Sein extrem potenter Wirkstoff ist ein Opioid mit Namen Oxycodon, synthetisiert aus dem Naturstoff Opium. Vor allem bei Ärzten war der Stoff in der Weimarer Republik ein heisses Thema, über das gern geredet beziehungsweise nicht geredet wurde, denn mancher Doktor fand in sich selbst seinen besten, verschwiegenen Patienten. In Expertenkreisen galt Eukodal als die Königin unter den Substanzen: ein Stoff, aus dem die Träume sind. Beinahe doppelt so schmerzstillend wie Morphin, das es in der Beliebtheitskala ablöste, besticht dieser Urtypus von Designerdroge durch ein äusserst rasch einsetzendes, signifikantes Euphorisierungspotenzial, das deutlich höher liegt als das von Heroin, seines pharmakologischen Cousins. Vom Eukodal wird man bei sachgemässer Dosierung nicht müde oder gar ausgeknockt, im Gegenteil. Der Schriftsteller Klaus Mann, der zum Leidwesen seines Vaters Thomas auch in dieser Hinsicht experimentierfreudig war, bestätigt die Ausnahmestellung: «Ich nehme nicht reines Morphinum. Was ich nehme, heisst Eukodal. Schwesterchen Euka. Wir finden, es macht schönere Wirkung.»*²⁷⁸

Doch sollte Morell die harte Droge wirklich einsetzen? Der Zeitpunkt der Abreise zu dem wichtigen Treffen mit Mussolini rückte näher. Patient A wirkte apathisch, krümmte sich, sprach mit niemandem. Morell wusste: Eukodal würde den Führer auf der Stelle aufmöbeln und die heftige spastische Obstipation, die wohl psychische Ursachen hatte, beseitigen. Doch er konnte sich ausmalen, dass der drogenaffine Dik-

* In seinem Tagebuch notierte Klaus Mann: «Wieder Euka-Tabletten in einer Apotheke bekommen, durch schöne Blöhdheit der Apothekerin.»²⁷⁹

»Telefonat Nible: massenhaft Aerog. Bakterien (Salat?)«

»Injektion wie immer«

Sehr gutes Aussehen

2. Quartal 1943

1. Mai 1943

Name: Pf. A. Geb.-Dat.: 1943 Jahrgang: 1943
 Vorname: Pf. Geb.-Ort: K Quartal: 2
 Wohnung:
 Nrht: 25.8.43 i.H. 1. 2. 3. 5. B. Z.

»Traubenzucker«

»Berghof—Treviso und zurück«
 Das Treffen mit Mussolini

»Schlaf nur drei Stunden wegen Aufregung. Seit gestern großer Angriff im Osten«

»Spastische Obstipation mit großen Schmerzen und viel Darmgasen«

»Schlaflos — verantwortungsbedingt«

Der neue Stoff: Eukodal

»Injektion wie immer. was Kopfdruck nach oberer Besprechung«

»Eigentlich: Prof. Dr. Floreit, Berlin-W 15, Knielorenstrasse 9/16«

Karteikarte von Patient A für den Sommer 1943: zum ersten Mal das Betäubungsmittel Eukodal

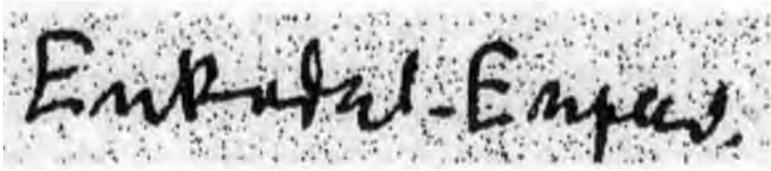
tator, wenn er einmal von der vermeintlichen Götterspeise gekostet hatte, aufgrund der deutlichen Stimmungsaufhellung, die dies garantierte, so leicht nicht wieder davonlassen wollen würde. Nach nur zwei bis drei Wochen der regelmässigen Einnahme macht Eukodal empfindliche Personen bereits körperlich abhängig. Doch stand nicht Weltgeschichte auf dem Spiel? Nicht auszudenken, wenn Hitler bei dem Staatstreffen der Achsenmächte nicht auf der Höhe wäre oder gar ausfallen würde. Morell musste abwägen – und entschied, das Risiko einzugehen, spritzte die neue Droge subkutan, also unter die Haut. Eine folgenschwere Entscheidung.

Die unmittelbare Wandlung von Patient A in den Minuten und Stunden nach der Applikation war derart frappierend, dass sie niemandem im Begleittross verborgen blieb – auch wenn selbstverständlich keiner die Ursache für den abrupten Stimmungswechsel erfuhr. Alle atmeten über den momentanen Energieschub des *Chefs* auf und rüsteten sich hoch motiviert für die Begegnung mit den Italienern. Hitler schien es auf einen Schlag so gut zu gehen, dass er prompt Nachschlag verlangte, doch Morell lehnte zunächst ab, «da noch wichtige Besprechungen und Entscheidungen vor der Abreise um 15:30 Uhr be vor stehen».²⁸⁰ Stattdessen bot er Massage und einen Löffel Olivenöl an, aber dies passte Hitler nicht, der plötzlich behauptete, ihm sei schwindlig und die Abreise deshalb in Gefahr. Ob er eine erneute Verabreichung des potenten Stoffes befahl oder Morell von sich aus tätig wurde, ist nicht überliefert. In jedem Fall gab der Leibarzt eine zweite Spritze, dieses Mal intramuskulär, also ins Muskelgewebe: «Vor dem Weggang zum Flugplatz eine Eukodal-Ampulle i. m.»

Dass Hitler bei der Begegnung mit Mussolini in der Villa Gaggia nahe Feltre in Venetien überdreht agierte, bestätigen die Berichte aller Augenzeugen sowie ein nach dem Krieg verfasster US-Geheimdienstreport. Drei Stunden lang redete der Führer pausenlos mit dumpfer

Stimme auf seinen angeschlagenen Diktator-Kollegen ein, der kein einziges Mal zu Wort kam, nur ungeduldig mit übergeschlagenen Beinen auf dem Rand eines zu grossen Sessels sass, ein Knie krampfhaft umklammernd. Mussolini hatte Hitler eigentlich davon überzeugen wollen, dass es für alle besser sei, wenn Italien aus dem Krieg aussichere, doch zu mehr, als hin und wieder seinen schmerzenden Rücken zu kneten, seine Stirn mit einem Taschentuch abzutupfen oder tief zu seufzen, kam er nicht. Andauernd ging die Tür auf, und er erhielt neue Berichte über die gerade stattfindende Bombardierung Roms. Nicht einmal dies konnte er äussern, denn ununterbrochen malte Hitler vor den peinlich berührten Anwesenden in schillernden Farben aus, wieso am Sieg der Achse überhaupt nicht zu zweifeln sei. Der deprimierte Duce wurde von dem künstlich aufgepeppten Führer regelrecht an die Wand geredet. Ergebnis des Treffens: Italien blieb zunächst bei der Stange. Morell fühlte sich bestätigt. Mit seinen Spritzen schien er grosse Politik gemacht zu haben, und wichtigtuerisch notierte er: «Führer wohlauf. Auch beim Rückflug gänzlich ohne Beschwerden. Abends auf dem Obersalzberg erklärt, dass mir der Erfolg des Tages zu verdanken sei.»

Molekülweit an der pharmakologischen Wahrheit vorbei verdächtigten die US-Ermittler nach dem Krieg Methamphetamin als Auslöser für Hitlers kregeliges Verhalten beim Mussolini-Treffen. Einen Beweis dafür lieferten sie nicht. Wieso aber den Amerikanern das von Morell schwarz auf weiss notierte Eukodal verborgen blieb, wird aus den offiziellen Übersetzungen ins Englische der nur mit Mühe zu entziffernden Aufzeichnungen des Leibarztes ersichtlich. Darin nennt das *United States Forces European Theater Military Intelligence Service Center* unter den zahllosen Medikamenten Hitlers fälschlicherweise ein «Enkadol»²⁸¹.



Für den amerikanischen Geheimdienst nicht zu entziffern: Morells Handschrift

Da eine Arznei mit dieser Schreibweise aber in den Betäubungsmittel-listen nicht auftaucht, wurde ihr keine weitere Bedeutung zugemessen. Auf die Idee, dass es sich um *Eukodal* handeln könnte, kamen die Untersucher nicht, zumal ein Medikament mit diesem Markennamen in den USA unbekannt ist.²⁸² Die schwer leserliche Handschrift des Leib- arztes hat die Amerikaner auf die falsche Fährte geführt.

EUKODALNEHMEN

«Eukodal ist wie eine Mischung aus C (Kokain, Anm. d. V.) und Morphin. Auf die Deutschen ist schon Verlass, wenn es darum geht, ein wirklich übles Zeug zusammenzubrauen.»²⁸³

William Burroughs

Mit dem Einzug der neuen Droge hatte Morell, von Göring gehässig als «Reichsspritzenmeister» bezeichnet²⁸⁴, endgültig den grossen Durchbruch geschafft. Bei der nächtlichen Teerunde, dem Barometer, wer in Hitlers Gunst stand, tauchte nun einzig er als regelmässiger Gast auf, während die anderen Teilnehmer wechselten. «Er musste einfach da sein»²⁸⁵, beschrieb Traudl Junge, Hitlers Sekretärin, die gewachsene Rolle Morells, dessen Beziehung zu Hitler längst symbiotisch war.

Auch finanziell hatten sich die Tätigkeiten des Leibarztes mittlerweile ausgezahlt: Er war schwerreich geworden. In diesem ersten Eukodaljahr 1943 überlegte er, wie er seine Unternehmungen weiterhin ausbauen konnte, und beschloss, sogar aktiv ins Opiumgeschäft einzusteigen. Das war ein lukrativer Geschäftszweig, denn der Stoff wurde bei steigender Nachfrage allmählich knapp. Seit Rommels Niederlage in Afrika und der Landung britisch-amerikanischer Truppen in Casablanca war das Deutsche Reich von den Mohnfeldern Marokkos abgeschnitten, und auch die Nachschubrouten aus Persien und Afghanistan hatte die militärische Grosswetterlage gekappt. Im Reich forschte man bei der IG Farben/Hoechst seit 1937 nach einem vollsynthetischen Ersatz für das natürliche Morphin, befand sich aber mit einem später Polamidon beziehungsweise Methadon genannten Mittel noch in der Entwicklungsphase. Der Hunger nach einem effektiven Schmerzstiller wuchs derweil von Tag zu Tag, von überfülltem Lazarettzug zu Lazarettzug. Opiate waren ein kostbares Gut, zumal in diesem umfassenden Krieg mit seinen zahllosen zerschundenen Soldatenkörpern.

Morell wäre nicht Morell gewesen, wenn er nicht auch hier eine sprudelnde Geldquelle gewittert hätte. Tatsächlich wurde er fündig und erweiterte sein verzweigtes Firmengeflecht im Alleingang per Telefon und Briefpost aus seinem Dienstzimmer im Führerhauptquartier heraus. Im lettischen Riga kaufte er die Firma Farmacija aus dem einzigen Grund, weil diese mit einem Opium – labororium ausgestattet war sowie einem interessanten Vorratsspeicher: «Bei dem Warenlager im Werte von rund 400'000 RM ist ein Posten Rohmorphin und Opium von etwa 200'000 RM enthalten.»²⁸⁶ Dies würde auch den Vorrat für Patient A diskret sicher stellen. Bislang war alles über die Engel-Apotheke in Berlin abgewickelt worden, doch in letzter Zeit hatte Apotheker Jost mehrfach «zur Eintragung in die Betäubungsmittelbücher (...)

Rezepte nach den Vorschriften des Betäubungsmittelgesetzes» verlangt.²⁸⁷

So wurde Hitlers Leibarzt zum leibhaftigen Opiumproduzenten, und das Spiel konnte in der zweiten Jahreshälfte 1943, als die Wehrmacht an der gesamten Ostfront den Rückzug antreten musste, in die nächste Runde gehen: Nach aussen hin den Entsagenden bei der ununterbrochenen Arbeit für das Schicksal Deutschlands mimend²⁸⁸, gönnte sich Herr Hitler im komfortlosen, fensterlosen Betonloch des Führerhauptquartiers den Luxus des Eukodals. Wie oft er die Droge nun einnahm, kann nur gemutmasst werden. Verbürgt sind vierundzwanzig Applikationen bis Ende 1944. Aber blieb es dabei? Auffällig ist ein lapidares «x», das sich häufig in Morells Eintragungen findet. Auch die Bemerkung «Injektion wie immer» lässt aufmerken, denn was heisst das schon bei einem Polytoxikomanen, der pro Woche viele Dutzend verschiedene Stoffe konsumiert?

Wenn es zutrifft, dass eine Diktatur sich über das Geheimnis definiert, das möglichst wenige kennen, das aber Auswirkungen auf möglichst viele hat²⁸⁹, ging es bei den Morell'sehen Behandlungen wahrlich totalitär zu. Nur wenn keiner wusste, was wirklich und ganz buchstäblich in Hitler steckte, blieb dieser unantastbar. Für Morell gab es nur zwei Möglichkeiten: entweder den Gebrauch des Eukodals beschränken – oder ihn verschlüsseln, um sich selbst wie seinen Patienten vor Angriffen von aussen zu schützen. Sollte Hitler das Mittel verstärkt verlangen – explizit oder auf subtilem Weg –, blieb dem Leibarzt nur letztere Wahl. Gut möglich, dass der Diktator deshalb auch so erpicht darauf war, dass Morell ihn nie verliess, sondern sich stets verfügbar hielt – eben um ihm jenes «x» zu verpassen, den biochemischen Puffer zwischen sich und der Welt. An einer einzigen Stelle gibt eine Randnotiz eine Erklärung für den Platzhalter und behauptet, «x» bedeute nicht mehr und nicht weniger als Traubenzucker. Andererseits wird dieser

häufig mit «Trbz» abgekürzt, weshalb diese Aussage wenig glaubwürdig erscheint.

Dass sich unter «x» immer einmal wieder Eukodal versteckte, das Hitler einsetzte, um nach aussen hin überzeugend zu wirken und die alte Magie, die er früher natürlicherweise ausgestrahlt hatte, wenigstens noch künstlich heraufzubeschwören, kann vermutet werden. Die berüchtigten Suggestivkräfte des Diktators, gerade in schwierigen Situationen, sind bekannt. In seinem Tagebucheintrag vom 10. September 1943 gerät beispielsweise Propagandachef Goebbels regelrecht ins Schwärmen über Hitlers überraschend frische Erscheinung, obwohl «die Anstrengungen des letzten Tages und der letzten Nacht natürlich enorm gewesen sind. (...) Sein Aussehen ist wider Erwarten ausserordentlich gut. (...) Er hat kaum zwei Stunden Schlaf gehabt und sieht aus, als käme er gerade aus den Ferien.»²⁹⁰ Der Reichskommissar der Ukraine, Erich Koch, äusserte sich ähnlich enthusiastisch über die ansteckende Wirkung: «Ich selbst bin mit neuer Energie geladen und mit einer hellen Begeisterung aus der Unterredung mit dem Führer fortgegangen.»²⁹¹ Und als am 7. Oktober 1943 alle Reichs- und Gauleiter zu einer Tagung in die Wolfsschanze kamen, um über die zunehmenden ungehinderten Luftangriffe auf deutsche Städte zu klagen, sich zutiefst entmutigt zeigten, hielt Hitler, pharmakologisch unterstützt, eine flammende Rede, in der er seine unerschütterliche Siegeszuversicht derart gewinnend zum Ausdruck brachte, dass seine Gäste in dem festen Glauben, das Reich verfüge über geheime Machtmittel, die letztlich den Sieg bringen würden, zuversichtlich in ihre zerbombten Gemeinden zurückreisten. «11 Uhr: Injektion wie immer. Rechter Unterarm stark geschwollen. Aussehen sehr gut», notierte Morell für diesen Tag.²⁹² Auch als Hitler kurz darauf nach Breslau flog, um in der Jahrhunderthalle die Moral von mehreren Tausend Oberfähnrichen aller Wehrmachtsteile zu

heben, stand Morell mit der Spritze Gewehr bei Fuss: «Injektion wie immer.»²⁹³ Das Ergebnis: stürmische Sieg-Heil-Rufe der jungen Offiziere, die daraufhin frisch motiviert in die aussichtslosen Schlachten zogen.

Hitlers engste Mitarbeiter ebenso wie die Angehörigen des Oberkommandos, die über diese Doping-Verabreichungen nicht im Bilde waren, reagierten häufig mit Unverständnis und Irritation auf den realitätsfernen Optimismus ihres Führers. Wusste Hitler etwas, was sie selbst nicht wussten? Hatte er womöglich eine streng geheime Wunderwaffe in der Hinterhand, die das Kriegsglück noch wenden konnte? Tatsächlich war es das unmittelbare Hochgefühl der Injektionen, das Hitler ganz bei sich selbst sein, sich ganz als Weltenbeherrscher fühlen und jene Kraft und unerschütterliche Zuversicht spüren liess, die er benötigte, um trotz aller niederschmetternder Meldungen von allen Fronten auch die anderen im Glauben zu halten und weiterhin mitzureissen. Ein typischer Morell-Eintrag aus dieser Zeit: «Mittags 12.30 Uhr: Wegen Vortrag vor der grossen Generals Versammlung (ca. 105 Generale) Injektion wie früher.»²⁹⁴

Zum Kriegsweihnachtsfest 1943 – die Rote Armee startete mit der Dnjepr-Karpaten-Operation gerade die Fortsetzung ihrer erfolgreichen Sommeroffensive – erhielt Morell vom Staatssekretär im Bayerischen Innenministerium eine Hundertjahresausgabe von Goethes *Faust* zugeschenkt, um «Sie so nicht nur an Ihre Münchner Freunde zu erinnern, sondern auch an Ihre Studentenzeit, wo man Sie, wie Sie erzählten, Mephisto nannte». Diese lapidare Erwähnung enthält nicht weniger als des Pudels Kern dieses deutschen Dramas um Hitler und seinen Leibarzt. «Doch waren Sie damals, wie heute, sicher nicht der böse, sondern der gute Geist», schob der Staatssekretär hinterher und hatte sich wohl, in Unkenntnis der tatsächlichen Begebenheiten, keine weiteren Gedanken gemacht.²⁹⁵ Postwendend bedankte sich Morell für die Sonderausgabe.

Dass er Zeit hatte, sich darin zu vertiefen, darf bezweifelt werden. Die Behandlungen von Patient A beschäftigten ihn rund um die Uhr, während des Tages wie mitten in der Nacht.

Einen weiteren Effekt brachte die zunehmende biochemische Verschanzung des Führers mit sich: Wer für eine Besprechung zu ihm musste, war bald dankbar für ein pharmakologisches Stützkorsett, um diese Treffen heil zu überstehen. Abgeschlagen, erschöpft oder auch nur nüchtern mit dem sich selbst wie anderen keine Niedergeschlagenheit verzeihenden, dauerberauschten Oberbefehlshaber zu kommunizieren, von dem man mit Leib und Leben abhängig war, wurde vielen zu prekär. Hitler tolerierte keine Ausfälle oder Schwächen: Wer krank, schlaff oder gar uninspiriert wirkte, war schnell weg vom Fenster. Mehrfach hatte er die Ausschaltung einer prominenten Persönlichkeit mit dessen angeblich schlechtem Gesundheitszustand erklärt.* Erneut profitierte Morell: Da es im Sperrkreis 1 der Wolfsschanze keinen Sanitätsraum gab, war der Leibarzt mit seiner Feldapotheke in der Drohnenbaracke der diskrete Nothelfer ante portas. Hitlers Diener Linge beispielsweise erhielt bei einer Grippe sofort Eukodal, um dienstfähig und bei Laune zu bleiben. Das war kein Einzelfall. Stets bewahrte der dicke Doktor einen Vorrat diverser Mitteilchen für Offiziere, Adjutanten oder Ordonnanzen auf und schmeichelte sich dadurch bei den für das Bunkerleben so wichtigen Hilfskräften ein. Auch Generälen, die sich vor

* Siehe in diesem Zusammenhang auch die «Anmerkung zur Meldung von Krankheiten führender Persönlichkeiten» vom 23.12.1942. Darin heisst es: «Ärzte, Heilpraktiker und Zahnärzte entbinde ich nicht nur von ihrer Schweigepflicht meinem Generalkommissar Professor Dr. Med. Karl Brandt gegenüber, sondern verpflichte sie, diesen sofort nach feststehender Diagnose einer ernsten oder folgenschweren Krankheit einer führenden oder an verantwortungsvoller Stelle stehenden Persönlichkeit des Staates, der Partei, der Wehrmacht, der Wirtschaft usw. zu meiner eigenen Information zu unterrichten, gez. Adolf Hitler.»²⁹⁶

einem Treffen mit ihrem Oberbefehlshaber in angstfreie, zuversichtliche Stimmung bringen wollten, half der Leibarzt gern.²⁹⁷

Pervitin galt dabei als effektivster Stoff, um eine Schaulage zu überstehen. Morell wusste zwar um die Gefahren des Wachmachers und schrieb einer Patientin, die ein Rezept von ihm erbat: «Dies ist kein Kraftersatzmittel. Also nicht Hafer, sondern Peitsche!»²⁹⁸ Dennoch verteilte er das Temmler-Präparat ohne zu zögern, und der rege Methamphetaminegebrauch in der Wolfsschanze zog Kreise bis nach Berlin.²⁹⁹ Conti, der alte Pervitin-Gegner, bekam Wind von der freizügigen Verwendung und forderte bei Reichsleiter Bormann schriftlich ein, alle Gauleiter und führenden Parteigenossen auf die Gefahren sogenannter Auffrischungsmittel hinzuweisen. Von einem starken Missbrauch auch in der oberen Führungsschicht müsse ausgegangen werden. Eine Reaktion von Bormann auf das Schreiben ist nicht bekannt.

Festzuhalten bleibt: Wenn auch Hitlers Besucher immer härtere Drogen benötigten, um dem Druck im Besprechungsraum standzuhalten, verstärkte dies weiterhin eine Atmosphäre der Virtualität im engsten NS-Führungszirkel. Der Dauerkonsum von Patient A, über den keiner Bescheid wissen durfte, steckte an. Hitlers polytoxikomanische Präsenz zersetzte die Realitätsbeziehungen aller in seinem Umkreis.

DROGENUMSCHLAGPLATZ GEHEIMDIENST

Wie systemisch der Drogenmissbrauch im NS-Staat war, zeigen Dokumente, die auf dubiose Verbindungen zwischen dem Hauptsanitätspark des Heeres und dem deutschen Militärgeheimdienst hinweisen. Im Jahr 1943 lieferte die Grossapotheke der Wehrmacht auf verschlungenen Wegen 568 Kilogramm reines Kokain und 60 Kilogramm reines Heroin an das Amt Ausland/ Abwehr.³⁰⁰

Das sind riesige Mengen, die den medizinischen Jahresbedarf des gesamten Deutschen Reiches um ein Vielfaches übersteigen. Über eine Erlaubnis der im Reichsgesundheitsamt beheimateten Opiumstelle, diese «Speziallieferungen» zu empfangen, verfügte man bei den Spähern und Spitzeln nicht. Den Löwenanteil des Stoffes erhielt eine Abteilung Z, die die Organisation und Verwaltung des Geheimdienstes besorgte, sowie das Referat ZF, zuständig für Finanzen. Eine halbe Tonne Cocain Hydrochlorid bezog allein Letzteres: ein vielfacher Millionenwert. Ging es dabei um Devisenbeschaffung durch den Export der reinen Substanzen? Um das Schmieren wichtiger Kontakte im Ausland, die man auch in schweren Zeiten loyal zu halten versuchte?

Im Dezember 1943 schrieb der Heeres-Sanitätsinspekteur einen dringlichen Brief, um dem klandestinen Treiben einen Riegel vorzuschieben. Er verbat sich eine Abgabe der Mittel zu anderen als «Heilzwecken in den üblichen Dosierungen».³⁰¹ Doch den Chef der Abwehr, Admiral Canaris, liess diese Aufforderung unbeeindruckt. Noch im April 1944 wurde harter Stoff geliefert: Zwei Kilogramm Cocain Hydrochlorid, anderthalb Kilogramm Morphin Hydrochlorid und zweihundert Gramm Heroin an das in Nordafrika agierende «Sonderkommando Wimmer», das in der Sahara Sabotageaktionen gegen die Alliierten durchführte – und offenbar einen schwunghaften Drogenhandel betrieb. Die Lieferungen an den Geheimdienst erfolgten explizit vom Empfänger erwünscht in Originalverpackungen: Mercks Kokain, das weltweit beliebte Produkt aus Darmstadt.³⁰² Was damit angestellt wurde, ist bis heute nicht aufgedeckt. Ein Reich, ein Dealer.

PATIENT B

«Entweder du gibst das Rauchen auf oder mich.»³⁰³

Adolf Hitler an Eva Braun

Als Generalfeldmarschall von Manstein am 4. Januar 1944 während der Lagebesprechung forderte, die Front am Dnjepr-Bogen zurückzunehmen, um eine weitere militärische Katastrophe zu vermeiden, regte Hitler sich derart auf, dass er «wegen Spasmen» nach Morell rufen liess, der ihm eine beruhigende, alles wieder in Wohlgefallen auflösende Eukodal-Injektion verpasste.³⁰⁴ Am selben Tag überschritt die Rote Armee die polnische Ostgrenze von 1939, näherte sich unaufhaltsam dem Deutschen Reich. FünfTage später verlangte Hitler erneut nach dem starken Opioid, «wegen Blähungen (Aufregungen)», wie Morell notierte³⁰⁵ – und als sich der Diktator kurz darauf in einer Radioansprache an sein Volk richtete, hielt der Leibarzt fest: «Nachmittags 17.40 Uhr: Vor grosser Rede (Rundfunk für morgen) Injektion wie immer.»³⁰⁶

Ende Februar 1944, die Wehrmacht stand kurz davor, sich aus der gesamten Ukraine zurückziehen zu müssen, verkroch sich Hitler auf dem verschneiten Berghof, seinem erstarrten Wölkenskuckucksheim am Obersalzberg, wo die neunzehn Jahre jüngere Geliebte Eva weilte, er Raben beobachten konnte und es guten, warm dampfenden Streuselkuchen nach einem Familienrezept von Morells Gattin Hanni gab, «den besten Streuselkuchen der Welt»³⁰⁷.

Dicke Flocken fielen in weiten Bögen vor dem riesigen, automatisch versenkbaren Panoramafenster des grossen Salons herab. Der mystische Untersberg gegenüber, in dem der Sage nach Kaiser Barbarossa bis zu seiner Auferstehung und der Wiedererrichtung eines glücklichen Reiches schlief, lag weiss bedeckt, glitzerte im Winterlicht. Doch

Schnee konnte Hitler nichts abgewinnen, er hatte seit der Niederlage in Stalingrad eine geradezu körperliche Abscheu davor und nannte ihn das Leichentuch der Berge. Vor die Tür ging der Führer deshalb kaum noch.

Dort war die Lage für die Deutschen ohnehin wenig gemütlich: Die offenbar kälteresistenten Russen bereiteten gerade die Rückeroberung der Krim vor, und die kühl-rational vorgehenden Briten bombardierten Berlin und andere deutsche Städte des eingefrorenen Reichs. Die einstigen Verbündeten Bulgarien, Rumänien und Ungarn drohten Hitler wegzubrechen, die Niederlagen häuften sich überall. Südlich von Rom hatten die Amerikaner eine Front auf italienischem Boden gebildet und drängten auch hier die Wehrmacht zurück. Erfolgreiche Feldmarschälle wie von Manstein³⁰⁸ oder von Kleist*³⁰⁹ wurden entlassen, weil sie partout nicht aufhören wollten, eigene Gedanken zu äussern.

Hitlers Leibarzt wurde nicht gefeuert, im Gegenteil. Am 24. Februar 1944 erhielt er von seinem Patienten sogar das Ritterkreuz des Kriegsverdienstkreuzes. Bei der Überreichung des hohen Ordens bezeichnete Hitler ihn als begnadeten Mediziner, als seinen Lebensretter und bahnbrechenden, aber verkannten Forscher auf dem Gebiete der Vitamin- und Hormonforschung.³¹⁰ Zum Dank verabreichte der frisch dekorierte Leibarzt seinem Patienten kurze Zeit später «zum ersten Male Vitamultin-forte-Injektion (wegen Müdigkeit und erforderlicher Frische). Vor der Injektion sehr müde und erschöpft, ohne Schlaf. Danach sehr lebendig. Besprechung zwei Stunden mit Reichsaussenminister. Abends beim Essen sehr frisch verglichen mit Mittag, sehr lebhaftes Unterhaltung. Führer äusserst zufrieden!»³¹¹

* Bei seiner Verhaftung fanden die Amerikaner den 63-jährigen General und Panzerführer a.D. mit zitternden Händen vor. Die Schubladen in seiner Unterkunft waren gefüllt mit Opiaten und Spritzen.³⁰⁹

Auch Eva Braun behandelte Morell nun häufiger: Patient B machte ihm die Arbeit einfach, da sie die gleiche Medikamentierung wie Patient A verlangte, um auf gleicher Wellenlänge mit ihrem Geliebten zu sein. Nur bei Hormongaben machte Morell Ausnahmen von dieser Synchronisierung. Hitler erhielt zur Steigerung seiner Libido Testosteron, die Braun wurde mit periodenstillenden Mitteln versorgt, damit im wahrsten Sinne des Wortes die Chemie zwischen beiden stimmte und es in der knapp bemessenen Zeit zwischen den immer länger werdenden Lagebesprechungen wenigstens zum sexuellen Erfolg kommen konnte. Diesen strebte Hitler, anderslautenden Gerüchten zum Trotz, jedenfalls an und behauptete sogar, aussereheliche Bünde seien in vielerlei Hinsicht überlegen, da sie in der natürlichen sexuellen Anziehungskraft zweier Menschen wurzelten. Von der wohl tuenden Wirkung körperlicher Liebe schien er in jeder Hinsicht überzeugt: Ohne sexuelle Liebe gäbe es keine Kunst, keine Malerei und keine Musik. Keine Kultur nation, das kirchliche Italien eingeschlossen, komme ohne ausserehelichen Verkehr aus. Über die Art der Kopulationen auf dem Berghof gab wiederum Morell indirekt Auskunft, als er nach dem Krieg zu Protokoll gab, Hitler habe ärztliche Untersuchungen mitunter ausfallen lassen, um Blessuren an seinem Körper zu verbergen, die auf das aggressive Sexualverhalten Eva Brauns zurückzuführen seien.³¹²

Nach aussen hin wurde derweil das Bild einer heilen Führerwelt auch im Frühling 1944 noch verbreitet – trotz der katastrophalen militärischen Situation. Tatsächlich spielte der Berghof, dessen Wände mit den Werken alter Meister behängt waren, eine wichtige Rolle bei der Verbreitung der Propaganda und trug massgeblich zur medialen Umsetzung des Führerkultes bei. Wenn der Herr mit Hut und Hund im Frühlingserwachen am Waldesrand steht und bedeutsam in die Ferne blickt, war die von Reichsbildberichterstatter Heinrich Hoffmann per-



Eva Braun löste Leni Riefenstahl bei der filmischen Inszenierung Hitlers ab.

sönlich ausgebildete Eva stets dabei, hatte vorher die Schlipse ausgewählt, gab Regieanweisungen und liess ihre Agfa Movex laufen. Noch heute zirkulieren die aus der Hand geschossenen Clips der jungen Geliebten, die sich hinter der Kamera versteckte, im Internet. Wer diese Bilder sieht, könnte glauben, Hitler sei das asketischste, gewissenhafteste, keuscheste Wesen der Welt. Da werden keine harten Drogen gespritzt, sondern Rehkitze oder wahlweise Kinder gestreichelt und Osterreich versteckt, während Selbstrechtfertiger Speer in hellgrauen Na-

delstreifen über die Terrasse tigert. Auch den Leibarzt sieht man, wie er Torte mampft und gute Miene macht.

Doch wenn Eva Braun die Kamera ausschaltete, fielen sofort die Masken, und sie begann wieder, sich die Fingernägel in den Unterarm zu graben und die Lippen mit den Zähnen zu malträtiert, bis sie bluteten – während Hitlers Hand beim Apfelvegetariertrinken so sehr zitterte, dass Tasse auf Untertasse klapperte, was alle peinlich berührte. Morell wiederum konnte kaum noch Treppen steigen, so abgewirtschaftet war er schon. Ausruhen durfte sich der Leibarzt freilich nicht, alle benötigten ihn dieser Tage. Den dicken Doktor aufzusuchen gehörte zum guten Ton. Sein Patientenstamm war in der Zwischenzeit auf die gesamte Hautevolee des Reiches und dessen Verbündete angeschwollen: Er kümmerte sich um Mussolini, der den Codenamen «Patient D» bekam; um Industrielle wie Alfred Krupp oder August Thyssen (Behandlungshonorar stolze 20'000 Reichsmark³¹³), zahlreiche Gauleiter und Wehrmachtsgeneräle; Leni Riefenstahl, die morphinhaltige Zäpfchen erhielt; SS-Chef Himmler, den deutschen Außenminister von Ribbentrop («Patient X»), Rüstungsminister Speer, den japanischen Botschafter General Hiroshi Oshima oder auch die Gattin von Reichsmarschall Göring, die sich im Zweitagerhythmus «Vitamultin forte» spritzen liess – was auch immer sich dahinter verbarg.³¹⁴

Mehr und mehr einflussreiche Nationalsozialisten pilgerten zu Morell – und wenn es nur war, um dadurch ihre Nähe zu Hitler zu bekräftigen, ihre Stellung zu festigen. Vor allem beanspruchte natürlich Letzterer die Zeit seines Leibarztes, und gegenüber der Gattin des Wirtschaftsministers Funk, einer weiteren Patientin, klagte der mittlerweile selbst malade Morell: «Ich muss zu jeder Stunde den Anordnungen folgen, die ich höheren Ortes bekomme. Zur Zeit fahre ich um 12 Uhr hinauf zum Führer, um etwaige Behandlungen vorzunehmen, und kehre

fast immer um 14 Uhr ins Hotel zurück, um den ganzen Tag über zu Bett zu liegen, damit ich demnächst wieder fähig bin, den Führer begleiten zu können.» Mittlerweile hing auch der Leibarzt an der Nadel, und seine Praxisvertretung Dr. Weber musste von Berlin an den entfernten Berghof reisen, da er «von allen am besten injiziert und als einziger meine Venen mit Sicherheit trifft».³¹⁵ Was Morell sich dabei gönnte, ist nicht überliefert.

Krankheiten, Medikamente und Massenmord bestimmten in dieser ersten Jahreshälfte 1944 den Alltag auf dem Berghof. Die Kegelbahn, in den Dreissigerjahren noch Attraktion, wurde kaum mehr benützt. Tarnnetze hingen wegen der ständig befürchteten Luftangriffe über dem berühmten Panoramafenster; alle vegetierten in ewigem Dämmerlicht, sassen am Ofen auf der Ofenbank oder in den teuren Sesseln, starrten auf die staubfangenden Gobelins: vampirartige Gestalten, die das natürliche Licht scheuen mussten. Auch wenn draussen die Sonne schien, brannten drinnen die elektrischen Lampen. Den dicken Teppichen entstieg Muff.

Zu Führers fünfundfünfzigstem Geburtstag kam der Oberbefehlshaber der Marine angereist: Grossadmiral Dönitz berichtete von der Aufstellung eines Spezialkommandos mit Wunderwaffen, brachte als Präsente Modelle neuer Kleinst-U-Boote mit und forderte von seinem Oberbefehlshaber, dafür die Ostseehäfen unbedingt frei zu halten. Hitler, vernarrt in Schiffe wie ein Kind in Spielzeug, versprach es dem maritimen Vabanquespieler blind. Von seinem Leibarzt bekam Patient A an seinem Ehrentag einen Spritzcocktail³¹⁶ aus «x», Vitamultin forte, Campher und der pflanzlichen Herzinfarktprophylaxe Strophanthin sowie am folgenden Morgen eine Injektion Prostrophanta, ein von Morells Unternehmen Hamma entwickeltes Präparat, ebenfalls für das schwache Herz. Ausserdem gab es Traubenzucker intravenös, erneut Vitamultin und als zweifelhaftes Sahnehäubchen ein hausgemachtes

Präparat aus Parasitenleber³¹⁷, dessen intramuskuläre Verabreichung heute jeden Mediziner sofort als Quacksalber brandmarken und möglicherweise hinter Gitter verfrachten würde. Aufrichtig bedankte sich Patient A bei seinem Leibarzt, der der Einzige sei, der ihm helfen könne.

Die Geburtstagsfeier wurde dann nur noch durch Fliegeralarm gestört: Die Sirenen heulten, eilig wurde das grosse Fassnebelgerät eingeschaltet, und das Irrealitätsrefugium Berghof versank im künstlichen Weiss wie eine Albraumversion des mystischen Avalon, abgetrennt von der Welt durch einen undurchsichtigen Schleier. Aus Angst vor Herzschäden und «immer grösserer Atemnot (wegen) abgeblasenem Gas»³¹⁸ flüchtete Morell kurzfristig ins Tal.

Zum Abendessen war dann alles wieder in Butter. Hitler hatte einmal mehr seine moralische Überlegenheit angedeutet, indem er die Rinderbouillon seiner Gäste als «Leichenbrühe» bezeichnete, nahm Harzer Käse mit Spinatpudding zu sich, gefüllte Gurken, Gerstenschleimsuppe, Kohlrabileibchen und sechs Vitamultintäfelchen sowie Euflat- und Antigaspillen gegen seine Blähungen, ausserdem Schweineherzmuskelextrakt in Phosphorsäure zur allgemeinen Stärkung. Nach dem Diner nickte der vorgebliche Vegetarier mit dem Messer in der Hand, die Finger über dem Bauch gefaltet, kurz weg, und auch sein Zauberdoktor mit den noch immer legendär schlechten Tischmanieren schloss zurückgesunken im Sessel nach seinem obligatorischen Glas Portwein die Augen hinter den dicken Brillengläsern – wie stets von unten nach oben, eine gefürchtete Morell'sche Eigenart, die schauerhaft wirkte. Beide Männer hatten schwache Herzen, beide wurden sie allmählich alt.

Eva hatte den Kamin anzünden lassen und eine amerikanische Jazzplatte aufgelegt. Sie wollte am Abend zum tausendsten Male *Vom Winde verweht* schauen, wegen Clark Gable, ihrem Liebingschau-

spieler, doch Reichsleiter Bormann, mit geraubtem jüdischem Zahngold im Mund, winkte zynisch lächelnd ab: «Der Führer braucht (...) nicht die Entspannung eines Filmabends, sondern einen kräftigen Schuss.»³¹⁹ Morell schreckte auf, glaubte, angesprochen worden zu sein, schämte sich seiner Schläfrigkeit und erzählte der Runde schnell eine Anekdote von früher, aus seiner Zeit als Schiffsarzt in Afrika, die allerdings alle schon kannten. Dann wurde Apfelkuchen gereicht – Hitlers Magenkrämpfe danach in den Privatgemächern mit Eukodal gelöscht: «Wenn ich in die Vene einsteche, beginnen Sie bitte langsam zu zählen. Wenn Sie *bei fünfzehn* angelangt sind, spüren Sie keine Schmerzen mehr.»³²⁰

In den Wochen nach seinem Geburtstag, während die Rote Armee «Operation Bagration» vorbereitete, die ihr ab Ende Juni 1944 den Weg nach Ostpreussen frei schießen würde, ging es mit Hitlers Gesundheit stetig bergab. Eva, meist von ihren schwarzen Scotchterriern *Stasi* und *Negus* begleitet, zeigte sich immer entsetzter über das nachlassende Aussehen und die schwächer werdende Konstitution ihres betagten wirkenden Dauergeliebten, und wenn sie ihn dafür kritisierte, dass er ständig nach vorn gebeugt lief, versuchte er mit dem Scherz, er trage schwere Schlüssel in der Tasche, seinen unaufhaltsamen Abbau zu überspielen. Doch seine Knie zitterten unübersehbar, wenn er nur länger als ein paar Momente auf dem Balkon stand, sie bei klarem Wetter auf den geröteten Himmel über dem fernen, brennenden München blickten und Eva sich bange fragte, ob ihr schickes Häuschen im Nobelviertel Bogenhausen, das er ihr gekauft hatte, noch stand. Hitler war nicht nur körperlich am Ende, und Goebbels hat wohl selten schamloser gelogen als in seinem Tagebucheintrag vom 6. Juni 1944, dem Tag der Landung der Alliierten in der Normandie: «Professor Morell hilft mir etwas, meinen ein wenig entkräfteten Gesundheitszustand aufzubessern. Er ist auch dem Führer in letzter Zeit gesundheitlich eine starke

Stütze gewesen. Ich kann das bei meinem Zusammentreffen mit dem Führer feststellen, der blendend aussieht und sich in guter Stimmung befindet.»³²¹

Tatsächlich war Hitlers Laune am D-Day – einem weiteren Sargnagel für den NS-Staat – starken Schwankungen unterworfen. Um neun Uhr am Morgen soll er noch durch den Frühstücksraum gebrüllt haben: «Ist das nun die Invasion oder nicht?»*

Als Morell herbeieilte und ihm «x» spritzte³²², wurde er sofort ruhig, zeigte sich mit einem Male umgänglich und aufgeräumt, genoss den Tag, das schöne Wetter und klopfte jedem, dem er begegnete, jovial auf die Schulter. Bei der Lagebesprechung um zwölf Uhr zeigte der Diktator trotz der sich abzeichnenden militärischen Katastrophe zum Erstaunen aller ein strahlendes Gesicht, und beim anschließenden Mittagessen – Griessnockerlsuppe, Champignons im Reisrand, Apfelstrudel – verfiel er in einen seiner endlosen, abgehobenen Monologe. Dieses Mal ging es um den Elefanten, der das stärkste Tier sei und, genau wie er selbst, Fleisch verabscheue. Als Nächstes beschrieb Hitler ausführlich die Schrecken eines Schlachthofes, den er einmal im besetzten Polen besucht hatte. Dort seien Mädchen in Gummistiefeln bis zu den Knöcheln im Blut gewatet. Morell machte derweil die nächste Schlachtierdrüseninjektion für ihn zurecht.

Am Abend des 6. Juni glaubte Hitler noch immer nicht, dass die Invasion an der Nordatlantikküste tatsächlich stattfand, sondern begnügte sich mit der Vorstellung, dies sei nur ein Scheinangriff, ein blosses Täuschungsmanöver, um ihn zu vorschnellen Reaktionen zu verleiten. Doch das traf nicht zu. Wahrhaftig waren die Alliierten gegen Mitternacht auf einer Frontbreite von 50 Kilometern eingebrochen und hatten

* Andere Darstellungen berichten, Hitler habe den Vormittag schlicht verschlafen, da trotz der wichtigen Ereignisse niemand es gewagt habe, ihn zu wecken.

die Deutschen komplett überrumpelt. Die Westfront war damit eröffnet. Militärisch hatte das Deutsche Reich nun keinerlei Aussichten mehr. Doch gab es da etwas, das Hitler dieser Tage freudig stimmte: Goebbels hatte endlich mit dem Rauchen aufgehört.

Am 14. Juli 1944 verliess der Führer seinen Berghof, für immer. Während des Fluges zur Wolfsschanze blieben die Vorhänge geschlossen. Patient A hatte «Grippe und Konjunktivitis beiderseits. Kopfwasser ins linke Auge gelaufen.»³²³ Er erhielt eine Adrenalinlösung sowie Berichte gereicht zu den Vorstössen der Alliierten durch Frankreich, dem Heranrücken der Roten Armee in Richtung Reichsgrenze im Osten und zu den neusten Luftangriffen auf deutsche Städte. Mühsam setzte er seine Lesebrille auf, um all die schlechten Nachrichten entziffern zu können. Aus dem Fenster, nach unten, schaute er nicht.

DAS ATTENTAT UND SEINE PHARMAKOLOGISCHEN FOLGEN

Die Anlage der Wolfsschanze prangte in saftigem Grün, der Sommer war heiss, der Wald flirrte, und gegen die lästigen Stechmücken brachte Theo Morell ein Gesichtsmoskitonetz über dem Schirm seiner Fantasieuniformmütze an. Die Holzbaracken des Führerhauptquartiers hatten durch starke Ummauerung einen Splitterschutz bekommen, Goebbels rauchte wieder, und am 20. Juli 1944 erhielt «Patient A 11:15 Uhr Injektion wie immer».³²⁴ Auf der Karteikarte wurde der Vorgang als «x» vermerkt.

Derart pharmakologisch aufgepäppelt, lief Hitler zu dem ebenerdigen Gebäude hin, in dem an diesem Schicksalstag die Lagebesprechung stattfand. Einige Offiziere warteten bereits vor der Tür. Der Diktator zog seine starken Brauen zusammen, sodass die Wülste darüber noch etwas sichtbarer wurden, und gab allen reihum die Hand. Dann trat er

ins Innere der Baracke, deren zehn Fenster gegen die drückende Hitze offenstanden. Während sich die restlichen der insgesamt 24 Teilnehmer um einen langen Eichentisch gruppierten, setzte er sich als Einziger auf einen Hocker und begann mit einer Lupe zu spielen. In düsteren Farben schilderte Generalleutnant Heusinger, der rechts von ihm stand, die desolate Lage an der Ostfront. Claus Schenk Graf von Stauffenberg, der etwas verspätet eintrat, gab Hitler die Hand, schob seine braune Aktentasche unter den Tisch, möglichst nahe an sein Ziel heran. Wenig später verliess er unauffällig wieder den Raum. Um 12.41 Uhr stand ein Admiral auf und ging zu einem der Fenster, um frische Luft zu schnappen. Hitler beugte sich weit über den Tisch, damit er die militärische Karte besser überblicken konnte, das Kinn in die Hand gestützt, den Ellbogen auf der Tischplatte. Es war 12.42 Uhr. Der vortragende General erklärte gerade: «Wenn jetzt nicht endlich die Heeresgruppe vom Peipussee zurückgenommen wird, dann werden wir eine Katastrophe ...» Da gab es einen fürchterlichen Knall.

«Ich habe deutlich diese infernalisches helle Stichflamme gesehen und habe mir gleich gedacht, dass es nur ein englischer Sprengstoff sein könnte, denn die deutschen Sprengstoffe haben nicht eine solche intensive gelbe und grelle Flamme.»³²⁵ Hitlers eigene Beschreibung der Ereignisse klingt seltsam distanziert, wie hinter einem Schleier hervor gesprochen. Die Druckwelle liess ihn von der Mitte des Raumes bis zum Ausgang fliegen. Durch das «x» abgepuffert, erlebte der Diktator die Explosion möglicherweise wie in Watte gepackt und fühlte sich unverwundbar wie Wagners Siegfried, während um ihn herum die schwer verletzten Offiziere um ihr Leben rangen, ihre Haare in Flammen standen. Wie ein Unbeteiligter berichtete er kurz darauf: «Dann konnte ich durch den starken Rauch nichts mehr deutlich sehen. Ich sah nur einige Gestalten in dem Qualm liegen und sich bewegen. Ich lag in der Baracke»

cke, in der Nähe des linken Türpfostens; über mir einige Latten und Balken. Ich konnte aber allein aufstehen und gehen. Nur war mir etwas schwindlig und leicht benommen.»³²⁶

Morell hörte die Explosion in seinem Arbeitsraum und dachte sofort, dass es sich nur um eine Bombe handeln könne. Momente später kam Hitlers Diener Linge hereingestürzt: Der Professor müsse rasch zum Führer kommen. Hastig griff der Leibarzt sein schwarzes Köfferchen, bewegte seine massige Figur ins sommerlich schwüle Freie. Da lag ein General auf dem Boden, mit einem abgerissenen Bein, einem verlorenen Auge. Morell wollte stoppen, um ihn zu behandeln, aber Linge zog ihn weiter: Der Führer sei wichtiger.

Es dauerte nicht lange, bis sie Hitler erreichten, der ein groteskes Bild abgab, wie er unbekümmert lächelnd auf seinem Bett sass, obgleich seine Stirn blutig und das Haar am Hinterkopf weggebrannt war sowie eine handtellergrösse Hautbrandwunde zweiten Grades an seiner Wade prangte: «Der Keitel und der Warlimont führten mich zu meinem Bunker», berichtete der Diktator mit lebhaftem, fast frohem Gesichtsausdruck: «Unterwegs sah ich, dass meine Hose ziemlich stark zerrissen war und dass überall das nackte Fleisch herauschaute. Ich habe mich dann gewaschen, da ich im Gesicht aussah wie ein Mohr – und dann umgezogen.»³²⁷

Auf Hitlers Hinweis, dass in zwei Stunden Mussolini zu einem wichtigen Staatsbesuch einträte, holte Morell zum zweiten Mal an diesem Tag das Besteck heraus, spritzte erneut das «x». Dass es sich dabei lediglich um Traubenzucker handelte, nicht um ein effektives Schmerzmittel, scheint kaum wahrscheinlich. Patient A hatte Dutzende von Splittern im Körper, die nun in einer peinigenen Prozedur einzeln entfernt werden mussten. Aber Hitler kratzte das alles wenig. Seine beiden geplatzen Trommelfelle bluteten – doch auch deswegen verzog er keine Miene und beeindruckte alle mit seiner angeblichen Tapferkeit.

Auf der Krankenakte für Patient A notierte Morell, Hitler habe sich anscheinend gar nicht aufgeregt. Der Puls sei normal wie immer. Dennoch bat der Leibarzt um Bettruhe. Doch der fit gespritzte Hitler stand schon wieder in den von Linge frisch gewaschenen Stiefeln und gab kund, es sei lächerlich, wenn er als gesunder Mann Gäste im Bett empfangen. Einen sich bauschenden schwarzen Umhang tragend, begab er sich zum Bahnhof der Wolfsschanze, wartete ungeduldig auf Mussolini, der über Hitlers scheinbare Unversehrtheit verduzt äusserte: «Das war ein Zeichen des Himmels!»³²⁸

In Wirklichkeit hatte es Hitler ärger getroffen, als es zunächst den Anschein hatte. Sein Gehör funktionierte kaum noch, starke Schmerzen in Armen und Beinen stellten sich ein, als die Wirkung des «x» am Abend nachliess. Blut floss noch immer ununterbrochen aus beiden Ohren. Auch psychisch hatte der Anschlag verheerende Auswirkungen. Im bewährten Zweitagesrhythmus bekam Patient A nun sein «x» gegen die Schmerzen und den nervlichen Schock. Einen Ausfall wollte er sich in dieser kritischen Phase des versuchten Staatsstreiches keinesfalls leisten. Nicht immer funktionierte die Inszenierung des unbesiegbaren, ja sogar unverwundbaren Helden. Als Hitler eine Woche später eine Gruppe von Heeresoffizieren empfing, erstarben deren aufgeregte Heilrufe bei seinem Eintreten im Entsetzen über den Anblick. Schlagartig wurde ihnen die Kluft zwischen Führer-Fiktion und real existierendem Hitler bewusst.

ENDLICH KOKAIN!

«O Nacht! Ich nahm schon Kokain, / und Blutverteilung ist im
Gange, / das Haar wird grau, die Jahre fliehn, / ich muss, ich muss
im Überschwanze / noch einmal vorm Vergängnis blühh.»³²⁹

Gottfried Benn

Aufgrund der beidseitigen Trommelfellverletzung beorderte man aus einem nahe gelegenen Reservelazarett Dr. med. Erwin Giesing in die Wolfsschanze, einen Hals-Nasen-Ohren-Spezialisten. Auch er bemerkte schnell, wie es um die Führungsspitze wirklich stand. Hatte man ihm Hitler vor der ersten Begegnung als eine Art «gewaltigen, mystischen Übermenschen»³³⁰ angekündigt, trat Giesing eine gebeugte, hinkende Gestalt in dunkelblaurot gestreiftem Bademantel mit Hausschuhen an den nackten Füßen entgegen. Detailgenau beschreibt Giesing seine Eindrücke: «Das Gesicht war blass, etwas geschwollen, und unter beiden blutunterlaufenen Augen bestanden starke Säcke. Die Augen machten nicht den faszinierenden Eindruck, der ihnen so oft in der Presse nachgesagt wurde. Auffallend waren mir die scharfen Falten von der Nase beiderseits zum äusseren Mundwinkel. Sowie die trockenen etwas eingerissenen Lippen. Die Haare waren schon deutlich grau meliert und nicht ganz exakt gekämmt. Das Durchziehen des Scheitels nach hinten bis zum Wirbel fehlte. Das Gesicht war gut rasiert, zeigte aber doch eine etwas welke Haut, was ich auf Übermüdung zurückführte. Die Sprache war unnatürlich laut und etwas schreiend und wurde später etwas heiser. (...) Ein gealterter, fast verbrauchter und erschöpfter Mann, der mit dem Rest seiner Kräfte haushalten muss.»³³¹

In neurologischer Hinsicht diagnostizierte der Facharzt den Patienten als normal: keinerlei Halluzinationen, gute Konzentration, keine In-

kontinenz, funktionierende Erinnerung und Zeit- sowie Raumeinschätzung. «Emotional allerdings labil – entweder Liebe oder Hass. Dauerner Gedankenfluss, die Aussagen dabei stets relevant. (...) Der psychische Zustand des Führers ist sehr komplex.»

Was die durchstossenen Trommelfelle anging, stellte Giesing einen ausgeprägten sichelförmigen Riss im rechten, eine kleinere Verletzung im linken fest. Als er mit Säure das sensible Gewebe behandelte, bewunderte er Hitlers aussergewöhnliche Unempfindlichkeit. Er fühle jetzt schon keine Schmerzen mehr, verkündete Patient A prahlerisch. Der Schmerz sei ja auch dazu da, einen Menschen härter zu machen. Dass er die Pein möglicherweise deshalb nicht spürte, weil er von seinem Leibarzt kurz zuvor pharmakologisch versorgt worden war, konnte Giesing nicht ahnen: Zwischen den Ärzten gab es keinerlei Absprachen. Ebenso wenig wie Giesing von Morell erfuhr, was dieser gab, wusste jener Bescheid, was der Neue dem Patienten verabreichte: «Ich vom Ohrenarzt Dr. Giesing nicht orientiert», notierte Morell säuerlich.³³² Tatsächlich lehnten die beiden Doktoren einander vom ersten Moment an ab. Als Morell bei Giesings Antrittsbesuch ihm mit den Worten «Wer sind Sie? Wer hat Sie gerufen? Warum haben Sie sich noch nicht bei mir gemeldet?» entgegengetreten war, hatte Giesing treffsicher zurückgeschossen: «Als Offizier habe ich mich nur bei meinen militärischen Vorgesetzten zu melden, nicht bei Ihnen als Zivilisten.»³³³ Seitdem weigerte sich der Platzhirsch, den hinzugezogenen HNO-Spezialisten überhaupt nur anzusehen.

Einen typischen Leibarzt-Auftritt beschreibt Giesing mit wenig Sympathie und leicht ätzendem Duktus: «Morell kommt herein, deutlich kurzatmig und schnaufend. Er gibt nur Hitler die Hand und fragt aufgeregt, ob in der Nacht etwas Besonderes gewesen sei. Hitler verneint. Er habe gut geschlafen, sogar den Blattsalat vom letzten Abend ohne Probleme verdaut. Dann zieht er unter Mithilfe von Linge seinen

Rock aus, setzt sich wieder in seinen Sessel und krepelt den linken Ärmel hoch. Morell macht Hitler die Injektionen. Er zieht die Spritze wieder heraus und wischt mit dem Taschentuch über die Einstichstelle. Danach verlässt er den Raum und betritt das Geschäftszimmer, in der rechten Hand die benützte Spritze und in der linken einige leere Ampullen, eine grössere und zwei kleinere. Er geht mit den Ampullen und seiner Spritze in das Badezimmer der Ordonnanzen nebenan, spült eigenhändig die Spritze aus und vernichtet die leeren Ampullen, indem er sie in die Toilette wirft. Dann wäscht er sich die Hände, kommt in das Geschäftszimmer zurück und verabschiedet sich von allen Anwesenden.»

Doch auch Giesing kam nicht mit leeren Händen zu seinem Führer. Seine favorisierte Arznei, um die aufgrund der Trommelfellverletzung auftretenden Schmerzen im Ohren-, Nasen- und Rachenraum zu betäuben, hiess ausgerechnet Kokain, das bei den Nazis so verpönte «jüdische Degenerationsgift». Diese Wahl ist nicht ganz so absonderlich, wie sie zunächst scheint: Viele Alternativen für die Lokalanästhesie standen zur damaligen Zeit nicht zur Verfügung³³⁴, und Kokain war als Heilmittel in jeder Apotheke vorrätig. Wenn wir Giesing, der einzigen Quelle in diesem Fall, glauben können, verpasste er dem Staatsoberhaupt vom 22. Juli bis zum 7. Oktober 1944, also an fünfundsiebzig Tagen, über fünfzig Mal die Schickieriasubstanz in Form von Nasen- und Rachenpinselungen, also in direkter, für die Wirkentfaltung optimaler Oberflächenausstrahlung. Es handelte sich um absolut reinen, erstklassigen Stoff, das berühmte Kokain von Merck, angeliefert aus Berlin per Kurierzug als äusserst psychoaktive zehnpromzentige «Cocainlösung» in versiegelter Flasche, für deren vorschriftsgemässe Befüllung der SS-Apotheker im Reichssicherheitshauptamt verantwortlich gezeichnet hatte. In der Wolfsschanze hielt sie Hitlers Diener Linge persönlich unter Verschluss.

Auch diese offensichtliche Drogenapplikation wird von den Hitler-Biografen kaum wahrgenommen³³⁵, obwohl sie aufgrund ihres starken Euphorisierungspotenzials für die kritische Phase nach dem Attentat unbedingt erzählenswert ist. Die Prozedur lief so ab: Begleit Chirurg Brandt brachte seinen Kollegen Giesing am Morgen zu einem Zelt hinter dem Gästebunker, wo die seit dem 20. Juli stark verschärften SicherheitsVorkehrungen griffen. Dort wurde zunächst Giesings Tasche ausgeleert, jedes Instrument geprüft, stets auch das Birnchen der Ohrenuntersuchungslampe heraus- und wieder eingeschraubt. Uniformmütze und Dolch musste Giesing abgeben, den Inhalt seiner Hosen- und Jackentaschen auf den Tisch leeren, die Taschen nach aussen stülpen. Taschentuch und Schlüssel erhielt er zurück, Füller und Bleistift erst hinterher. Von oben bis unten wurde er abgetastet. Doch das Kokain tangierten diese strengen Kontrollen nicht; das befand sich schon drinnen. Nun trat Diener Linge in Aktion, holte das Fläschchen aus dem Giftschrank des Geschäftszimmers und bat Giesing zur Visite.³³⁶

Patient A sprach auf die Variation seines Menüs dankbar an. Laut Giesings Bericht behauptete er, dass er sich «mit Cocain wesentlich leichter im Kopf fühle und dass er auch klarer denken könne».³³⁷ Der HNO-Arzt erklärte ihm, dass der psychotrope Effekt die «medikamentöse Einwirkung auf die geschwollene Nasenschleimhaut sei und dass jetzt die Nasenatmung freier sei. Die Wirkung dauere meistens vier bis sechs Stunden. Möglicherweise bekomme er hinterher einen leichten Cocainschnupfen, der aber meist nach einiger Zeit aufhöre.» Angeblich fragte Hitler daraufhin, ob diese Pinselung nicht täglich ein- oder zweimal vorgenommen werden könnte – selbst als die zu behandelnden Gehörgänge ab dem 10. September 1944 wieder in Ordnung waren. Giesing, der seinen Stern im Steigen sah, sagte es zu, will den Patienten aber darauf aufmerksam gemacht haben, dass das Kokain von der Na-

senschleimhaut restlos absorbiert und in den Blutkreislauf gebracht würde. Vor zu hoher Dosierung müsse er deshalb warnen. Doch Hitler verlangte weiterhin die Anwendung und bestätigte an einem der folgenden Tage trotz eines profusen Schweissausbruches den Erfolg der Medikamentierung: «Gut, dass Sie da sind, Doktor. Das Kokain ist doch eine wunderbare Sache, und ich bin froh, dass Sie gleich das richtige Mittel gefunden haben. Befreien Sie mich mal wieder einige Zeit von diesen Kopfschmerzen.»

Letztere waren wohl ausgelöst worden durch das permanente Rattern und Kreischen, das dieser Tage die Nerven der Wolfsschanzen-Bewohner im innersten Sperrkreis blank legte: Pressluftämmer und schwere Maschinen des Bautrupps stampften einen neuen, noch stärker befestigten Führerbunker aus dem Boden. Nur auf Koks konnte Patient A den Krach ertragen, fühlte sich durch das Analeptikum endlich einmal wieder so, als ob er überhaupt nicht krank wäre: «Jetzt wird es mir wieder ganz frei im Kopf, und ich fühle mich so wohl.» Eine Sorge trieb ihn dabei um: «Nur hoffentlich machen Sie aus mir keinen Kokainisten», meinte er zu seinem momentanen neuen Lieblingsarzt, woraufhin Giesing abwiegelte: «Der richtige Kokainist schnupft trockenes Kokain.» Hitler habe sich daraufhin beruhigt gezeigt: «Ich habe auch gar nicht vor, Kokainist zu werden.»

Der Führer liess sich also die Nase pinseln und ging voller künstlicher Zuversicht in die Lagebesprechung. Für ihn war die Sache dann klar: Der Krieg gegen den Russen würde auf jeden Fall noch irgendwie gewonnen! Als er von Giesing am 16. September 1944 erneut eine Dosis erhielt, kam ihm sogar ein ganz besonderer Geistesblitz, einer jener gefürchteten pseudogenialischen Führereinfälle, und er gab seiner verblüfften Entourage bekannt, trotz haushoher Unterlegenheit an Männern und Material an der Westfront erneut in die Offensive gehen zu wollen. Aus dem Stand formulierte er einen Befehl, der von jedem

dort einsatzfähigen Soldaten «fanatische Entschlossenheit» verlangte.³³⁸ Obgleich ihm alle von der aussichtslosen Unternehmung einer zweiten Ardennenoffensive abrieten, liess sich der Diktator nicht beirren: Ein ganz grosser Sieg würde errungen werden!

Als Folge begann Giesing, die Affinität Hitlers zu dem Mar schiermittel Kokain, das alle Selbstzweifel ausradiert und den Grössenwahn fördert, zu beunruhigen, und er wollte mit den potenten Pinselungen aufhören. Doch Hitler erlaubte das nicht: «Nein, mein Doktor, machen Sie das nur weiter. Ich habe heute Morgen wieder einen so furchtbaren Brummschädel, der wohl von dem Schnupfen kommt; die Sorge um die Zukunft und um den Weiterbestand Deutschlands fressen mich täglich mehr auf.»³³⁹ Dennoch wogen Giesings ärztliche Skrupel stärker als seine Pflicht zu gehorchen, und er verweigerte Hitler die Droge. Trotzig erschien der Oberbefehlshaber an diesem Tag, dem 26. September 1944, nicht zur Lagebesprechung, sondern verlaublich eingeschnappt, die Lage im Osten, wo der Zusammenbruch der gesamten Front drohte, interessierte ihn nicht mehr. Eingeschüchtert lenkte Giesing ein, versprach Kokain, verlangte aber im Gegenzug eine komplette Untersuchung Hitlers. Patient A, der eine solche stets verweigert hatte, stimmte zu und zeigte sich ihm am 1. Oktober 1944 sogar nackt, wovor er sich sonst meist geziert hatte – alles nur aus dem einzigen Grund, sich den begehrten Stoff zu erschmeicheln: «Nun wollen wir vor lauter Unterhaltung nicht die Behandlung vergessen. Sehen Sie doch bitte noch einmal in meine Nase und machen Sie das Kokainzeug hinein, damit ich den Kopfdruck los werde. Ich habe heute so Wichtiges zu erledigen.»³⁴⁰

Giesing gehorchte und verabreichte die Droge, dieses Mal in derartiger Dosierung, dass Hitler angeblich die Besinnung verlor und für kurze Zeit die Gefahr einer Atemlähmung bestanden haben soll. Stimmt

die Schilderung des HNO-Arztes, dann wäre der selbst ernannte Abstinenzler beinahe an einer Überdosis krepirt.

SPEEDBALL

Hitler sprach auf so gut wie jede Droge mit der Ausnahme des Alkohols unmittelbar an. Er war nicht von einer speziellen Substanz abhängig, sondern schlechthin von Stoffen, die ihm wohltuende, künstliche Realitäten zugänglich machten. So war er innerhalb kürzester Zeit zum leidenschaftlichen Kokainkonsumenten geworden, konnte aber ab Mitte Oktober 1944 von dem Rauschmittel auch wieder lassen – um sich anderen Stimulanzien zuzuwenden. Wie Kokainisten es gern tun, verbrämte Hitler rückblickend diese Phase seiner Existenz zu einer Art heroischen Pose: «Die Wochen seit dem 20.7. waren die schlimmsten meines Lebens. Es wurde ein Heldentum durchgekämpft, wie es sich niemand, kein Deutscher träumen lässt. Trotz grösster Beschwerden, stundenlangem Schwindel und üblem Befinden habe ich mich aufrecht erhalten und mit eiserner Energie gegen all dies angekämpft. Habe häufig die Gefahr des Zusammenbruchs bestanden, aber durch meinen Willen stets den Zustand beherrscht.»³⁴¹

Die Worte «eiserne Energie» und «Wille» muss man nur durch «Eukodal» und «Kokain» ersetzen, schon kommt man der Wahrheit ein Stückchen näher. Auch Luftwaffenadjutant Nicolaus von Below beschrieb seinen Führer in den Wochen nach dem Attentat in den falschen Begriffskategorien: «Nur sein starker Wille und sein gesteigertes Sendungsbewusstsein hielten ihn aufrecht.»³⁴² In Wirklichkeit war es sein starkes Kokain und seine gesteigerte Menge an Eukodal. Denn Letzteres wurde jetzt im grossen Stile eingesetzt – die Dosierung hatte sich

im Vergleich zum Vorjahr auf 0,02 Gramm verdoppelt, die bis zu vierfache Menge einer durchschnittlichen medizinischen Anwendung.³⁴³

Kokain und Eukodal – die Führermischung, der Cocktail in Hitlers Blut, mutierte in diesen Wochen zum klassischen Speedball: Die sedierende Wirkung des Opioids glich der aufputschende Effekt des Kokains wieder aus. Enorme Euphorie und bis in die letzte Körperfaser empfundene Hochgefühle werden als Wirkung dieses pharmakologischen Zweifrontenangriffs beschrieben, bei dem zwei potente, sich biochemisch entgegenstehende Moleküle um die Vormachtstellung im Körper kämpfen. Damit gehen eine starke Überlastung des Kreislaufs einher ebenso wie Schlaflosigkeit, und die Leber wehrt sich verzweifelt gegen einen solchen Ansturm der Gifte.

Was die künstlichen Paradiese anging, schöpfte der Diktator in diesem letzten Herbst des Krieges und seines Lebens aus dem Vollen. Wenn Patient A in der Lagebesprechung seinen pharmakologisch kreierten Olymp durchschritt, den Hacken dabei zuerst aufsetzte, die Knie durchdrückte, mit der Zunge schnalzte und mit den Händen schlenkerte, kristallklar denken zu können glaubte und sich die Welt so zurechtlegte, wie es sich für sein Führer-High geziemte, war es für die von der bedrückenden Frontsituation mehr als ernüchterten Generäle unmöglich, zu ihm durchzudringen. Die Medikamentierung hielt den Oberbefehlshaber stabil in seinem Wahn, errichtete einen uneinnehmbaren Wall, eine lückenlose Verteidigung, durch die nichts und niemand mehr dringen konnte. Jedes Bedenken wurde von der artifiziiell herbeigeführten Zuversicht hinweggewischt.³⁴⁴ Mochte um ihn herum die Welt in Schutt und Asche versinken und sein Handeln Millionen von Menschen das Leben kosten – der Führer fühlte sich in seinem Tun mehr als bestätigt, wenn starker Stoff durch seine Adern rauschte und sich künstliche Euphorie einstellte.

Goethes *Faust* hatte Hitler als Jugendlicher gelesen. Mit den Auswirkungen der Arbeit Sertürners, der als junger Arzneimittelforscher zu Zeiten der Weimarer Klassik das Morphin entdeckte und deshalb auch als der Urvater des Eukodals und aller anderen Opioide zu gelten hat, schloss Patient A im Herbst 1944 endgültig einen teuflischen Pakt. Das Betäubungsmittel beseitigte nicht nur seine schweren Darmspasmen – das war die nach aussen hin darstellbare Indikation –, sondern versüsste ihm darüber hinaus den Augenblick. Eine klinische Abhängigkeit kann zwar nicht bewiesen werden, doch wie oft der harte Stoff wirklich zum Einsatz kam, lässt Morells so schwer zu entziffernder Kalender vom September 1944 erahnen. Dass Eukodal ausserdem als «x», «Injektion wie immer» oder schlicht unnotiert seinen Weg in Hitlers Blutbahnen fand, ist keinesfalls ausgeschlossen, sondern eher wahrscheinlich. Wer einmal mit Eukodal anfängt und Zugang dazu behält, hört in den meisten Fällen nicht mehr damit auf.

Am 23., 24./25. und 28./29. September 1944 – innerhalb einer Woche also – erhielt Patient A gleich vier Mal das schwere Betäubungsmittel verabreicht, je mit einem Tag Pause dazwischen. Das ist der typische Rhythmus eines Süchtigen und spricht gegen eine rein medizinische Applikation. Auffällig ist die Kombination mit dem krampf lösenden Eupaverin, einem synthetischen Analog des pflanzlichen Wirkstoffs Papaverin aus dem Schlafmohn – einem vergleichsweise harmlosen, weil nicht abhängig machenden Medikament, das die Muskeln beruhigt. Die Doppelpackung trug – gewollt oder nicht – zur Verschleierung bei. Lange Zeit verwechselte auch Hitler die ähnlich klingenden Arzneien und verlangte Eupaverin, wenn er eigentlich Eukodal meinte. In Morells Worten: «Der Führer war sehr glücklich darüber und presste mir dankbar die Hand und sagte: Was ist es doch für ein Glück, dass wir das Eupaverin haben.»³⁴⁵

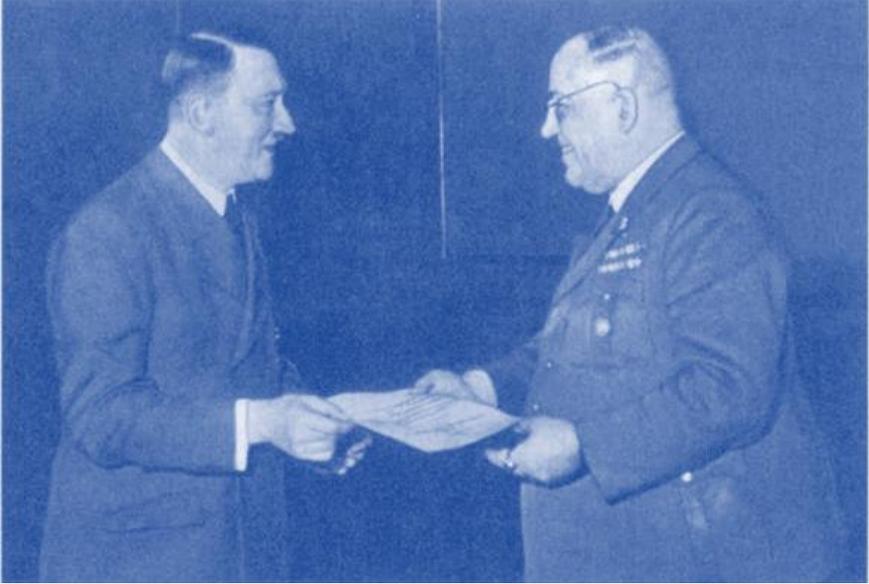
DER ÄRZTEKRIEG

«Ihr habt euch alle miteinander verabredet, dass ihr aus mir einen kranken Mann machen wollt.»³⁴⁷

Adolf Hitler

Die Macht des Leibarztes näherte sich in diesem Herbst 1944 ihrem Höhepunkt. Seit dem Attentat brauchte Patient A ihn mehr denn je, und mit jeder weiteren Spritze gewann Morell an Einfluss. Niemandem sonst in der Wolfsschanze stand der Diktator persönlich so nahe; mit niemandem plauderte er lieber, keinem vertraute er mehr. Bei grösseren Treffen mit der Generalität stand hinter jedem Stuhl ein bewaffneter SS-Mann, um mögliche weitere Anschläge zu verhindern. Wer zu Hitler wollte, musste vorher seine Brieftasche abgeben. Für Morells Arzttasche galt diese Regelung nicht.

Die privilegierte Stellung neideten dem selbst bezeichneten «alleinigen Leibarzt» viele. Das Misstrauen gegen ihn wuchs. Nach wie vor weigerte sich Morell hartnäckig, mit anderen über seine Behandlungsmethoden zu sprechen. Der Diskretion, mit der er seinen Posten angetreten hatte, blieb er treu, bis zum Ende. Doch in der stickigen Atmosphäre des Lemurenreiches der Bunkeranlage, wo die Giftpflanze der Paranoia die dicken Betonwände überkroch, war das nicht ungefährlich. Auch die Begleitärzte Brandt und Hasselbach, mit denen er die Behandlung Hitlers hätte absprechen können, liess er konsequent im Dunkeln. Vom Aussenseiter hatte er sich zur Diva gemausert, gab niemals Auskunft, sondern umhüllte sich mit der Aura des Mysteriösen, Einmaligen. Selbst des Führers schier allmächtiger Sekretär Bormann, der unmissverständlich forderte, er bevorzuge für Hitler eine andere Behandlung, die mehr auf Biologie basiere, biss beim dicken Doktor auf Granit.



Patient A und sein Leibarzt: «Doktorchen, ich freue mich ja so, wenn Sie morgens kommen.»

Doch da gerade der Krieg verloren ging, wurde nach Schuldigen gesucht. Die Kräfte gegen Morell formierten sich. Himmler sammelte schon länger Informationen über den Leibarzt, um ihn der Morphinsucht zu überführen und dadurch erpressbar zu machen. Immer wieder auch wurde hinter der Hand der Verdacht geäußert: Könnte er nicht ein ausländischer Spion sein, der den Führer klammheimlich vergiftete?

Bereits 1943 hatte Außenminister von Ribbentrop Morell zu einem Mittagessen in sein Schloss Fuschl bei Salzburg eingeladen und die Attacke eröffnet: Während zunächst noch mit Gattin von Ribbentrop über belanglose Themen wie Heirat auf Zeit (Vorschlag: zwanzig Jahre), staatliche Zulagen für uneheliche Kinder sowie Schlangengestehen für Lebensmittel und den dadurch entstehenden Zeitverlust parliert wurde, bat der Minister nach dem Speisen mit regloser Miene «nach oben, um etwas zu besprechen».

Von Ribbentrop, arrogant, anstrengend und blasiert wie stets, aschte mit langen adeligen Fingern seine ägyptische Zigarette ab, blickte mit seinem Betongesicht in der Luft herum, dann feuerte er eine Fragenkanonade in Richtung Wunderdoktor: Ob das gut sei, dass der Führer so viele Spritzen bekäme? Ob er ausser dem Traubenzucker noch anderes erhalte? Ob es generell nicht viel zu viel sei? Der Angesprochene antwortete knapp, er injiziere nur das, «was notwendig wäre». Doch von Ribbentrop verlangte, es müsse eine «Gesamtumstellung des ganzen Körpers beim Führer erfolgen, damit er widerstandsfähiger wird». Morell liess das an sich abperlen und verabschiedete sich wenig beeindruckt aus dem Schloss: «Wie unbeschwert und einfältig doch oft Laien in ihren medizinischen Beurteilungen sind», schliesst seine Gesprächsnotiz.³⁴⁸

Doch so leicht kam der Leibarzt nicht mehr davon. Der erste strukturierte Angriff erfolgte durch Bormann, der versuchte, die Behandlung Hitlers in geregelte oder zumindest kontrollierbare Bahnen zu lenken. Ein Brief erreichte den Leibarzt: «Geheime Reichssache!». In acht Punkten wurden «Massnahmen für die Sicherheit des Führers hinsichtlich der medikamentösen Versorgung» dargelegt, eine stichprobenmässige Überprüfung der Arzneien in den Laboratorien der SS festgeschrieben und vor allen Dingen Morell aufgefordert, stets im Voraus «Angaben darüber zu machen, welche und wieviel Medikamente für den genannten Zweck er monatlich zu verbrauchen gedenkt».

Tatsächlich blieb dies ein etwas hilfloser Ansatz des sonst nie hilflosen Bormann. Zum einen erhob er die Medikamentierung Hitlers durch seinen Vorstoss zum offiziellen Vorgang, zum anderen wünschte er darüber so wenig Schriftverkehr wie möglich, schliesslich galt es, den Nimbus des kerngesunden Anführers der Herrenrasse aufrechtzuhalten. Deshalb auch sollten die Drogen, wie in Ziffer 1.) des Briefes

A b s c h r i f t

Der Chef der Sicherheitspolizei Berlin, den 9. Juni 1944
und des SD

Geheime Reichssache!

IV A 5 b (IV C 4 alt) - 33/44 g.Ba.-

An den
Reichsführer -SS
Feldkommandostelle

Maßnahmen für die Sicherheit des Führers hinsichtlich der
medikamentösen Versorgung.

1.) Die von Herrn Professor M o r e l l für den Führer benötigten Arzneimittel - siehe auch Ziffer 3.) Absatz 2 - bezieht der Sanitätszeugmeister SS - u. Pol. gegen Barzahlung

- a) von den Fabriken des Herrn Prof. M o r e l l,
- b) soweit erforderlich, von der Großindustrie.

2.) Die unter 1.) genannten Medikamente werden stichprobenmäßig in den Laboratorien des Reichsarztes SS u. Pol. auf Verunreinigung überprüft, ohne dass in den genannten Laboratorien die mit der Prüfung Beauftragten wissen, für welchen Zweck die betreffenden Medikamente vorgesehen sind.

3.) Herr Professor M o r e l l soll baldmöglichst gebeten werden, dem Sanitätszeugmeister Angaben darüber zu machen, welche und wieviel Medikamente für den genannten Zweck er monatlich zu verbrauchen gedenkt.

Um die Sicherheit noch weiter zu vergrößern und im Interesse der vereinfachten Handhabung für Herrn Professor Morell sowie, um für alle vorkommenden Möglichkeiten die Sendung reichhaltiger ausgestalten zu können, wird vorgeschlagen, daß Herr Professor M o r e l l dem Sanitätszeugmeister hierbei nicht nur

Geheime Reichssache: Bormanns vergeblicher Versuch, den Leibarzt zu kontrollieren

dargelegt, bar bezahlt werden, um Geldflüsse für die Nachwelt zu verschleiern. Weiterhin verfügte Bormann, die «Monatspakete» hätten stets abrufbereit in einem Panzerschrank zu lagern und seien «soweit als möglich auch auf Ampulle durch laufende Nummerierung kenntlich zu machen (z. B. für die erste Sendung: 1 /44), während zugleich das Paket auf der äusseren Umhüllung eine noch genau festzulegende Beschriftung mit persönlicher Unterschrift des Sanitätszeugmeisters trägt».³⁴⁹

Morells Reaktion auf diesen bürokratischen Versuch, seine Tätigkeiten transparent zu machen, war so einfach wie verblüffend: Er ignorierte die Anweisung des mächtigen Sicherheitsapparats, hielt sich schlichtweg nicht daran, sondern verführ weiter wie gehabt. Im Auge des Taifuns kam er sich unverwundbar vor, da er daraufsetzte, dass Patient A ihn niemals fallen lassen würde.

Ende September 1944 bemerkte Ohrenarzt Giesing im fahlen Licht des Bunkers eine ungewöhnliche Verfärbung im Gesicht von Hitler und vermutete Gelbsucht. Am selben Tag entdeckte er auf dessen Esstisch neben dem Teller mit dem «Apfelkompott mit Traubenzucker und grünen Trauben»³⁵⁰ eine Schachtel «Dr. Koesters Antigaspillen», ein nur wenig bekanntes Produkt. Giesing wurde stutzig, als er herausfand, dass zu den Inhaltsstoffen das aus der Tollkirsche oder anderen Nachtschattengewächsen gewonnene Atropin und Strychnin gehörten, Letzteres ein in entsprechender Dosierung hochgiftiges Alkaloid der Brechnuss, das die Neuronen des Rückenmarks lähmt und auch als Rattengift eingesetzt wird. In Giesing keimte ein ungeheuerlicher Verdacht auf. Tatsächlich schienen die Nebenwirkungen dieser Antigaspillen bei zu hoher Dosierung den Symptomen Hitlers zu entsprechen. Auf das Zentralnervensystem wirkt Atropin erst erregend, dann lähmend, und es entwickelt sich ein Zustand von Munterkeit mit lebhafter Ideenflucht, Redseligkeit, Gesichts- und Gehörhalluzinationen sowie Delirien, die teils in Gewalttätigkeit und Raserei ausarten können. Strychnin wieder-

um wird für erhöhte Lichtempfindlichkeit bis zur Lichtscheu sowie für Erschlaffungszustände verantwortlich gemacht.³⁵¹ Für Giesing schien der Fall klar: «Hitler zeigte doch dauernd eine Euphorie, die durch nichts zu erklären war, und seine gehobene Gemütslage bei Entscheidungen nach grösseren politischen oder militärischen Fehlschlägen kann sicher zu einem grossen Teil auf diese Weise erklärt werden.»³⁵²

In den Antigaspillen glaubte der HNO-Arzt die Ursachen für Hitlers Grössenwahn wie für seinen körperlichen Verfall entdeckt zu haben – und schritt zu einem Selbstversuch: Ein paar Tage lang schluckte Giesing die kleinen runden Pillen selbst, stellte prompt die gleichen Symptome an sich fest und beschloss, zum Angriff überzugehen. Sein Ziel war es, Morell mit dem Vorwurf der vorsätzlichen Vergiftung des Führers zu entmachten, um selbst dessen Position einzunehmen. Während draussen die alliierten Truppen von allen Seiten die Reichsgrenzen perforierten, eskalierte der pharmakologische Wahnwitz in der klaustrophobischen Wolfsschanze zum Ärztekrieg.

Als Verbündeten in seiner Intrige wählte Giesing den Chirurgen Hitlers, der schon lange gegen Morell eingestellt war: Brandt weilte gerade in Berlin, nahm aber auf Giesings Anruf hin ohne zu zögern die nächste Maschine nach Ostpreussen und zitierte den Beschuldigten sofort zu sich. Während der Leibarzt befürchten musste, es gehe ihm nun wegen des Eukodals an den Kragen, nahm er es geradezu mit Erleichterung auf, als seine Gegner versuchten, ihm durch die rezeptfrei erhältlichen Antigaspillen einen Strick zu drehen. Auch konnte Morell geltend machen, dass er diese nicht einmal verordnet hatte, sondern Hitler sie sich über seine Diener selbst besorgte. Doch der Chirurg Brandt, der von Biochemie wenig Ahnung hatte und sich auf die Nebenwirkungen des Strychnins fixierte, liess sich nicht beruhigen und drohte:

«Glauben Sie, dass Ihnen irgend jemand Glauben schenkte, wenn Sie behaupten, dass Sie diese Anordnung nicht getroffen haben? Denken Sie, dass Himmler Sie vielleicht anders behandelte als irgend jemand anders? Es werden jetzt so viele gehenkt, dass ganz kalt die Sache abgeurteilt würde.»³⁵³ Eine knappe Woche später legte Brandt nach: «Ich habe die Beweise in der Hand, dass es sich hier um eine glatte Strychnin-Vergiftung handelt. Ich kann Ihnen offen sagen, dass ich in den letzten 5 Tagen nur hier geblieben bin wegen der Erkrankung des Führers.»³⁵⁴

Doch was war das eigentlich für eine Erkrankung? Wirklich ein Ikterus, also Gelbsucht? Oder womöglich eine typische Fixer-Hepatitis, weil Morell nicht steril genug injizierte? Hitler, dessen Spritzen stets nur mit Alkohol desinfiziert wurden³⁵⁵, sah jedenfalls nicht gut aus. Seine Leber, von den vielen toxischen Stoffen der zurückliegenden Monate stark angegriffen, schüttete den Gallenfarbstoff Bilirubin aus: ein Warnsignal, das Haut und Augen gelb verfärbt. Der Vorwurf gegen den Leibarzt, seinen Patienten zu vergiften, stand drohend im Raum, als Brandt nun bei Hitler vor sprach, während Morell in der Nacht des 5. Oktober 1944 vor Aufregung eine Hirnblutung erlitt. Hitler beunruhigten die Vorwürfe über alle Massen: *Verrat? Gift?* Sollte er sich all die Jahre getäuscht haben? Trog ihn ausgerechnet der von ihm selbst erwählte Morell, der *Treuste aller Treuen*, der *Freundlichste aller Freunde*? Doch seinen Leibarzt, der ihm kurz zuvor noch eine wohltuende Eukodalinjektion gegönnt hatte, fallen zu lassen, würde das nicht geradezu Selbstaufgabe bedeuten? Lieferte ihn das nicht wehr-, sprich drogenlos dem mächtigen Apparat aus? Der Diktator spürte: In dieser Auseinandersetzung sollte es ihm an die Substanz gehen, im wahrsten Sinne des Wortes. Es war ein Angriff, der gefährlich werden konnte, da seine Macht charismatischer Natur war und die Drogen ihm dabei halfen, seine einst natürliche Ausstrahlung, von der so viel abhing, künstlich aufrechtzuerhalten.

Tatsächlich waren Diadochenkämpfe seit dem rapiden körperlichen Abbau des Führers längst entbrannt, und der Ärztekrieg mutierte zum Stellvertreterkrieg um die Nachfolge an der Spitze des NS-Staats. Die Situation verschärfte sich: Himmler äusserte Brandt gegenüber, er könne sich sehr wohl vor stellen, dass Morell versucht habe, Hitler zu töten. Der Reichsführer SS orderte den Leibarzt in sein Büro und schleuderte ihm kalt ins Gesicht, er habe schon so viele an den Galgen gebracht, dass es auf ihn nun auch nicht mehr ankäme. In Berlin zitierte zur selben Zeit Gestapo-Chef Kaltenbrunner Morells Praxisvertretung Dr. Weber vom Kurfürstendamm zur Vernehmung ins Reichssicherheitshauptamt in die Prinz-Albrecht-Strasse. Weber versuchte, seinen Chef zu entlasten, und sagte aus, er halte ein Komplott auf keinen Fall für möglich. Dafür sei Morell viel zu ängstlich.

Endlich traf die chemische Analyse der strittigen Arznei ein. Das Ergebnis: Ihre Atropin- und Strychninanteile waren viel zu gering für eine Vergiftung, selbst bei der massenhaften Einnahme, die Hitler zugeschrieben wurde. Ein Sieg auf ganzer Linie für Morell. «Ich möchte, dass jetzt die Sache mit den Antigaspillen endlich in Vergessenheit gerät», beendete Hitler die Affäre. «Ihr könnt gegen den Morell sagen, was ihr wollt – er ist und bleibt mein alleiniger Leibarzt, und ich habe volles Vertrauen zu ihm.»³⁵⁶ Giesing erhielt eine Rüge, und Hitler entliess ihn mit den Worten, dass alle Deutschen freie Arztwahl hätten, dies gälte auch für ihn selbst. Zudem sei ja bekannt, dass der Glaube des Kranken an seinen Therapeuten und dessen Methoden zur Gesundung beitrage. Er bleibe nun einmal bei seinem vertrauten Hausdoktor. Alle Hinweise auf Morells zumindest laxen Umgang mit der Spritze wischte Hitler beiseite: «Ich weiss, dass die neuartige Behandlungsweise von Morell noch nicht international anerkannt ist und dass Morell auch hier bei manchen Dingen noch beim Forschen ist, ohne zu einem

festen Ergebnis gekommen zu sein. Aber das ist früher auch mit allen Neuerungen in der Medizin so gewesen. Ich habe keine Sorge, dass Morell nicht seinen Weg machen wird, und finanzielle Unterstützung werde ich ihm sofort zum Arbeiten geben, wenn er sie nötig hat.»³⁵⁷

Himmler, stets Fähnchen im Wind, wenn es um Hitlers Willen ging, orientierte sich sofort um: «Ja, meine Herren», erklärte er Hasselbach und Giesing: «Sie sind keine Diplomaten. Sie wissen ja, dass der Führer unbedingtes Vertrauen zu Morell hat, und das soll auch nicht erschüttert werden.» Als Hasselbach protestierte, jedes ärztliche oder auch zivile Gericht könne Morell zumindest wegen fahrlässiger Körperverletzung anklagen, wurde Himmler unwirsch: «Herr Professor, Sie vergessen, dass ich als Innenminister auch Chef der obersten Gesundheitsbehörde bin. Und ich wünsche nicht, dass ein Verfahren gegen Morell eingeleitet wird.» Auch Giesings Einwand, Hitler sei das einzige Staatsoberhaupt der Welt, das wöchentlich zwischen einhundertzwanzig und einhundertfünfzig Tabletten einnehme und etwa acht bis zehn medikamentöse Injektionen bekomme, wischte der SS-Boss beiseite.

Das Blatt hatte sich endgültig gewendet, gegen Giesing, der als Kompensation für seine Arbeit von Bormann einen Scheck über 10'000 Reichsmark zugesteckt bekam, gegen Hasselbach wie gegen den einflussreichen Brandt – und somit auch gegen dessen Vertrauten Speer, der sich Hoffnung auf die Hitler-Nachfolge gemacht hatte. Die drei Ärzte mussten das Hauptquartier verlassen – Morell blieb als einziger zurück. Am 8. Oktober 1944 hörte er die für ihn frohe Botschaft: «Führer mir mitgeteilt, dass Brandt nur noch seine Berliner Obliegenheiten wahrzunehmen hätte.»³⁵⁸ Eisern hielt Patient A zu seinem Versorger. Ähnlich wie jeder Junkie seinen Dealer glorifiziert, konnte auch Hitler von dem freigiebigen Doktor nicht lassen, der ihm, ohne dass er darum bitten musste, alles besorgte.

Abschliessend sagte der Diktator zu seinem Leibarzt: «Dass diese Blödels sich gar nicht überlegt haben, was sie dadurch mir angetan hätten! Ich hätte doch dann plötzlich ohne Arzt dagestanden, und dann mussten diese Menschen doch wissen, dass Sie mir in den acht Jahren, die Sie bei mir sind, schon mehrfach das Leben gerettet haben. Und wie ging es mir zuvor! Alle Ärzte, die herangeschleppt wurden, versagten. Ich bin kein undankbarer Mensch, mein lieber Doktor. Wenn wir beide glücklich durch den Krieg kommen, dann sollen Sie einmal sehen, wie gross ich Sie entlohnen werde!»³⁵⁹

Morells selbstsichere Replik kann auch als versuchte Rechtfertigung an die Nachwelt gelesen werden, denn unumwunden gab der Leibarzt zu Protokoll: «Mein Führer, wenn ein Normalarzt Sie seither zu behandeln gehabt hätte, dann wären Sie so lange Ihren Arbeiten entzogen worden, dass das Reich darüber zugrunde gegangen wäre.» Laut Morells eigener Darstellung schaute ihn Hitler daraufhin mit einem langen, dankbaren Blick an und drückte ihm die Hand: «Mein lieber Doktor, ich bin froh und glücklich, dass ich Sie habe.»

Der Ärztekrieg wurde damit zu den Akten gelegt. Patient A hatte einer vorzeitigen Entmachtung den Riegel vorgeschoben. Der Preis, den er dafür bezahlte, war die fortgesetzte Zerstörung seiner Gesundheit durch einen nun bestätigten Leibarzt. Zur Beruhigung seiner Nerven erhielt das Staatsoberhaupt: «Eukodal – Eupaverin. Traubenzucker i. v. plus Homoseran i.m.»³⁶⁰

DIE SELBSTAUSLÖSCHUNG

«Das Leben im Hauptquartier ist nun im Allgemeinen so, dass man wenig darüber schreiben kann, da die Verhältnisse mehr oder weniger alle interner Natur sind. Ich freue mich, dir mitteilen zu können, dass der Führer wohlauf ist und sich Tag und Nacht darum bekümmert, wie er das Schicksal Deutschlands bessern und meistern kann. Ich bin immer noch in nächster Frontnähe im Osten.»³⁶¹

Theo Morell in einem Brief

So, wie die potenten Stoffe im Kolben der von der Engel-Apothek in Berlin-Mitte speziell angefertigten Führerspritze zusammengemischt wurden und sich im Blut von Hitler auflösten, löst sich dessen lange Zeit so geschlossen wirkende Existenz allmählich im Nirwana auf – eine Entwicklung, die es mitzudenken gilt, um die Verwandlung des vormals strahlenden Führers zur menschlichen Trümmerlandschaft zu begreifen und die Wechselwirkungen dieses Prozesses mit den historischen Geschehnissen abzugleichen.

Die begrenzte Zeit, die Hitler im finalen Quartal 1944 noch blieb, während die Fronten von allen Seiten näher rückten, die Schraubzwinge immer enger gezogen wurden, die Darmkrämpfe sich intensivierten, über stand er nur, weil er starke Betäubungsmittel nahm, sich pharmakologisch verbarrikadierte. Ein nüchterner Führer war vom totalitären Wahnsystem, das er selbst geschaffen hatte, auch überhaupt nicht vorgesehen. Da er glaubte, die weit gesteckten Ziele des Nationalsozialismus alle in seinem eigenen Leben realisieren zu müssen und einem Nachfolger die Errichtung des germanischen Weltreiches nicht zutraute, müsse er sich mit allem besonders beeilen, dürfe er niemals zurückstecken oder gar aufgeben. Lind deshalb brauchte er Morells Doping:

um permanent weitermachen zu können, den Tunnelblick beizubehalten, den totalen Selbstbezug niemals zu relativieren. Keinesfalls wollte Hitler sich gestatten, von seinem megalomanischen Führer-Trip auch nur ein Jota herunterzukommen, trotz der katastrophalen militärischen Lage für die Deutschen. Er *durfte* nicht mehr zu Sinnen kommen: Sofort hätte er die Vergeblichkeit, den Irrsinn des gesamten Unterfangens bemerken müssen. Er konnte es nicht zulassen, an seinem Kampf gegen die gesamte Welt zu zweifeln oder einfach keine Lust mehr zu haben auf diesen Krieg, den er entfesselt hatte und der längst verloren war. Unerbittlich stach die Nadel in seine Haut, zog an, und wenn Blut kam, schoss der Stoff in die Vene, und es ging wieder los.

Dass Hitler ab Herbst 1941 durch die verabreichten Hormoninjektionen und Steroide und spätestens seit der zweiten Jahreshälfte 1944, als sich zuerst die Kokain-, dann vor allem die Eukodal-Verwendung maschierte, kaum mehr einen nüchternen Tag erlebte, half ihm durchzuhalten, aus seinem eigenen System nie auszubrechen, aus dem Albtraum nie zu erwachen, bis zum Schluss. Der Riss war endgültig und nicht mehr zu kitten; die Brücken zur Welt, sobald sie hätten neu entstehen können, wurden sofort wieder pharmakologisch gesprengt.

Drogen als Treibstoff und Ersatz für fehlende Hingabe: Mittlerweile fand er sich nur noch durch Betäubungsmittel in seinem Irrglauben bestätigt. Unterwegs von Hauptquartier zu Hauptquartier, von Bunker zu Bunker, von Enthemmung zu Enthemmung – ohne Mass, ohne Zuhause, permanent die nächste vergebliche Kriegshandlung, der nächste ihn alle Konsequenzen verdrängen lassende Fix, mögliche Nebenwirkungen ignorierend –, agierte er im Dauernebel: ein gedopter Leistungsathlet, der nicht mehr aufhören konnte, ohne Umkehr – bis zum unweigerlichen Kollaps.

DER SUPERBUNKER

«Mein lieber alter Freund, ich hoffe, dass ich Sie noch so nennen darf, obgleich Sie nun eine Weltberühmtheit geworden sind, aber ich kenne ja ihren Charakter. Das deutsche Volk ist Ihnen sehr dankbar für Ihr segensreiches Wirken, da wir verloren wären, wenn die starke Hand fehlen würde. Und dass diese Hand bis heute stark geblieben ist, ist Ihr unauslöschliches Verdienst.»³⁶²

Aus einem Brief an Theo Morell

Um sich künftig besser vor Attentaten, Ansteckungen oder sonstigen Angriffen zu schützen, zog Patient A am Nachmittag des 8. November 1944 in ein frisch gegossenes Refugium innerhalb des Führersperrkreises der Wolfsschanze um. Statt der üblichen Zweimeterstärke der Betondecken wies dieses eine sieben (!) Meter dicke Beton-Kies-Ummantelung auf. Der fensterlose Klotz ohne direkte Luftzufuhr erinnerte an eine altägyptische Grabstelle: Um ein Vielfaches überstiegen die Massen an Material den nutzbaren Raum, den sie umgaben. Darin arbeitete, schlief, vegetierte Hitler von nun an in totaler Abschottung, eingesperrt in seinem Wahn, zehrend von seiner Substanz. Er selbst gewann der neuen Behausung, die wie ein monströser Fremdkörper vom Himmel in den Wald gefallen schien, nur positive Seiten ab und stellte fest, im Innern nun einen grösseren Auslauf zum Spaziergehen zu haben. Morell rechnete nach: Führerschlafräum und Arbeitsraum seien um 23 Kubikmeter grösser als im alten Bunker. Selbstverständlich hatte der Leibarzt stets Zugang zu dem ansonsten abgeschotteten Riesensarkophag und spritzte zum Einzug «wegen Riesenbelastung Eukodal intravenös».³⁶³

Morell wusste zu diesem Zeitpunkt längst, wie es um seinen Patienten stand – wie sehr es mit Hitler bergab beziehungsweise bergabwärts

ging und wie weit sich das schon herumsprach. Aus Briefen, die der Leibarzt während dieses Spätherbstes des Jahres 1944 an seine Gattin, diverse Gauleiter und alte Bekannte verfasste, spricht der verzweifelte Wunsch, die Realität anders darzustellen, als sie es war. Dazu gehörte auch, dass er Exemplare der jeden Abend neu zusammengestellten Speisekarte aus der Wolfsschanze versendete. Sie sollten für Aussenstehende den Beweis liefern für Hitlers «einfache und vernünftige Lebensweise». ³⁶⁴ Hatte er früher den gesundheitlichen Zustand seines Patienten Dritten gegenüber nie thematisiert, verbreitete er nun ostentativ gute Stimmung. Eine Zusammenstellung seiner Zeilen: «Meinem hohen Patienten geht es recht gut. (...) Meinem wichtigsten Patienten geht es dauernd sehr gut. (...) Die Gesundheit ist nun wieder vollauf vorhanden. (...) Ich bin glücklich, dass es meinem Patienten gesundheitlich gut geht. (...) Meinem Patienten geht es gesundheitlich recht gut, und ich hoffe, dass ich ihn noch recht lange in alter Frische dem deutschen Volk erhalten kann. Neben dem Duce konnte ich noch manches andere Staatsoberhaupt gesunden und kann eigentlich mit dem Erfolg meiner medizinischen Wirksamkeit recht zufrieden sein.» ³⁶⁵

Doch Patient A ging es überhaupt nicht gut. In Wahrheit konnte Morell nur noch für immer kürzer werdende Intervalle einen heilen Hitler vortäuschen, inszenieren, zurechtspritzen. Häufig lag dieser bleich und abgezehrt in einer fensterlosen Zelle seiner neuen Betonbehaltung auf einem einfachen Feldbett, im weissen Nachthemd unter einer Militärdecke. Über seinem Kopf hing eine bewegliche Lampe; ein Nachttisch und ein niedriges Gestell waren vollbepackt mit einem Wust von Zetteln, Lagekarten, aufgeschlagenen Büchern, eiligsten Meldungen. Mittdrin in dieser Unordnung stand ein niemals klingelnder Telefonapparat. Die weissgrauen Wände strömten den öden Geruch von noch nicht abgebundenem Beton aus. Im Bett lagen überall abgebrochene



High statt Heil: vom Abstinenzler zum Junkie

Bleistifte, irgendwo die Nickelbrille, für die er sich schämte und die er aufgrund des Tremors seiner Hände nicht mehr allein aufsetzen konnte. Dennoch schrieb Morell: «Kann mitteilen, dass der F. wohlauf ist. (...) Meine grösste Freude, Beruhigung und Genugtuung ist es, dass es meinem Patienten sehr gut geht, und er in alter Tatkraft und Frische allen Belastungen gewachsen ist und alle Krisen meistern konnte. (...) Es mag Ihnen ein Trost sein, wenn ich Ihnen versichern kann, unserem Führer geht es gesundheitlich gut.»

Doch sobald die Eukodalwirkung nachliess, fing das Zittern an und nahm in den letzten Wochen des Jahres 1944 an Intensität nur noch zu. Bald dominierte es alle Diskussionen um den Hitler'sehen Gesundheitszustand. Der aschgraue Führer wusste dies und versuchte, das Zittern mit aller Kraft zu unterdrücken, was die Sache nur noch schlimmer machte. Der stramme, unermüdlich nach oben gereckte Grussarm gehörte längst der Geschichte an. Nervöse, heftige Vibrationen aller Extremitäten hatten übernommen. «Linke Hand Tremor sehr stark», schrieb Morell. Dann: «Vermehrter Tremor der rechten Hand.» Oder: «Das linke Bein zittert jetzt nicht, sondern der linke Arm und die linke Hand.»³⁶⁶ Hitler vergrub seine Finger in den Rocktaschen, um dies zu verbergen. Manchmal hielt er krampfhaft die linke mit der rechten Hand fest. Mitunter war das kaum noch als Zittern zu bezeichnen, sondern viel eher als gleichmässige Schüttelbewegungen. Seine Umgebung versetzten diese in höchste Unruhe. Panzergeneral Guderian, mittlerweile Chef des Generalstabes des Heeres, berichtete, Hitler habe die rechte Hand auf die linke, das rechte Bein über das linke legen müssen, um im Sitzen das Zittern weniger sichtbar zu machen. Hitlers Hand vibrierte, oszillierte, manövrierte so autark, dass viele glaubten, es sei Absicht. Verschränkte er die Arme vor der Brust, geriet der ganze Oberkörper in Bewegung. Morell schlug Bäder und Ruhe vor. Hitler fragte, «ob man keine (...) Spritzen dagegen geben könne».³⁶⁷

Doch Spritzen würden das Problem nicht beheben, im Gegenteil. Auf der Suche nach einer Ursache für das Zittern der Gliedmassen und die stets gebeugte Körperhaltung schreiben Medizinhistoriker wie Hans-Joachim Neumann dem Diktator einen arteriosklerotischen Parkinsonismus zu, eine wohl autoimmunologisch provozierte Schüttellähmung, bei der körpereigene Neuronen vom Abwehrsystem mit Fremdstoffen verwechselt und bekämpft werden – mögliches Resultat des Konsums der hanebüchenen Präparate aus Tierhormonen. Die Folgen: Absterben der Dopamin produzierenden Nervenzellen im Mittelhirn und eine Unter Versorgung wesentlicher Kerne der Grosshirnrinde, die für Lern- und Steuerprozesse zuständig sind. Morell äusserte in seinen Aufzeichnungen ebenfalls den Parkinsonverdacht, wenn auch erst im April 1945.³⁶⁸ Ob die Diagnose zutrifft, kann nicht mehr entschieden werden. Eine andere, möglicherweise zusätzliche Erklärung lautet, dass Hitlers berüchtigtes Zittern direkte Auswirkung seines unkontrollierten Drogenmischkonsums war.

Allein lassen durfte Morell seinen Patienten in dieser Phase jedenfalls nicht mehr. Einerseits führte der Leibarzt nun den Führer – gleichzeitig war er dessen Gefangener geworden. Niemand könne sich vorstellen, wie er unter seiner Position auch zu leiden habe, klagte er. Seit Jahren dürfe er sich nicht mehr fortbewegen, sei schon lange nicht mehr sein eigener Herr und müsse alles in seinem Leben vernachlässigen: seine liebe Frau, seine Praxis am Kurfürstendamm, die Fabrikationen und Forschungslabors in Olmütz und Hamburg. Selbst als sein Bruder starb, sollte Morell nicht einmal zur Beerdigung fahren dürfen, so unabkömmlich war er mittlerweile. Aussere Gefahren wurden von Hitler als Hinderungsgründe vorgeschoben: «Nach Mitteilung des Todes meines Bruders war der F. sehr bekümmert wegen meiner Reise, da der Westen sehr gefährdet sei. Ich machte Vorschläge für Flugzeug (dies gehe nicht, da stets eine Unmenge feindl. Jäger unterwegs seien), Auto

(so lange Fahrten würde ich nicht vertragen, trotz meiner gegenteiligen Versicherung), Bahn (könne man nur bedingt benützen, da Fahrzeiten wegen Angriffen sehr unsicher).»³⁶⁹

Den Ersatz, den Morell für die kurze Zeit seiner Abwesenheit vorschlug, SS-Arzt Dr. Stumpfegger, lehnte Hitler ab und argwöhnte, dass der «vielleicht nicht so gut injiziere». Oder war der Grund womöglich, dass Stumpfegger das Geheimnis des «x» nicht kannte? Als der Leibarzt auf einem letzten Restchen an Privat- und eigenem Familienleben bestand und trotz aller Versuche, ihn in der Wolfsschanze zu halten, zur Trauerfeier seines Bruders reiste sowie auf der Rückfahrt noch kurz bei seiner Frau in Berlin vorbeischaute, stellte Hitler ihm einen Leibwächter vom Reichs – Sicherheitsdienst an die Seite und zeigte sich nach der Rückkehr seines Doktors ungehalten wie selten: «15:30 Uhr beim Führer: Patient unfreundlich, keine Fragen. (...) Grosse Abfuhr.»³⁷⁰ Rasch holte Morell das Besteck heraus, schnaufte noch einmal durch, wischte sich mit dem Taschentuch die Schweißperlen von der Stirn und stach die Platinnadelspitze in den Unterarm seines Patienten ein: «Traubenzucker i.v. plus Vitamultin forte, Glyconorm, Tonophosphan.» Hitler legte die linke Hand auf das Koppelschloss und atmete geräuschvoll aus, rundete seine Schultern nach vorn und verzog die schmalen, eingekniffenen Lippen, was seinen Mund noch kleiner machte. Dann entspannte sich sein Gesicht, und mit geübten Bewegungen massierte Morell die verschluckte Luft aus Hitlers Bauch nach oben weg. Schon verstanden sie sich wieder.

DER REISSVERSCHLUSS

Während die Rote Armee im November 1944 immer weitere Ortschaften in Ostpreussen eroberte, zeigten sich Hitlers Adern so lädiert, dass selbst der Spritzenexperte Morell sie kaum mehr penetrieren konnte. Die allzu häufig perforierte Venenhaut entzündete, vernarbte, verfärbte sich bräunlich. Morell musste innehalten: «Von Injektionen sah ich heute ab, damit die seitherigen Stichstellen gut abheilen. Linke Armbeuge gut, rechte zeigt noch rote Pünktchen (aber ohne Eiterpusteln), wo Einstiche waren. F. meint, dass dies früher nicht der Fall gewesen sei.»³⁷¹

Es krachte regelrecht, wenn Morell in diesen Wochen einstiess. Jeder Durchstich verursachte eine neue Wunde, die sich an die vorige anschloss, und es entstand eine längliche, wachsende Kruste, der charakteristische «Reissverschluss» der Bahnhofsjunkies, wenn ein Einstich sich an den nächsten reiht und sich eine unschöne Linie bildet. Selbst Hitler wurde allmählich nervös und machte sich Sorgen, was die Injektionsinflation mit ihm anrichtete: «Beim intravenösen Einstich glaubte der Führer, ich reibe die Stelle nicht genügend lang mit Alkohol ein (ich täte dies immer zu kurz), und deshalb bekäme er in der letzten Zeit an der Einstichstelle oft ein kleines rotes Pustelchen.» Doch Morell hatte eine andere Erklärung für die Beschwerden parat: «Blut durch das monatelange Bunkersitzen ohne Tageslicht und -lüft sauerstoffarm und venös, wie sich beim Abstauen des Armes zeigt, und hierdurch nicht genügend gerinnungsfähig und die Einstichstelle rot bleibend.» Hitler blieb misstrauisch: «Führer führt dies trotzdem auf Bakterien zurück und meint, vielleicht bekäme er überhaupt durch die Injektionen Bakterien in den Körper.»³⁷²

Notgedrungen wollte Morell eine Weile mit der Spritzenorgie aussetzen. Aber Hitler wischte letztlich alle Bedenken beiseite, seine autoaggressiven Züge kamen jetzt voll zur Geltung.

Trotz der Unannehmlichkeiten, die ihm die zahllosen Penetrationen verursachten, hörte er nicht auf, danach zu verlangen, und empfing seinen Leibarzt mit den Worten, er brauche keine Behandlung, sondern umgehend eine Injektion: «Morgens 6 Uhr: Ich solle sofort zum Patienten kommen. (...) In zwanzig Minuten dort. Führer hatte durchgearbeitet und eine sehr schwere Entscheidung zu treffen, bei der er sich innerlich stark aufgereggt hatte. Die Aufregung hatte sich immer mehr potenziert, bis schliesslich ganz plötzlich wie immer bei grossen Aufregungen der Krampf eingetreten sei. Untersuchung wollte er keine, da diese den Schmerz nur erhöhe. Schnell machte ich eine kombinierte Eupaverin-Eukodal Inj. zurecht u. injizierte intravenös, was durch die vielen Einstiche der letzten Zeit recht schwer war; machte daher erneut darauf aufmerksam, dass wir die Venen eine Zeitlang schonen müssten. Da ich bei der Injektion ein Mal absetzen musste, trat dann noch während dem Injizieren die Entspannung ein, und der Schmerz war weg. Der F. war sehr glücklich darüber und presste mir dankbar die Hand.»³⁷³

Zwanzig Minuten zwischen Anruf und Applikation: Von einem derart effizienten Dealer mag jeder Rauschgiftsüchtige nur träumen. Tatsächlich wusste Hitler die andauernde Verfügbarkeit seines Leibarztes zu schätzen und stellte beispielsweise am 31. Oktober 1944 lobend fest, dass er durch das «schnelle Eingreifen gestern Morgen eine Sofortherstellung hatte». Morell sprach ihm daraufhin beruhigend zu: «Wenn wieder einmal ein solcher Zustand käme, möchte er doch wieder sofort rufen, auch wenn es in der Nacht wäre. (...) Die grösste Befriedigung würde er mir geben, ihm helfen zu können.»³⁷⁴

Häufig griff Patient A in diesen letzten Wochen in der Wolfsschanze auf seinen 24-Stunden-Zimmerservice selbst für die härtesten Substanzen zurück und klingelte Morell auch nach Mitternacht, schamlos irgendwelche Wehwehchen oder nervlichen Belastungen anführend, her-

aus. Während eine Ordonnanz nach der Injektion die Arzttasche in die Drohnenbaracke zurücktrug, wartete der Leibarzt bei seinem Patienten, bis die Wirkung einsetzte. Als am 8. November 1944 Hitler das High nicht stark genug war, legte Morell grosszügig nach: «Mittwoch 0:30 h: Plötzlich gerufen worden. Ganz plötzlich hat der Führer starke Gasauftreibung des Leibes bekommen. Wie er mir sagte, hätte er momentan die grössten Entscheidungen seines Lebens zu fällen und kommt dadurch in immer grössere Nervenanspannungen. Eukodal-Eupaverin intravenös behebt anfangs die Schmerzen und den Spasmus nur zum Teil. Auf die Bitte, noch eine halbe Spritze nachzugeben, lasse ich die Tasche zurückholen und sehe, dass ich nur 0,01 Eukodal gespritzt habe statt 0,02. Nach nochmaliger Injektion von 0,01 Eukodal intravenös setzte sofort Aufhören der Schmerzen und des Krampfes ein. Der Führer bedankte sich vielmals für diese sofortige Hilfe und war nun vollauf glücklich.»³⁷⁵

Ein Junkie merkt sofort, wenn er nicht die volle Ladung erhalten hat. Ein Junkie kennt nichts anderes mehr ausser der Sehnsucht nach dem nächsten, ihn vollständig befriedigenden Schuss; jeder andere Aspekt der Existenz tritt dabei in den Hintergrund, ganz egal, ob es Tag ist oder mitten in der Nacht. In diesen Monaten nach dem Attentat, als Hitlers Drogenkonsum Rekordwerte erreichte, verlor der Diktator endgültig die biochemische Balance – und seine Gesundheit. Stauffenberg hatte ihn zwar nicht getötet, dafür aber indirekt zum Rauschgiftsüchtigen gemacht. Hitler degenerierte. Sein Gesicht verfärbte sich ocker, die Lider hingen, das Zittern der Glieder nahm noch mehr zu, die Konzentrationsfähigkeit deutlich ab. Sein zweiter Chirurg Hasselbach, der Morells Behandlungen despektierlich als «Zauber» bezeichnete³⁷⁶, skizzierte nach dem Krieg die gesundheitliche Entwicklung bei seiner Vernehmung durch die Alliierten so: Bis 1940 habe Hitler viel jünger ausgesehen, als er in Wirklichkeit war, danach sei er jedoch ziemlich rasch

gealtert. Noch bis 1943 habe sein Äusseres seinem Alter entsprochen, während später sein rapider körperlicher Verfall offensichtlich geworden sei.

Fakt ist: Eukodal, dessen Einsatz 1943 begann, das aber vor allem zwischen September und Dezember 1944 so häufig injiziert wurde, dass man die Möglichkeit einer körperlichen Abhängigkeit mit einbeziehen muss, lässt sich das gespritzte Glück mit unangenehmen Nebenwirkungen bezahlen. Schlafstörungen sind die Folge, Tremor, Verstopfung. Hitler litt unter all diesen. Sobald das High abebbte, reagierte sein Verdauungstrakt mit «spastischer Obstipation», er hatte «keine Entleerung, quälende Winde».³⁷⁷ Nachts lag er mit geöffneten Augen im Bett: «Ich kann dann nicht einschlafen, (...) ich sehe im Dunkeln dauernd die Generalstabskarten vor mir, und mein Gehirn arbeitet weiter, und es braucht Stunden, bis ich davon loskomme.»³⁷⁸ Zwar behauptete er, einzig und allein deshalb nicht zur Ruhe zu kommen, weil britische Bomber über dem Reichsgebiet flögen, doch waren es wohl eher die Drogen, die ihn wach hielten. Morell musste, um den benötigten Schlaf zu erzwingen, barbiturathaltige Betäubungsmittel wie Luminal oder Quadro-Nox verabreichen; die Spirale drehte sich immer weiter.

Wohl als Folge der häufigen Eukodalgaben funktionierte Hitlers Verdauung kaum noch, und er war, was seine Darmbeschwerden betraf, wieder da angelangt, wo Morell 1936 mit der Behandlung durch Mutaflor begonnen hatte. Patient A verstopfte chronisch, setzte sich für verordnete Kamilleneinläufe «auf das Klosett. Ich musste draussen bleiben (er schloss sogar ab)», doch es nützte nichts: «Die Flüssigkeit bliebe nicht drinnen, sondern er müsse sie sofort herausdrücken (leider!) ... Führer soll versuchen zu schlafen (ohne Mittel!).»³⁷⁹ Die einfachsten Körperfunktionen wuchsen sich zu mühsamen physiologischen Operationen aus, die von Morell so gewissenhaft notiert wurden, als seien es

Vorgänge an den Fronten, wie sie das Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht beschrieb: «Von 16 bis 18 Uhr vier Entleerungen, wovon zwei schwächer und zwei sehr stark waren. Bei der zweiten nach Abgang eines Pfropfens explosionsartige wässrige Entleerung. Die dritte und vierte waren sehr stark stinkend und ganz besonders die vierte (wohl zuvor sich zersetzende Ballen zurückgeblieben und Ursache von Gasen und toxischen Stoffbildungen geworden). Verhältnismässig stärkeres Wohlbefinden und Änderung des Gesichtsausdrucks. Er habe mich nur rufen lassen, um mir gleich die freudevolle Mitteilung der Wirkung zu machen.»

DIE SCHULDFRAGE

Am 21. November 1944 gab es zum Mittagessen Reisschleimsuppe und gebratene Selleriescheiben mit Kartoffelbrei, danach wurde die Wolfschanze zugemacht. Gerade einmal dreizehn Tage hatte Hitler in seinem neuen Superbunker gehaust, aber die Russen standen zu nahe, es musste evakuiert werden, und ein schaukelnder Käfig, dessen Fenster immer wieder verdunkelt wurden, wenn es an Bombenschäden und zu viel Realität vorbeiging, rollte in Richtung Reichshauptstadt. Es war der Führer-Sonderzug *Brandenburg*, und die Bahnhöfe, die er durchfuhr, wurden vorher von Menschen geleert. Da Hitler sich keinerlei Chancen mehr gegen Stalins Rote Armee ausrechnete, hatte er den Osten aufgegeben und plante nun seine zweite, im September auf Kokain ersonnene Ardennenoffensive, um vielleicht irgendwie das Blitzkrieg-Wunder vom Frühjahr 1940 zu wiederholen und das Ruder wenigstens im Westen noch herumzuwerfen, dort in letzter Minute einen Separatfrieden abzuschliessen.

Ankunft in Berlin-Grünwald war morgens um 5.20 Uhr. Alles lief unter strengster Geheimhaltung ab. Der Stenograf notierte: *Schweige-*

pflicht! Hitler, der aufgrund eines Stimmbandknötchens Angst hatte, seine Stimme zu verlieren, sprach ohnehin nur noch im Flüsterston. Seine Augen fixierten die Umwelt nicht mehr, sondern stierten auf imaginäre Punkte. Immer wieder saugte er gierig Sauerstoff aus einem kleinen tragbaren Heeres-Sauerstoffgerät, das Morell für die Reise besorgt hatte. Selten war Hitlers Laune finsterer, grimmiger gewesen. Jeder wusste: Der Plan, die Riesenstreitmacht der Amerikaner und Briten zurückzuwerfen, war illusionär, doch der Oberbefehlshaber tat gewohnt siegesgewiss. In Wahrheit war er «durch die grossen Aufregungen, (...) die starken Gasbauch und Anfälle auslösen», derart gefangen, dass ihm nur noch das Eukodal half.³⁸⁰ Einen Tag später erhielt er ausserdem 0,01 Gramm Morphin. Zwei Tage danach, am 24. November 1944, notierte Morell: «Ich hielt Injektion nicht für nötig. Führer will aber zur schnelleren Stärkung welche haben.»³⁸¹ Auch drei Tage später «will der Führer wegen anstrengender bevorstehender Arbeit Injektionen haben».³⁸²

Doch wie stand es bei dem ausufernden Mischkonsum mit den Auswirkungen auf Hitlers Intellekt, seinen Geist? blieb der Diktator zu rechnungsfähig? Der Philosoph Walter Benjamin, der eine Dekade zuvor mit Eukodal experimentiert hatte (oral, was die Suchtwirkung erheblich mindert), meint zum psychologischen Effekt des halbsynthetischen Opiats: «Vielleicht ist es keine Selbsttäuschung zu sagen, dass man in diesem Zustand eine Abneigung gegen den freien sozusagen uranischen Luftraum bekommt, der den Gedanken des *Draussen* beinahe zur Qual werden lässt. Es ist (...) ein dichtes, sich Eingewebt-, sich Eingesponnenhaben, ein Spinnennetz, in dem das Weltgeschehen verstreut wie ausgesogene Insektenleiber herumhängt. Von dieser Höhle will man sich nicht trennen. Hier bilden sich auch Rudimente eines unfreundlichen Verhaltens gegen die Anwesenden, Angst, dass sie einen stören, herauszerren könnten.»³⁸³

Der wissenschaftliche Autor und Chemiker Hermann Römpp schreibt, dauernder Opiatmissbrauch wirke sich in einer «Schädigung des Charakters und der Willensleistung aus. (...) Die geistige Schöpferkraft wird beeinträchtigt, ohne dass es zu einem eigentlichen Verlust des früheren geistigen Besitztums kommt. Selbst hochstehende Menschen schrecken vor Betrug und Schwindelei nicht zurück.» Zudem komme es zu Verfolgungswahn und krankhaftem Misstrauen gegen die Umgebung.³⁸⁴

Tatsächlich hatte Hitlers Bunkermentalität für den aussichtslosen Endkampf in Eukodal die passende Endzeitdroge entdeckt. Die ohnehin bei ihm angelegte Gefühllosigkeit, sein starres Weltbild, die Neigung zum Fantastischen und das skrupellose Überschreiten jeglicher Grenzen – all das wurde durch das Opioid, das im finalen Quartal 1944 so häufig zum Einsatz kam, auf unheilvolle Weise unterstützt. Das starke Betäubungsmittel radierte in dieser Zeit, in der im Westen wie im Osten die Alliierten ins Reich eindrangten, jeden Zweifel am Sieg, jedes Mitempfinden auch gegenüber den zivilen Opfern aus und machte ihn noch gefühlloser gegen sich selbst und die Aussenwelt.

Auf diesem Schmerzstiller und Betäuber schien der Führer ganz bei sich: Das war der wahre Hitler, und so war er auch früher schon gewesen. Denn seine Ansichten und Pläne, die Überschätzung der eigenen Bedeutung und das Verkennen des Gegners standen alle schon festgeschrieben in seiner 1925 veröffentlichten Programmschrift «Mein Kampf». Die Opioidsucht zementierte nur eine ohnehin bestehende Verhärtung, den Hang zur delegierten, nie selbst ausgeführten Gewalt, und trug dazu bei, dass er in der letzten Phase des Krieges und des Genozids an den Juden nie an ein Einlenken dachte.

Die Ziele und Motive, die ideologische Wahnwelt, all das war also nicht das Resultat der Drogen, sondern bereits viel früher festgelegt. Auch mordete Hitler nicht aufgrund einer Umnebelung, im Gegenteil,

er blieb zurechnungsfähig bis zum Schluss. Der Konsum schränkte seine Entscheidungsfreiheit keineswegs ein. Hitler blieb stets Herr seiner Sinne, wusste genau, was er tat, handelte kaltblütig und bei wachem Verstand. Innerhalb seines von Anfang an auf Rausch und Realitätsflucht basierenden Systems agierte er folgerichtig bis zum Ende, furchtbar konsequent und keineswegs verrückt. Ein klassischer Fall von *actio libera in causa*: Er konnte noch so viele Drogen nehmen, um sich weiterhin in dem Zustand zu halten, in dem er seine Taten begehen konnte: Es mindert nicht seine monströse Schuld.

TEIL IV

SPÄTE EXZESSE – BLUT UND DROGEN (1944-1945)

«Die böse Wunde, wie sie heilen?»³⁸⁵

Richard Wagner

Im zweiten Halbjahr 1944 gab es für Hitlers Soldaten so gut wie keine Erfolge mehr. Paris fiel Ende August an die Alliierten zurück, am 23. August musste die Wehrmacht aus Griechenland weichen und war in ganz Südosteuropa auf dem Rückzug. Am 11. September überschritten amerikanische Truppen die Reichsgrenze bei Trier. An allen Fronten stand die ausgeblutete, abgezehrte, niedergekämpfte deutsche Truppe auf verlorenem Posten. Pervitin half jetzt nur noch zum schieren Durchhalten und bei der Flucht. Ein Panzerkommandant berichtete lakonisch: «Wir fahren so lange ohne anzuhalten, bis wir aus Russland heraus sind. Wir lösen uns alle 100 Kilometer ab, schlucken Pervitin und halten zum Tanken.»³⁸⁶

Wie eine Studie zeigt, leiden zwei Drittel derjenigen, die Crystal Meth exzessiv konsumieren, nach drei Jahren an Psychosen.³⁸⁷ Da es sich bei Pervitin und Crystal Meth um denselben Wirkstoff handelt und zahllose Soldaten das Mittel seit dem Überfall auf Polen, dem Blitzkrieg gegen Frankreich oder spätestens dem Angriff auf die Sowjetunion mehr oder minder regelmässig nahmen, muss von massenhaften psychotischen Nebenwirkungen für die finalen Kriegsmonate ausgegangen werden, ebenso vom Bedürfnis, die Dosierungen ständig zu erhöhen, um noch einen spürbaren Effekt zu erreichen.³⁸⁸

So ist es kein Wunder, dass auch 1944 das Pervitinfieber grassierte. Ein Brief der Temmler-Werke an den Generalkommissar für das Sanitäts- und Gesundheitswesen beweist: Selbst wenige Monate vor Kriegsende bat die Firma um Zuteilung der Rohstoffe Ephedrin, Chloroform und Salzsäuregas für die Produktion von Pervitinsubstanz. Vier Millionen Tabletten sollten damit «für Rüstung und Krieg» gepresst werden.³⁸⁹ Die Werkstätten waren kriegsbedingt ins südwestdeutsche Fachwerkstädtchen Meisenheim ausgelagert worden, ausgerechnet in eine Brauerei, wo eine Zeit lang die beiden Lieblingsdrogen der Kriegsgesunden unter einem Dach hergestellt wurden: Bier und Meth.³⁹⁰

Auch die Luftwaffe liess nicht von den leistungssteigernden Mitteln ab; eine ärztlich-wissenschaftliche Dienstbesprechung im Juli 1944 beschäftigte sich mit nichts anderem.³⁹¹ Ebenso nutzte der Sanitätsdienst des Heeres das Pervitin – und zwar für den Verwundetentransport. Im November 1944 stellten die Chefarzte der Lazarettzüge der Heeresgruppe A Versuche an, in denen sie die Wirkung von Morphin mit der Wirkung eines Morphin-Pervitin-Cocktails verglichen.³⁹² Es stellte sich heraus, selbst Schwerverwundete konnten, wenn sie zusätzlich zur Opiatinjektion zwei Tabletten Pervitin bekamen, bei «guter Stimmungslage» gehalten werden: Das Lebensgefühl verbesserte sich ebenso, wie der Gesundungswille gestärkt wurde – was eine spätere Wiederverwendung wahrscheinlicher machte.

Doch viele Soldaten wollten gar nicht wiederverwendet werden. Sie waren erschöpft, runtergekommen, brauchten immer längere Regenerationsphasen. Nur noch hohl tönten für viele die Propagandasprüche vom Kämpfen bis zur letzten Patrone. Von Eifer war keine Rede mehr, die Stimmung vollkommen niedergedrückt.³⁹³ Ein Innehalten gab es aber nicht. Ein typischer Tagesbefehl von Generalfeldmarschall Gerd von Rundstedt endete damit, dass das Gebot der Stunde laute, rücksichtslos vorwärtszugehen.

In einer Weisung des Oberkommandos hiess es: «Überbelastungen und Verluste sind möglich. Sie können das ärztliche Gewissen nicht belasten. Die Lage fordert jeden Einsatz.»³⁹⁴ Natürlich auch jeden chemischen.

Als die Ideologie längst nicht mehr griff, weil der Führung ausser der immer schaler klingenden Formel vom «Endsieg» nichts Neues mehr einfiel, um ihre Soldaten zu motivieren, beschloss die Wehrmacht, neue Präparate zu entwickeln, die derart zwingend an den Rezeptoren im zentralen Nervensystem andocken, dass selbst Totgesagte sich wieder aufrappeln würden, um noch zu Siegern auf dem Schlachtfeld zu mutieren. So überspannt es klingt: Parallel zu den angestrengten Versuchen, eine Wunderwaffe zu entwickeln, lief in dieser verlustreichen Endphase, in der nach jedem Strohhalm gegriffen wurde, auch die Suche nach einer Wunderdroge, die auf chemischem Weg das Blatt noch einmal wenden sollte, auf Hochtouren an.

ORTSTERMIN: SANITÄTSAKADEMIE DER BUNDESWEHR, MÜNCHEN

In einer ehemaligen SS-Kaserne hat die Bundeswehr ihre Sanitätsakademie untergebracht, das zeitgenössische Äquivalent zur untergegangenen Militärärztlichen Akademie in Berlin, wo Professor Ranke Ende der Dreissigerjahre die Pervitinversuche an Offiziersanwärtern unternahm. Statt dem fragwürdigen Meth-Pusher der Wehrmacht steht mir der freundliche Dr. Volker Hartmann gegenüber, seines Zeichens Abteilungsleiter Lehre Gesundheitsversorgung. Vorbei an einem Panzer mit Rotkreuzzeichen und einem abgestellten Sanitätshelikopter führt er mich über das riesige Militärgelände. GEFÄHRDUNGSSTUFE ALPHA verkündet ein Schild. Hartmann beruhigt mich: «Alles im grünen

Bereich» bedeute das. Dazu passend erläutert er mir seine ganz eigene Vision von einer zukünftigen Bundeswehr, denn Hartmann plädiert für ausschliesslich humanitäre Einsätze, ohne Waffen: «Die Deutschen können sowieso nicht mehr richtig kämpfen – und vielleicht sollten sie das auch nicht. Unsere Stärken liegen woanders», begründet er seinen Ansatz «*Wir. Helfen. Menschen* ist doch eine gute Ergänzung zu *Wir. Dienen. Deutschland.*»

Hartmann jedenfalls diene schon so gut wie überall: als Schiffsarzt auf der Gorch Fock, auf einer Fregatte vor der Küste des Libanon, auf einem Einsatzgruppenversorger am Horn von Afrika, im indonesischen Banda Aceh bei der Tsunamihilfe der Bundeswehr, im Kosovo und in Afghanistan. Im dortigen Mazar-e Sharif war er 2012 als Kommandeur des Sanitätseinsatzverbandes für den Sanitätsdienst der Deutschen in der gesamten Region verantwortlich. Als ein Kompaniechef für seine Truppe das Aufputzmittel Modafinil für mögliche Kampfeinsätze gegen die Taliban anforderte, untersagte Hartmann die Ausgabe. Modafinil gehört der Gruppe der psychostimulierenden Medikamente an, sein genauer Wirkmechanismus ist bis heute nicht bekannt. Im Sport ist der Stoff als Dopingmittel verboten; Schüler und Studenten verwenden ihn mitunter als Smart Drug, um die Konzentrations- und Leistungsfähigkeit zu steigern. «Mögliche süchtige Soldaten wollte ich nicht verantworten, ganz abgesehen von der ethischen und politischen Bedeutung», erklärt er seine Entscheidung, «ich liess alles einziehen.»

Militär und Drogen sind ein Feld, das Hartmann seit vielen Jahren beackert. Er war es auch, der die Versuche der deutschen Marine offenlegte, in der Endphase des Zweiten Weltkrieges eine Wunderdroge zu entwickeln. Die Geschichte erzählt er abends, in geografisch-historisch angemessenem Kontext, als wir uns auf seinen Vorschlag hin am Münchner Odeonsplatz zum zweiten Mal treffen, just an jener Stelle

neben der Feldherrnhalle, wo die NSDAP am 9. November 1923 nach einer durchsoffenen Nacht im Bürgerbräukeller mit einer Menge Restalkohol im Blut bei ihrem Putschversuch scheiterte. Heuer ist es Ende September, ein lauer Abend. Um uns herum toben die Ausläufer des Wiesn-Spektakels: viele Menschen in Trachten, Bier Seligkeit überall. Die passende Stimmung, um über Geschichte, Gewalt und Genussmittel zu reden.

«Beim Hitler-Putsch stand die bayerische Polizei da vorne und schoss», zeigt Hartmann. «Einer der ersten Nazis, der tödlich getroffen wurde, war bei Hitler untergehakt und riss ihn mit zu Boden. Gleichzeitig wurde Hitlers Leibwächter von Kugeln durchsiebt und stürzte auf diesen drauf. Mehr als ein Dutzend der Umstürzler waren sofort tot, ebenso vier Polizisten und ein Passant. Die Schaulustigen stoben auseinander, es war das reinste Chaos. Hitler rappelte sich auf und flüchtete, kaum verletzt. Manchmal sind es Zufälle, die die Geschichte bestimmen.»

Wir setzen uns in die nahe gelegene *Pfalzer Residenz Weinstube*, an deren Fassade eine Gedenktafel für die vier getöteten bayerischen Landespolizisten hängt – die ersten Opfer der Nazis. Drinnen bestellen wir Weissweinschorle – was zu dieser fünften Münchner Jahreszeit des Oktoberfestes, in der noch eindeutiger als sonst der Gerstensaft regiert, fast ketzerisch scheint. Jetzt kommt Hartmann auf das eigentliche Thema zu sprechen. Es ist eine Geschichte, die endgültig aufräumt mit dem immer einmal wieder aufflackernden Mythos von der Sauberkeit der Wehrmacht. Eine schmutzige Geschichte über die sich gern so proper gebende Marine, das angebliche Aushängeschild, was moralische Integrität betrifft.

DIE SUCHE NACH DER WUNDERDROGE

«The real war will never get in the books.»³⁹⁵ Walt Whitman

Bei der deutschen Kriegsmarine gab es einen hohen Offizier mit dem lautmalersichen Namen Heye, Vorname Hellmuth. In den Fünfzigerjahren zog er für die CDU in den Bundestag ein, doch am 16. März 1944 wollte er noch den Zweiten Weltkrieg gewinnen und sass mit zwei Kollegen in einem Besprechungsraum in Kiel. Heye war Kommandierender Admiral der sogenannten Kleinkampfverbände und dem Oberbefehlshaber der Marine Karl Dönitz (der im Mai 1945 Hitlers Nachfolger wurde) direkt unterstellt. Die Lage auf See sah nicht gut aus für die «kaiserliche Marine», wie man sich im Unterschied zur «nationalsozialistischen Luftwaffe» gern selbst titulierte. Die Schlacht im Atlantik war verloren. Aufgrund des nicht für möglich gehaltenen britischen Einbruchs in den Funkschlüssel, der alliierten Luftüberlegenheit und daraus resultierender schwerer Verluste sowie Fehlplanungen in der Rüstungswirtschaft musste der U-Boot-Krieg eingestellt werden. Seitdem brachten die Alliierten ungestört Nachschub von Amerika nach England und bereiteten die Invasion in der Normandie vor. Nicht weniger als dies sollte Heye im Frühjahr 1944 durch seine neuen Verbände verhindern.

Hitler bejubelte die in der Entwicklung befindlichen «Kleinkampfmittel» als reale Chance, die Landung der Amerikaner noch zu stoppen: «Wenn ich die habe, kann ich die Invasion ab wehren.»³⁹⁶ Bereits während einer Rüstungskonferenz Anfang Januar 1944 in der Wolfsschanze im Beisein von Rüstungsminister Speer und SS-Chef Himmler sowie mehrerer Feldmarschälle hatte Hitler die beschleunigte Herstellung der vermeintlichen Wunderwaffen gefordert, in die er so grosse



Admiral Heye setzte auf «D IX», eine Kombination aus Kokain, Pervitin und Eukodal.

Hoffnungen legte. Mit neuartigen Zwei-Mann-Tauchbooten, Klein-U-Booten, Sprengbooten und Ein-Mann-Torpedos sollte die riesige feindliche Übermacht per Nadelstichtaktik angegriffen, versenkt oder zumindest entnervt und zum Rückzug gezwungen werden. Es war David gegen Goliath, wenn auch weniger biblisch: Die «K-Verbände» galten als die bunten Hunde der Marine. Ihre Spezialeinsätze würden auf den Überraschungseffekt bauen – und vor allem darauf, dass sie nicht entdeckt oder geortet wurden. Zielvorgabe war es, sich an die feindlichen Dickschiffe ranzuschleichen, Torpedo raus, *Angriff*. Dafür galt es, mehrere Tage und Nächte lang ununterbrochen und ohne zu schlafen unter Wasser zu bleiben – also deutlich länger, als es das Weckmittel Pervitin, das allen Erfahrungswerten nach bei hoher Dosierung bis zu achtundvierzig Stunden wach hielt, erlaubte. Eine besondere seemännische Ausbildung war für diese lebensgefährlichen Einsätze nicht vorgesehen. Dafür neue Drogen, die alles Dagewesene zu übertreffen hatten.

Wenn es in diesem Weltkrieg eine letzte Viertelstunde gab, in der es durchzuhalten galt, nun hatte sie geschlagen. Fieberhaft suchte Heye im Frühjahr 1944 ein «schnell verfügbares Medikament, das den Soldaten, der sich über die normale Zeit hinaus als Einzelkämpfer im Einsatz befindet und nicht in der Lage ist zu schlafen, wach und einsatzfähig hält». Ausserdem sollte die Droge «das Selbstgefühl des Soldaten heben und seine Kraftreserven mobilisieren».³⁹⁷ Doch wer konnte einen solchen Wunder Stoff entwickeln?

Prof. Dr. Gerhard Orzechowski, Marinestabsarzt und Chefpharmakologe des Sanitätsamtes beim Marineoberkommando Ostsee, war im zivilen Leben Professor für Pharmakologie an der Kieler Universität. Während der deutschen Besetzung Frankreichs arbeitete er im Marineärztlichen Forschungsinstitut für U-Boot-Medizin im bretonischen Carnac und hatte sich dort mit leistungssteigernden Mitteln befasst.³⁹⁸ Der bebrillte Wissenschaftler schien der richtige Mann, wenn es um den



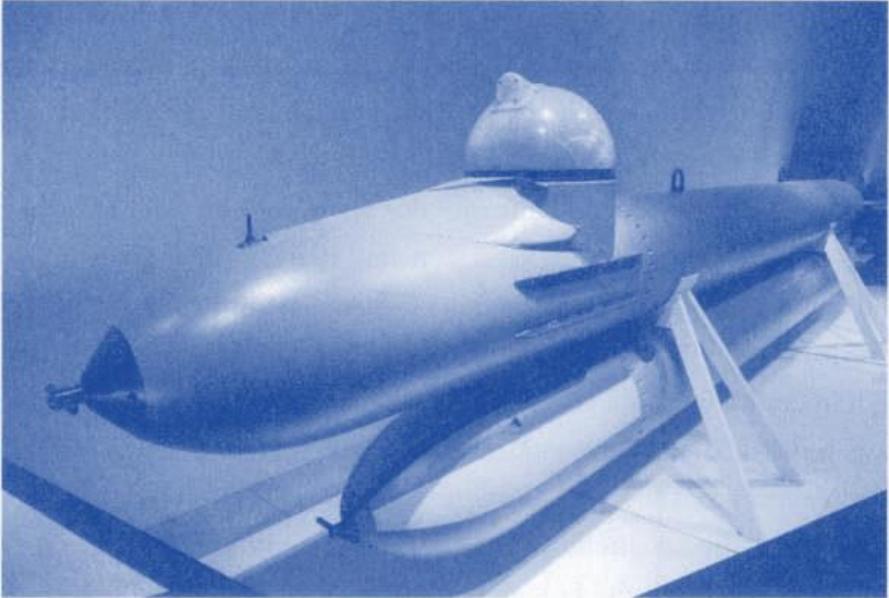
Drogendesigner Orzechowski: «Den Mann zum Raubtier machen»

Versuch ging, die letzten Reserven aus der abgekämpften Truppe herauszupressen, die Kleinkämpfer aufzuputzen und den Endsieg mithilfe der Pharmakologie zu erzwingen. Orzechowskis explizites Ziel lautete: durch die Chemie «den Mann zum Raubtier machen».³⁹⁹

Eine solche Herangehensweise war ganz in Heyes Sinn, der die Ein-Mann-Kampfboote Modell *Neger* (eine Verballhornung des Namens ihres Entwicklers Richard Mohr) zum Einsatz bringen wollte. Ihre Form entsprach der zweier übereinander angeordneter Torpedos, wobei der untere die Waffe selbst war. Im oberen befanden sich Steuersitz und Cockpit des Fahrers, den eine wasserdichte Plexiglaskuppel schützte: ein Ritt auf der Bombe. Über ein einfaches Kimme-Korn-Visier konnte die Kombination aus Trägertorpedo und scharfem Torpedo auf ein Ziel ausgerichtet werden; bei guter Sicht löste der Fahrer per Fussraste aus. Dann fuhr er um sein Leben in Richtung rettenden Hafen zurück – ein ungewisses Unterfangen angesichts des Scheibenschiessens der US-Jagdbomber auf die über Wasser liegenden Plexiglashauben.

Orzechowski schlug für diese Himmelfahrtskommandos zehn verschiedene Kombinationspräparate unter den Abkürzungen *D I* bis *D X* vor: Droge 1 bis Droge 10. Sie bestanden zu unterschiedlichen Mengen aus Eukodal, Kokain, Pervitin und Dicodid, einem halbsynthetischen Morphinderivat, das in seiner Wirkweise mit dem Codein verwandt, aber wesentlich potenter ist. Es waren die stärksten bekannten Substanzen der Welt, bunt zusammengewürfelt – ein Zeichen dafür, wie lax auch bei der Marine mit Rauschmitteln umgegangen wurde. Und wie verzweifelt die Lage war.

Am 17. März 1944 stellte die Apotheke des Marinelazarets Kiel von jeder der zehn Kreationen je fünf Tabletten her; einen Tag später probierten fünfzig Soldaten des Ausbildungslagers *Blaukoppel* sie aus. Alles musste schnell gehen, seriöse Tests über die komplexen Wechselwirkungen der einzelnen Inhaltsstoffe fanden aus Zeitgründen nicht statt. *D IX* machte das willkürliche Rennen, eine Mixtur aus fünf Milli-



Einsatz nur auf starken Drogen: das Ein-Mann-Kampfboot *Neger*

gramm Kokain und drei Milligramm Methamphetamin. Eine heftige Kombination, die möglicherweise auch Hitler goutiert hätte. Der Sanitätschef der Kriegsmarine, Admiralstabsarzt Dr. Greul, musste DIX noch abnicken, da Kokain in Pulverform nicht verschrieben werden durfte. Heye gab ebenfalls grünes Licht. Flugs stellte der Sanitätsdienst fünfhundert Tabletten für den *Biber*, ein Kleinst-U-Boot mit zwei angehängten Torpedos, sowie für den *Neger* bereit.

Trotz strengster Geheimhaltung hatte sich die Suche nach der Hammerdroge mittlerweile herumgesprochen – und zwar bis zur SS. Auch dort setzte man verstärkt auf Spezialkommandos von Elitekämpfern und interessierte sich für die Erkenntnisse der Kriegskollegen bei ihren Sondereinheiten. Eine Zusammenarbeit bahnte sich an, von der nach dem Krieg die Angehörigen der Marine nichts mehr wissen wollten. Ausgerechnet der für seine Skrupellosigkeit berühmte Obersturm-

bannführer Otto Skorzeny, Leiter der SS-Geheimoperationen und von den westlichen Diensten (in Überschätzung seiner tatsächlichen Fähigkeiten) zeitweilig als gefährlichster Mann Europas bezeichnet, traf am 30. März 1944 in Kiel bei Heyes Kommando ein. Seit er im September 1943 bei der Entführung des festgesetzten Mussolini beteiligt gewesen war, unterstützten ihn Hitler wie Himmler bei all seinen klandestinen Vorhaben. Offiziell wollte sich der Mann mit der auffälligen Narbe im Gesicht nur die neuen Waffen der Kleinkampfverbände vorführen lassen, doch vor allem war er, der aus seinem harten Drogenkonsum nie einen Hehl machte, wegen Orzechowskis D IX gekommen. Eintausend Tabletten sackte er gleich ein, um sie «in besonderem Einsatz» zu testen.⁴⁰⁰ Eine Verbindung entstand, die Folgen haben sollte.

Doch wie wirkte nun D IX? «Bei allen traten binnen einer Stunde nach der Einnahme von 1-2 Tabletten unangenehme Störungen auf» heisst es in einem der wenigen überlieferten Berichte. «Denjenigen, die vorher frisch und ausgeruht waren, zitterten die Hände während einer kurzdauernden Euphorie, und die schon vorher Ermüdeten klagten über weiche Knie und ein Ziehen in den Muskeln. In der Vollwirkzeit des D IX trat eine allmähliche Lähmung des Zentralnervensystems ein, die wünschenswerte Euphorie liess sofort nach, Entschlusskraft und Intellekt wurden gehemmt, Energien beeinträchtigt, die Kritikfähigkeit herabgesetzt, profusen Schweissausbrüchen folgten Katergefühl, hochgradige Ermüdung und Abgeschlagenheit.»⁴⁰¹

Das klingt alles andere als vielversprechend. Dennoch kam D IX zum Einsatz – was für die Marine zu einem Fiasko beitrug: Zwei Drittel der *Biber*-Fahrer überlebten ihren halsbrecherischen Einsatz nicht. Die vermeintliche Wunderdroge wurde aufgrund ihrer starken Nebenwirkungen, die die Kampfeinsätze erschwerten anstatt sie zu erleichtern, ebenso schnell wieder fallen gelassen, wie sie entwickelt worden war.

In der Zwischenzeit hatte sich die militärische Lage für die Deutschen allerdings drastisch verschlechtert. Die Alliierten waren auf dem europäischen Kontinent gelandet und rückten mit einer riesigen Streitmacht in Richtung westlicher Reichsgrenze vor. Einem neuen, wieder einmal angeblich revolutionären, weil enorm tauchfähigen Kleinkampfmittel, dem mit zwei Torpedos bestückten *Seehund*, galten nun ab Herbst 1944 alle Hoffnungen. Heyes Schlachtplan lautete, damit die Mündung der Themse und die Strände der Normandie anzusteuern, um die Schiffe der Alliierten zu sprengen. Doch Bedienung und Navigation stellten eine ausserordentliche Herausforderung dar. Die Verhältnisse waren enorm beengt. Ein heizbarer Topf erwärmte die Mahlzeiten, die Notdurft wurde in leere Essensbüchsen verrichtet.⁴⁰² «Aushalten für 4 Tage in diesem Kampfmittel schwierig und ohne Reizmittel nicht immer möglich»⁴⁰³, schrieb der für die medizinische Versorgung der K-Verbände mittlerweile verantwortliche Sanitätsoffizier Marinearzt Dr. Hans-Joachim Richert. Bauchschmerzen, chemische Rauschmittel einzusetzen, um diese natürlichen Schwierigkeiten zu überwinden, scheint er immerhin gehabt haben, als er in seinem Kriegstagebuch, das stets unpersönlich zu führen war, leicht distanziert formulierte: «Die militärische Führung steht auf dem Standpunkt, dass in diesem Krieg, wenn es erforderlich ist, auch Schädigungen durch stark wirkende Medikamente in Kauf genommen werden müssen.» Am 11. Oktober 1944 traf sich Richert mit Drogendesigner Orzechowski in der Nähe von Lübeck, um «über ein wachhaltendes und leistungssteigerndes Mittel für *Seehund*» zu sprechen.

Da man von den Kombinationspräparaten wegen der hohen Ausfälle Abstand genommen hatte, erörterten die beiden Männer, ob nicht reines Kokain oder reines Methamphetamin in extrem hoher Dosierung einen Menschen auch länger als zwei Tage und zwei Nächte wach und leis-

| Datum | Ort | Eintreibungen |
|-----------------|------------------------|---|
| Zu: 11.10.44 | Timmendorfer Strand | <p>Dr. Orzechowski über ein wachhaltendes und leistungssteigerndes Mittel für Seehund. In diesem Kampfmittel müssen 2 Mann etwa 4 Tage Einsätze fahren. Die Bedingungen sind ähnliche wie im Reich. Die Soldaten sitzen in gepolsterten Stühlen hinter einander. Die Rückenlehne des Vorderen Sitzes kann umgelegt werden, sodass ein Mann teilweise liegen kann. Antrieb über Wasser durch Diesel-, unter Wasser mit E-Motor. Lufterneuerung mit Injektorverfahren. Verpflegung durch Konserven, die mittels eines elektrischen Topfes gewärmt werden. Der vordere Mann ist Kommandant und navigiert, der achtere ist D.I. und bedient die Maschinenanlage. Der Letztere hat in dem ihm zur Verfügung stehenden Raum sehr wenig Bewegungsfreiheit. Die Bedingungen in dieser Hinsicht für den Vorderen Mann sind besser, zumal er im Turm sitzen bzw. stehen kann. Das Aushalten für 4 Tage in diesem Kampfmittel wird schwierig und ohne Reizmittel nicht immer möglich sein. Die militärische Führung steht auf dem Standpunkt, daß in diesem Krieg, wenn es erforderlich ist, auch Schädigungen durch stark wirkende Medikamente in Kauf genommen werden müssen, sofern sie die Durchführung von Einsätzen ermöglichen. Zur Auswahl stehen neben Bohnenkaffee die Mittel Cardiazel-Pervitin, Coffein und Cocain. Mit Prof. Dr. Orzechowski werden die notwendigen Vermohe besprochen.</p> |
| 15.10.44 | - " - | Aufstellung der K - Flottille 212 (Hinsal). |
| 16.10.44 | - " - | Stabsarzt a.Lw. Dozent Dr. Malorny zur Verpflegung Kom. Adm. U.-Boote abkommandiert. Zusammen- |

Kriegstagebuch eines Marinearztes: «Coffein, Pervitin und Cocain»

tungsfähig halten könne. Die Zeit drängte. Neun Tage später, am 20. Oktober 1944, besichtigte Grossadmiral Dönitz, dem Hitler mit seinem Wunderwaffenglauben im Nacken sass, die Kleinkampf-Flottille. Richert informierte ihn darüber, dass die «Bedingungen für das Kampfmittel *Seehund* mit einer Einsatzdauer von 4x24 Stunden schwierig sind und nach der Entwicklung und Erprobung neuartiger Medikamente verlangen». Um eine weitere Katastrophe wie beim D-IX-Einsatz zu vermeiden, beschloss man, dieses Mal vorher Versuche durchzuführen, zur «Klarstellung über Verträglichkeit und Wirkung von hohen Dosen Cocainum hydrochloricum in Pillenform, hohen Dosen Pervitin in Kaugummi und kleineren Dosen Cocainum hydrochloricum und basicum in Kaugummi».

Doch wo und mit wem könnten solche nicht ungefährlichen Tests durchgeführt werden? Man erinnerte sich gewisser Verbindungen zur SS, die man über Otto Skorzeny geknüpft hatte. Könnten diese der Marine nicht streng gesicherte Türen öffnen? Dönitz zeigte sich einverstanden. Auch Heye segnete ab. Die Saubermänner der Marine mit ihren stäubchenfreien Uniformen traten daraufhin erneut mit der schmutzigen SS in Kontakt, und eine streng geheime Zusammenarbeit begann, die bis heute nicht in allen Einzelheiten aufgearbeitet ist. Für Marinearzt Richert, der die Versuche leiten sollte, ging Ende November 1944 tatsächlich das Tor zu einer riesigen Anlage auf, in der er eigentlich nichts verloren hatte. In stählernem Schriftzug stand darüber:

ARBEIT MACHT FREI.⁴⁰⁴

DIENSTREISE NACH SACHSENHAUSEN

Kalter Wind überblies die Freifläche, die eine drei Meter hohe Ringmauer mit Kreuzschlitzen umgab, darauf mit Immergrün bepflanzte Blumenkübel in symmetrischer Anordnung. Die Aussenmauern mit Elektrozaun gesichert, davor Stacheldrahtrollen, ein geharkter Kies-

streifen: *NEUTRALE ZONE. Es wird ohne Anruf sofort scharf geschossen.*

Das KZ Sachsenhausen, fünfunddreissig Kilometer nördlich von Berlin am Rand der Kleinstadt Oranienburg gelegen, wurde 1936 eröffnet, im Olympiajahr. Es war das erste von einem SS-Architekten am Reissbrett entworfene Lager. Als gleichseitiges Dreieck folgte das Konzept einer Architektur der totalen Überwachung: Von der Balustrade des lindgrün gestrichenen, mit Fachwerkelementen versehenen Hauptturms A hatte ein einziger Wächter die in vier Bögen um den halbkreisförmigen Appellplatz gruppierten Baracken im Blick. Ein einziges Maschinengewehr konnte alle Gefangenen in Schach halten. Über zweihunderttausend Menschen aus ca. vierzig Nationen wurden hier bis kurz vor Kriegsende inhaftiert – politische Gegner, Juden, Sinti und Roma, Homosexuelle, Zeugen Jehovas, Bürger besetzter europäischer Länder, «Asoziale», Alkoholiker, Rauschgiftsüchtige. Mehrere Zehntausend Häftlinge kamen durch Hunger, Krankheiten, Zwangsarbeit, Misshandlungen, medizinische Versuche ums Leben. Im Herbst 1941 starben schätzungsweise dreizehn- bis achtzehntausend sowjetische Kriegsgefangene unter anderem in einer Genickschussanlage, die den Mordvorgang standardisieren sollte.

Eine weitere perfide Besonderheit des Lagers stellte das sogenannte Schuhläuferkommando dar. Häftlinge mussten durch ununterbrochene Gewaltmärsche den Abrieb von Sohlen für die deutsche Schuhindustrie testen. Firmen wie Salamander, Bata, Leiser schickten ihre neusten Entwicklungen in das KZ: Es wurde ein Ersatzstoff für das im Krieg rationierte Leder gesucht. Die Schuhläufer teststrecke, noch heute in der Gedenkstätte Sachsenhausen in Teilen zu sehen, war eine siebenhundert Meter lange Gehbahn, die zu achtundfünfzig Prozent aus Betonstrasse, zu zehn Prozent aus Schlackenweg, zu zwölf Prozent aus lockerem Sand, acht Prozent Lehm, der ständig unter Wasser gehalten

wurde, vier Prozent Splitt, vier Prozent grob geschotterten Wegen und vier Prozent Kopfsteinpflaster bestand. Es sollte sich hier ein Querschnitt sämtlicher Strassen Europas ergeben, die deutsche Soldaten bei ihren Eroberungen beschritten.

Das Schuhläuferkommando war ein Strafkommando. Wer sich der Arbeitsverweigerung schuldig machte, bei Glücksspiel, Tauschhandel oder dem Diebstahl von Lebensmitteln aus Kantine oder dem Hundezwinger erwischt wurde, landete hier. «Faulheit», Befehlsverweigerung oder bereits der Verdacht auf homosexuelle Handlungen konnten ebenfalls zur Einweisung führen. Zunächst mit einhundertzwanzig Gefangenen bestückt, baute ein promovierter Schuhmachermeister aus dem ostpreussischen Sensburg, Dr. Ernst Brennscheidt, ein Berufsbeamter, der nie der SS oder NSDAP beitrug und dennoch für seine Grausamkeit bekannt war, das Kommando auf bis zu einhundsiebzig Häftlinge aus. Das tägliche Laufpensum steigerte er durch eine Erhöhung des Tempos auf über vierzig Kilometer. Für diese knappe Marathonstrecke liess er die Häftlinge ausserdem fünfundzwanzig Pfund schwere Rucksäcke schleppen, damit die Sohlen stärker belastet wurden, und teilte ihnen häufig zu enges Schuhwerk zu oder befahl für linke und rechte Füsse unterschiedliche Grössen, angeblich, um zu zusätzlichen Erkenntnissen zu gelangen.

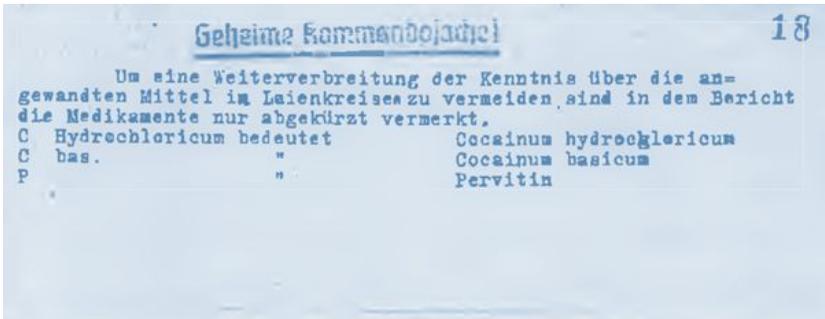
Der Vorarbeiter, der das Marschieren leitete, hielt nummerierte Pappmarken bereit, und sobald die Schuhläufer eine Runde gedreht hatten, legte er eine dieser Marken in einen plombierten Holzkasten, der auf einem Pfahl angebracht war, damit jederzeit zusammengezählt werden konnte. Alle zehn Kilometer wurden die Schuhe auf ihren Abriebzustand geprüft. Häufig mussten sich die Häftlinge auf Kommando hinlegen, Kniebeugen machen, robben oder auf der Stelle springen. Oft kam es vor, dass einer der ausgemergelten «Schuhläufer» zusammenbrach. Dann hetzte Brennscheidt seinen Schäferhund los. Im Gleich-

schritt, in aufgelöster Ordnung oder im Stechschritt wurde auch bei schlechtem Wetter marschiert, damit keine finanziellen Ausfälle entstanden.

Die Unterhaltskosten der Schuhläuferstrecke trug das deutsche Wirtschaftsministerium. Das Reichswirtschaftsamt steuerte die Materialprüfungen zentral und liess nur Lederersatzstoffe zur Produktion zu, die die Prüfung in Sachsenhausen erfolgreich durchlaufen hatten. Pro Tag und Häftling zahlte es dem KZ sechs Reichsmark. Bei Gummisohlen waren mit mehrmaligen Ausbesserungen schon dreitausend Kilometer erreicht worden. Das entsprach einer Laufleistung von fünfundsiebzig Tagen. Doch die meisten Materialien waren schon lange vorher unbrauchbar. Lederfaser Stoffe erreichten kaum die Tausendermarke, eine von der IG Farben hergestellte Igelit-Sohle aus Weich-PVC hatte es aber auf über zweitausend Kilometer geschafft.⁴⁰⁵ All das wurde penibel notiert. Doch Aufzeichnungen über die Zahl der Opfer gab es nie, oder sie sind zerstört worden. Schätzungen zufolge blieben bis zu zwanzig Menschen auf der Strecke. Täglich.⁴⁰⁶ «Vernichtung durch Arbeit» hiess das bei der SS.

DIE PILLENPATROUILLE

Vom 17. bis 20. November 1944 mietete die Marine in einer «Geheimen Kommandosache» das Schuhläuferkommando an. Am ersten Abend um punkt halb neun erhielten die Häftlinge von Marinearzt Richter ihre hoch dosierten Drogen: die enorm grosse Menge von fünfzig bis einhundert Milligramm reines Kokain in Pillenform, zwanzig Milligramm im Kaugummi oder zwanzig Milligramm Pervitin, ebenso als Kaugummi (die etwa siebenfache Dosierung einer herkömmlichen Temmler-Tablette). Dreissig Minuten später, die Wirkung setzte gerade ein, begann der Marsch auf der Teststrecke – ein Lauf bis buchstäblich ans Ende der Nacht.



Verschlüsselung der verwendeten Substanzen

Zwischen vier und fünf Uhr morgens, geschlagene sieben bis acht Stunden durchstapfte Finsternis später, gaben die meisten «wegen wundgelaufener Füße»⁴⁰⁷ auf. Der KZ-Häftling Odd Nansen und spätere Mitbegründer von UNICEF beschrieb die Versuche im Nachhinein so: «Eine merkwürdige Patrouille marschiert zur Zeit ständig um den Appellplatz herum, ähnlich wie der ‚Schuhtrupp‘. Sie tragen alle Gepäck und singen und pfeifen, während sie gehen. Das ist die ‚Pillenpatrouille‘. Sie sind Versuchskaninchen für eine neuerfundene Energiepille. Es wird an ihnen ausprobiert, wie lange sie sich nach dem Genuss dieser Pillen halten können. Nach den ersten vierundzwanzig Stunden hatten die meisten es aufgegeben und waren zusammengebrochen, obwohl es heisst, dass man mit diesen Pillen Unglaubliches leisten könne ohne die übliche Reaktion. Ja, die Deutschen werden jetzt solche Pillen nötig haben.»⁴⁰⁸

Welchen Misshandlungen die Häftlinge während der Tortur ausgesetzt waren, verschweigen Richerts Aufzeichnungen. *Versuchsperson Nr. 3*, der zwanzigjährige Günther Lehmann, lief auf 75 Milligramm Kokain als Einziger auch am nächsten Vormittag noch weiter. Bis um elf Uhr drehte er einsam seine Runden, insgesamt 96 Kilometer, «ohne Ermüdung», wie es im zynischen Versuchsprotokoll heisst.⁴⁰⁹ Um 13

Uhr wurde er in die Baracke zu den anderen geschickt. Dort blieben die noch immer aufgeputschten Häftlinge bis zum Abend. Schlafen konnte niemand. Um 20 Uhr wurden dieselben Drogen noch einmal ausgegeben. Auch in dieser Nacht ruhte keiner. «Die Teilnehmer (...) können sich nach Belieben beschäftigen»: vollkommen aufgeputscht auf starkem Kokain, auf starkem Crystal Meth, im KZ.

Am nächsten Tag erfolgte abends um 20 Uhr «erneute Arzneimittelgabe. Die Gruppe bleibt unter gleichen Bedingungen auf der Stube.» Die Männer spielten Karten, redeten, lasen. Einige legten sich hin, nickten kurz weg, schon waren sie wieder wach. Am Folgetag wurde ihre Erscheinung von Richert beschrieben: «Nr. 1, 10 und 11 sehen am Morgen verschlafen, Nr. 9 übernachtigt aus; die Übrigen machen einen nicht beeinträchtigten Eindruck. Weiterbeschäftigung wie bisher. 19.30 Uhr erneute Arzneimittelgabe.» Am vierten Tag um 16 Uhr wurde der Versuch beendet, die unfreiwilligen Probanden wankten in ihre Baracken zurück.

Eine zweite Gruppe hatte mittlerweile einen Gepäckmarsch beginnen müssen, bildete eine erneute Pillenpatrouille. Diesen Häftlingen war die Leistung von Lehmann als Massstab gesetzt worden. Die Drohung lautete: Früher aufzugeben als dieser könne den Tod bedeuten. In Folge legten so gut wie alle die geforderten neunzig Kilometer zurück. Der Marinestabsarzt notierte zufrieden: «Bei dieser Arzneiwirkung sind Veranlagung und Wille weitgehend ausgeschaltet. (...) Die Versuchspersonen wurden offensichtlich in einen ihrer Veranlagung widersprechenden Zustand gezwungen.» KZ-Insassen mutierten trotz Auszehrung und schwacher Konstitution zu Marschiermaschinen. Solche Ergebnisse würden Kommandeur Heye gefallen, konnte er doch nicht davon ausgehen, dass seine Soldaten für den aussichtslosen Endkampf von sich aus noch die nötige Stärke und Motivation mitbrachten.

- 1 -

Geheime Kommandosache!Arzneimittelversuch zur Hebung des Leistungsfähigkeitund Behaltung vom 17. - 20.11.44.Zweck des Versuches: Grobe Prüfung über Verträglichkeit und Wirkung von:

| | | | |
|------------|---|----------------|--------------------------------------|
| Medikament | A | = C. hydrochl. | in verschiedener Dosis, (in Pillen- |
| " " | B | = C. " | 20 mg in Kaugummi form) |
| " " | Q | = C. bas. | 20 mg in Kaugummi |
| " " | P | = P. | 20 mg in Kaugummi |

I. Ü K M D D D.

| Lfd. Nr. | Name | Alter | Gewicht | Größe | 1-malige Arzneimittelgabe innerhalb 24 Stunden. |
|----------|----------|-------|---------|-------|---|
| 1. | F.B. | 18 | 80 Kg. | 1,79 | 100 mg von A |
| 2. | F. | 24 | 90 " | 1,89 | 100 mg " A |
| 3. | G.L. | 20 | 82 " | 1,71 | 75 mg " A |
| 4. | F. Schm. | 21 | 70 " | 1,75 | 50 mg " A |
| 5. | H.L. | 22 | 71 " | 1,72 | 50 mg " A |
| 6. | A.P. | 25 | 55 " | 1,66 | B |
| 7. | A.P. | 24 | 68 " | 1,75 | B |
| 8. | Z.M. | 25 | 70 " | 1,75 | C |
| 9. | H.P. | 25 | 66 " | 1,67 | C |
| 10. | H. Schm. | 20 | 72 " | 1,75 | D |
| 11. | H. Schm. | 25 | 66 " | 1,66 | E |

Wie aus der Aufstellung ersichtlich ist, handelt es sich um junge Männer zwischen 18 und 24 Jahren, die ausreichend ernährt und in gutem Kräftezustand sind,

17.11. Tagsüber nur leichte Arbeit.

20.30 Uhr Einnahme der Arzneimittel.

21.00 " Beginn des Gepäckmarsches mit 25 Pfund schwerer Turnierst. Nach 2 1/2-Stunden Marsch jeweils 20 Minuten Pause.

18.11. Zwischen 4 und 5 Uhr scheiden die meisten Teilnehmer infolge wüchgelauferener Miße aus; abgesehen von Lfd. Nr. 2. und 3. sind alle in Marschieren untrainiert und haben Schuhwerk, das nicht von ihnen eingelaufen wurde.

Marschleistungen:

| Lfd. Nr. | 1. | 2. | 3. | 4. | 5. | 6. | 7. | 8. | 9. | 10. | 11. |
|----------|-----|----|--------------------------------------|----|----|----|----|----|----|-----|-----|
| | 43 | 38 | 96 | 28 | 40 | 41 | 51 | 41 | 41 | 59 | 41 |
| | Km. | " | " | " | " | " | " | " | " | " | " |
| | | | marschierte am 18.11. bis 11.00 Uhr. | | | | | | | | |

Nr. 3. als trainierter Marschierer geht bis 11.00 Uhr ohne Ermüdung weiter und tritt um 13.00 Uhr wieder zum Marschieren an,

- 431 -

Doch welche Dosierungen hatten sich nun als die besten gezeigt, um den entsprechenden «Zustand» zu erzwingen? Noch einmal Richert: «Das Ziel, Menschen 4 Tage und Nächte ohne oder nur mit geringer Schlafmöglichkeit wach und leistungsfähig zu halten, liegt bei Anwendung der Mittel A-D im Bereich der Möglichkeit. Die Mittel B und C verdienen den Vorrang.» *B* und *C*, das waren Kokainsalz und Kokainbase, jeweils zwanzig Milligramm im Kaugummi. Richerts Vorschlag lautete also, die jungen Marinesoldaten sollten Kokainkaugummi kauend durch die finalen Wellen des Krieges pflügen, pro schlaflosen Einsatz je vier Tage und Nächte lang.

So sinnlos und menschenverachtend die Versuche auch waren: Dem Marinearzt schien seine Dienstreise gefallen zu haben. Er plante sogar weitere Tests. Darin sollte geprüft werden, «wie sich die Konzentrationsfähigkeit im Verlaufe solcher durchwachter Tage und Nächte unter Arzneimittelwirkung verhält». Aus Zeitgründen beziehungsweise weil die Alliierten immer rascher vorrückten, fanden diese Folgeexperimente nicht mehr statt.

Angehörige des Marinesanitätsdienstes zählten bei den Ärzteprozessen in Nürnberg nicht zu den Angeklagten. Auch in der Nachkriegszeit behaupteten sie stets, mit der SS nie etwas zu tun gehabt zu haben. Doch das stimmt so nicht. Die Suche nach sogenannten leistungssteigernden Mitteln, die einst bei Ranke an der Militärärztlichen Akademie als freiwillige Selbstversuche angehender Sanitätsoffiziere mit Pervitin begonnen hatte, war unter Federführung der Marine zu Menschenversuchen in einem KZ pervertiert.

DER GANZ REALE UNTERGANG

Am 7. Dezember 1944 stand Dönitz, der sich die Führer-Nachfolge damit wahrlich verdiente, in Dresden vor fünftausend Hitlerjungen, die meisten zwischen fünfzehn und sechzehn Jahren alt, aber auch Zehn- bis Zwölfjährige befanden sich in der Menge. Vorn auf dem Podest, neben dem Mikrofon, war wie eine überdimensionale Urne ein mit Blumengirlanden dekoriertes MiniU-Boot aufgebaut, das der Grossadmiral als die einzige Hoffnung Deutschlands auf den Endsieg pries. Es ging um die Rekrutierung Freiwilliger. Zahllose Hitlerjungen meldeten sich, wurden in den folgenden Tagen in Lastwagen mit geschwärzten Nummernschildern zu ihren Einsatzhäfen gefahren, dort erst bekamen sie eine Marineuniform für diese streng geheimen Einsätze.⁴¹⁰ Selbstredend wussten die jungen Männer nicht, was da auf sie zukam, wenn sie ihre Mützen in die Stirne zogen, auf die ein kleiner goldener Sägefisch⁴¹¹ genäht war, in die überstürzt zusammengenieteten Torpedogefährte stiegen und die ebenso hastig zusammengepressten Pillen oder mit Kokain gespickten Kaugummis erhielten. Bald würden die meisten von ihnen jämmerlich absaufen, wie junge Katzen im Sack.

Heinz Mantey, Oberfähnrich zur See, beschreibt eine Übungsfahrt mit dem *Seehund*, bei der er und sein Leitender Ingenieur ein Aufputschmittel bekamen, dessen Zusammensetzung ihnen unbekannt war: «Wir fühlten uns irgendwie überglücklich und fast gewichtslos, alles erschien in unwahrscheinlichen Farben.»⁴¹² Bald stellten sich Geräuschhalluzinationen ein, und Mantey und sein Mitfahrer glaubten, fantastische Musik zu hören. Die Armaturen im Boot fingen zu leuchten an und veränderten vor ihren Augen Form und Grösse. Doch es blieb nicht bei diesen angenehmen Visionen. Die Wirkung verstärkte sich immer mehr, bis ins Beängstigende, verwirrt tauchten sie auf und



Himmelfahrtskommando mit Kokainkaugummi

mänderten stundenlang orientierungslos übers Wasser, ohne sich später auch nur im Entferntesten an ihren Kurs erinnern zu können.

Die rauschende Odyssee blieb kein Einzelfall. Ein Oberfähnrich berichtete, dass «mit den Aufputschmitteln sehr grosszügig umgegangen worden ist». Er selbst lief nie ohne aus. Ein anderer Seehund-Fahrer bestätigte, auch ihm habe man beim Start in den Einsatz fünf kleine rote Dragees gegeben, mit der Weisung, sie einzeln bei Ermüdung einzunehmen. Nicht aufgeklärt über Effekt und mögliche Nebenwirkungen nahm er alle Dosierungen schon nach zwei Stunden prophylaktisch. Ergebnis: Vier Tage und Nächte blieb er ununterbrochen wach.

Detailliert schilderte ein weiterer Fahrer seine Mission: Im Januar 1945 sollte er feststellen, ob die Mündung der Themse als Operationsgebiet für fünf Tage und vier Nächte lang andauernde Einsätze geeignet war. In seinem Tauchboot war alles so dicht gestaut, dass er sich in seiner dicken Kluft kaum durchquetschen konnte. Dazu die hohe Drogen-

dosierung: «Es war beängstigend.» Justiert, eingeschnallt, umgeben von fehlerhafter Technik und eilig zusammengestoppelten Apparaten, ohne Kontakt zur Aussenwelt, unerfahren in der Navigation, alleingelassen auf hoher See mit einer Menge Rauschgift im Blut, in einer Metallbüchse voller Sprengstoff: Die Themsemündung erreichte er, wen wundert es, nie.

Auch anderen entglitt die Situation komplett. Einem Fähnrich fuhr die Wirkung der Droge ein und schlug im ständigen Schaukeln sofort aufs Gedärm. Von den Maschinen pumpte derweil der ewig gleiche Rhythmus wie ein Herzschlag. Wenn er pinkeln musste, tat er es gleich im Sitzen, direkt in die Bilge hinein, wo im öligen Wasser der Putenbraten gammelte. «Ich war noch nie seekrank, aber jetzt kotzte ich bis auf den letzten Brocken und spie immer weiter. Das war gar nicht seekrank – das war krank, und die Versuchung, einfach alles sausen zu lassen, wurde immer stärker. Wir waren jetzt zwei Tage ohne richtigen Schlaf. Ich schwitzte trotz der Kälte. Das ewige Sitzen war zermürend. Schaukeln, Gestank, Lärm, Feuchtigkeit.»⁴¹³ *Fear and loathing* im Atlantik.

Die gedopten Kleinkampfverbände der Marine stehen stellvertretend für jenen Resthaufen einer einst gefürchteten Armee, die die Welt erobern wollte. Selbst im April 1945 liefen noch *Seehunde* aus. Ein Kommandant gab an, schon vor dem Start mehrere Tabletten eingenommen zu haben. Auf hoher See sah er Häuser und Strassen vor sich auftauchen. «Plötzlich hatte ich das Gefühl, eine Krähe wollte mich von hinten in den Hals hacken. Ich riss den Kopf herum und sah in die grinsenden Motoren einer auf uns zustossenden *Lightning*. Im gleichen Augenblick lösten sich zwei schwarze Punkte vom Flugzeugrumpf.» Mit Glück wurden er und sein Leitender Ingenieur nicht getroffen und entkamen. Vom fünften bis siebten Tag ihrer Mission schluckten beide je

fünfzehn bis zwanzig Tabletten pro Tag, ein trauriger Rekord. Als ihr KleinU-Boot den Stützpunkt Ijmuiden erreichte, wo die teilzerstörten Kräne der Docks gegen den niedrigen Himmel ragten, banden die Männer ein weisses Frottiertuch an das Sehrohr und setzten sich untergehakt auf den Turmrand. Sie kapitulierten, ganz egal vor wem und was mit ihnen geschah. «Sieben Tage ohne Schlaf waren nun zu Ende.»

Nicht nur klaustrophobisch verdichtet im Berliner Führerbunker versank das Reich, sondern auch pharmakologisch überdreht mit Konzentrationslagergetesteten Kokainkaugummis in den kalten Fluten des Nordatlantiks. Dort tuckerten, tauchten und trieben die Kleinkampfmittel, und in ihnen drin steckte eingepfercht das junge Torpedofutter der Kriegsmarine, auf den härtesten Drogen, die Soldaten wohl je zu sich nahmen. Hellmuth Heye, der verantwortliche Admiral, kommentierte die Einsätze am 3. April 1945 in einem um 14.48 Uhr aufgegebenen Funkspruch: «Vorliegende Lageberichte zeigen, dass Kampfgruppe unter vollem Einsatz alles getan und gewagt hat, um Kampfauftrag zu erfüllen. Trotz unklarer Frontlage und trotz unkontrollierbarer Gerüchte ist die Truppe gegen den zurückflutenden Strom nach vorn marschiert. Erneut hat sich bewiesen, dass es immer noch einen Weg gibt, wenn Führer und Truppe aus einem Holz geschnitzt sind. Wenn auch der unmittelbare Erfolg versagt blieb, die Leistung bleibt, auf die wir stolz sind.»⁴¹⁴

Führer und Truppe aus einem Holz geschnitzt? Auf gleich starken Substanzen, das trifft es wohl eher. Auch Heyes Behauptung, die Fahrer seien voller Enthusiasmus in ihre dem Untergang geweihten Vehikel gestiegen, ist blanker Zynismus. Zu einer «Kämpferelite» wollten diese gezwungenermassen zugehörten Männer sicher nicht mehr gehören. Lediglich hatte man ihre letzten Reserven pharmakologisch freigeschaltet.

Hellmuth Heye überlebte den Krieg. Zeit seines Lebens blieb er den

deutschen Streitkräften verbunden und wurde 1961 Wehrbeauftragter der CDU-geführten Bundesregierung unter Kanzler Adenauer. Seine Soldaten mit den gestickten goldenen Sägefischen auf den Mützen liegen noch heute in ihren stählernen Särgen auf dem Boden der See.

GEHIRNWÄSCHE

SS-Hauptsturmführer Dr. Kurt Plötner von der Universität Leipzig wurden nach seiner Verhaftung von den Amerikanern ein «starker Körperbau, eine runde Kopfform, mittelblondes Haar, blaue Augen» bescheinigt: «Hornbrille, kurzsichtig, volle Wangen, bartlos. Degennarbe an linker Schläfe – phlegmatischer Typ.»⁴¹⁵ Im Konzentrationslager Dachau bei München⁴¹⁶ hatte er als Abteilungsleiter des Instituts für wehrwissenschaftliche Zweckforschung ab Winter 1944 an Häftlingen «chemische Methoden zur Ausser-Kraft-Setzung des Willens» erprobt. Sie basierten auf Versuchen, die im Vernichtungslager Auschwitz von Dr. Bruno Weber, Leiter der dortigen Hygienisch-Bakteriologischen Untersuchungsstelle, mit Barbituraten, Morphinderivaten und Meskalin vorgenommen worden waren. Ausgangspunkt dieser Versuche war die Frustration der Gestapo, der es bei Verhören von gefangenen polnischen Widerstandskämpfern nur begrenzt gelungen war, Informationen zu erlangen.* Anders also als in Sachsenhausen, wo das Durchhalten im Fokus stand, ging es in Auschwitz um Gehirnwäsche und Bewusstseinskontrolle.

Diese barbarische Testreihe führte Plötner in Dachau weiter und flösste Gefangenen ohne deren Wissen Meskalin ein, ein psychoaktives

* Zuvor schon waren bereits dem Hitler-Attentäter Georg Elser nach seiner Verhaftung hohe Dosierungen Pervitin verabreicht worden, um ihn zum Sprechen zu bringen und etwaige Hintermänner aufzudecken; ohne Erfolg.

Alkaloid, das natürlicherweise im mexikanischen Peyote-Kaktus vorkommt. Der Stoff, der von den indogenen Kulturen Amerikas seit Jahrtausenden rituell verwendet wird, um vermeintlichen Kontakt zu den Ahnen und Göttern herzustellen, kann starke Halluzinationen hervorrufen. In den Zwanzigerjahren war Meskalin unter Denkern, Künstlern und Psychologen beliebt, da es angeblich das Bewusstsein erweitert. Der Schriftsteller Aldous Huxley bezeichnete den Effekt in seinem Buch «Doors of Perception» als ein «Öffnen der Pforten der Wahrnehmung». Doch kommt es bei der Wirkungsentfaltung einer Droge stets auf *Set* und *Setting* an, also auf die Umstände der Einnahme. Plötner hatte nicht vor, seine Probanden mit dem Meskalin gedanklich freizusetzen, im Gegenteil. Wie sein Vorgänger Dr. Weber in Auschwitz wollte er herausfinden, ob bei Verhörsituationen durch Gehirnwäsche bessere Ergebnisse erzielt werden können⁴¹⁷.

«Alles Fragen ist ein Eindringen. Wo es als Mittel zur Macht geübt wird, schneidet es wie ein Messer in den Leib des Gefragten», schreibt Elias Canetti in «Masse und Macht».⁴¹⁸ Wenn die Freiheit einer Person zum guten Teil in einem Schutz persönlicher Geheimnisse liegt, so versuchte Plötner, eine besonders scharfe, tief ins Innere, ins Verborgenste des Menschen dringende Klinge zu entwickeln. Für insgesamt dreissig Personen löste der pervertierte SS-Schamane das Meskalin heimlich in Kaffee oder Alkohol auf und begann zunächst eine harmlose Konversation mit den ahnungslosen Probanden. Nach dreissig bis sechzig Minuten stellte sich eine Veränderung ein. Das Alkaloid war über die Magenschleimhaut in den Blutkreislauf gelangt. Den Versuchskaninchen, die durch die Droge «geöffnet» wurden, machte Plötner nun weis, dass er in dem speziellen Raum, in dem das Verhör stattfand, einen direkten Zugang zu ihrem Innersten habe. Also, so schlug er vor, sollten sie doch

lieber alles freiwillig erzählen, sonst würde etwas Furchtbares geschehen. Die perfide Strategie funktionierte: «Wenn das Meskalin Effekt hatte, konnte die untersuchende Person in jedem Fall selbst die intimsten Geheimnisse von dem Häftling extrahieren, wenn die Fragen geschickt gestellt waren. Selbst über Erotisches und Sexuelles wird bereitwillig berichtet. (...) Mentale Reservierungen gab es nicht mehr. Gefühle von Hass und Rache konnten immer aufgedeckt werden. Trickreiche Fragen wurden nicht durchschaut, so dass eine Anschuldigung leicht von der Antwort hergestellt werden konnte.»⁴¹⁹

Plötner konnte seine Testreihe nicht zu Ende führen. Die Amerikaner befreiten das Lager und konfiszierten seine Unterlagen.

Es war ein gefundenes Fressen für die US-Geheimdienste. Unter der Führung von Charles Savage und dem Harvard-Mediziner Henry K. Beecher wurden die Versuche unter dem Decknamen *Project Chatter* und unter anderen Vorzeichen am Naval Medical Research Institute in Washington, D.C., weitergeführt und als Matrize für umfangreiche, sich über die gesamten Fünfzigerjahre erstreckende, Tausende von Versuchspersonen involvierende Untersuchungsreihen genutzt, deren Ergebnisse den Amerikanern zunächst im Koreakrieg dabei helfen sollten, sowjetische Spione zu enttarnen. Ähnlich wie den Deutschen ging es ihnen darum, «die Wirkweise dieser Drogen genau kennen zu lernen, als praktisches Instrument für den möglichen Gebrauch bei (zivilen und militärischen) Strafgefangenen». Ebenso wie die Siegermacht USA sich die Erkenntnisse des Dritten Reiches hinsichtlich des Raketenfluges aneignete, also der Erforschung der äusseren Welten, wurden die NS-Drogenversuche zur Kontrolle der inneren Welten importiert.⁴²⁰ Das auf Plötners Vorarbeit basierende US-Geheimprogramm *MK Ultra* setzte sich «Mind Kontrol» zum Ziel – die Schreibweise mit «K» sollte als Hommage auf den deutschen Einfluss verstanden werden.

Plötner selbst wurde für seine Taten nie bestraft, sondern tauchte bis 1952 als «Herr Schmitt» in Norddeutschland unter. Im WM-Jahr 1954 ernannte ihn die medizinische Fakultät der Universität Freiburg zum ausserordentlichen Professor.

DROGENDÄMMERUNG

«Je höher ein Mensch auch steigt, desto leichter muss ihm der Verzicht auch fallen! (...) Wenn der Strassenkehrer auf seine Pfeife Tabak oder aber auf sein Bier nicht verzichten könne und wolle, so sage er (zu sich): ‚Gut, weil dir die Einsicht in die höhere Notwendigkeit eines solchen Verzichtes fehlt, mein Freund, deshalb bist du ja eben auch Strassenkehrer und nicht etwa eine den Staat führende Persönlichkeit geworden!‘»⁴²¹

Adolf Hitler

Der erste amerikanische Geleitzug fuhr am 28. November 1944 in den eroberten Hafen von Antwerpen ein. Die Nachschubwege waren damit für die Alliierten gesichert. Im Dezember griffen die US-Truppen Strassburg an und rückten in einer breiten Front vom Westen her in Richtung Reichsgrenze vor. Morell schrieb am 9. Dezember 1944 über seine Visite bei Hitler: «Wollte aussetzen mit Injektionen, machte dann auf Wunsch wegen bevorstehender grosser Anstrengungen 10 ccm Traubenzucker plus Homoseran 10 ccm intramuskulär.» In der Folge nacht gab es ausserdem Eukodal in die Vene.⁴²²

In diesen Wintertagen häuften sich die «grossen Anstrengungen» geradezu inflationär. Hitler, sich zu einer Art leiblichem Seismografen für die sich abzeichnende Niederlage stilisierend, erlebte beinahe jede Nacht die «momentan stärksten Belastungen seines ganzen Lebens (...)

und allergrösste Nervenanspannungen durch bevorstehende Ereignisse und die ständigen Terror angriffe auf deutsche Städte».⁴²³ Dauernd gab er vor, eine Spritze zu benötigen, um all das aushalten zu können. Am 10. Dezember 1944 reiste er in ein weiteres Führerhauptquartier ab, dieses Mal mit dem Namen Adlerhorst, bei Bad Nauheim gelegen. Von hier aus plante er seinen illusionären Befreiungsschlag gegen den Westen, die zweite Ardennenoffensive. Der Leibarzt notierte: «Morgens 4.30 Uhr gerufen: Führer hat wieder Spasmus. Eukodal Eupaverin i. v. Aufregendste Tage des ganzen Lebens. Es muss ein grosser Sieg errungen werden! 11.30 Uhr mittags: Führer hat noch Spasmen und keinen Schlaf gehabt, dabei sind grosse Besprechungen ständig notwendig. Abfahrt abhängig von ein paar wichtigen, zu erwartenden Nachrichten. Grössere Injektionen im Zuge nicht möglich wegen nötiger Frische beim Aussteigen, aber unbedingt nach seiner Auffassung noch eine grosse intravenöse Injektion nötig.»⁴²⁴

Am 11. Dezember erreichte der desolate Tross in aller Herrgottsfrühe den neuen Kommandostand im Taunus. Aus Sicherheitsgründen in zwei getrennte Gruppen aufgeteilt, liess Hitler die Kommandeure der Westfront zusammentrommeln. Waffen und Taschen wurden allen abgenommen, dann fuhr man die verduztten Generäle eine halbe Stunde lang kreuz und quer durch den kahlen Winterwald, um ihnen die Orientierung zu rauben. Vor einer Bunkeranlage hielt die Kolonne endlich an. Durch ein Spalier von schwarz uniformierten SS-Männern ging es zu einer «gebeugten Gestalt mit blassem, aufgedunsenem Gesicht, im Stuhl zusammengesunken, mit zitternden Händen, den linken, heftig zuckenden Arm nach Möglichkeit verbergend», wie es General von Manteuffel beschrieb.⁴²⁵ Das furchteinflössende, geifernde Wrack hiess Adolf Hitler, hatte gerade zwei Reisschleimsuppen zur Stärkung geschlürft und tat so, als hätte er die Lage im Griff, erläuterte den duckmäusernden Offizieren eine Art Angriffsplan, wobei er einräumen

musste, dass dies alles ein Wagnis sei und «in einem gewissen Missverhältnis zu den Kräften und deren Zustand» stehe.⁴²⁶ In Moreells Aufzeichnungen liest sich das gespenstische Treffen beschönigt so: «Führer hatte mehrstündige Besprechung mit etwa 40 bis 50 Generälen. Führer soll sehr frisch und lebhaft gewesen sein, begeisternd und impulsiv. Gänzlich ohne Beschwerden.»⁴²⁷

Diese zweite Ardennenoffensive verlief ganz anders als die erste, damals im Frühling 1940. Nur noch mit Tricks wurde hantiert und auf schlechtes Wetter gehofft, damit die alliierten Flieger die deutschen Restposten nicht gar zu leicht aus der Luft zusammenbomben konnten. SS-Obersturmbannführer Skorzeny operierte mit eintausend Männern in erbeuteten amerikanischen Uniformen und mit D IX im Sturmgepäck hinter feindlichen Linien, um Verwirrung zu stiften, streute das Gerücht, den amerikanischen Befehlshaber Eisenhower ermorden zu wollen, und eine kurze Zeit lang waren die US-Verbände aufgrund zusätzlich zu treffender Sicherheitsmassnahmen tatsächlich abgelenkt.

Doch rasch zeigte sich die Vergeblichkeit des deutschen Vorgehens. Wehrmacht und Waffen-SS wurden unter grossen Verlusten zurückgeschlagen. Am 19. Dezember 1944 löffelte Hitler Spinatsuppe und bestellte danach «Leber und Pervitin auf Wunsch wegen der derzeitigen Arbeitsüberlastung».⁴²⁸ Auch das Methamphetamin nahm er jetzt also zu sich – ob injiziert oder oral, gibt Morell nicht an. Ersteres scheint wahrscheinlich, da er es in einem Atemzug mit dem stets gespritzten Leberpräparat erwähnt. Dass Patient A den Wachmacher auch regelmässig oral einnahm – und zwar als klandestine Beimischung der Nobel-Vitamultine –, behauptete nach dem Krieg Ernst Günther Schenck, einst Himmlers Ernährungsberater: Er habe eines der golden verpackten Täfelchen im Institut für Wehrpharmazie an der Militärärztlichen Akademie untersuchen lassen, mit dem Ergebnis, dass es Pervitin und Koffein enthalten habe.

Auch den Jahreswechsel 1944/45 beging der Führer im Rausch: Zunächst nahm er in Verbindung mit Traubenzucker eine hormonreiche Tierleberinjektion, dann eine Silvestergabe Eukodal intravenös, deren genaue Dosierung Morell nicht notierte, dafür aber den Effekt: «Führer ist fast ganz ruhig geworden. Zittern des linken Armes bzw. der Hand nur noch ganz gering.»⁴²⁹

Nach aussen hin wurde der Zustand des Diktators nach wie vor glorifiziert. In der am letzten Tag des Jahres 1944 erschienenen Ausgabe der Wochenzeitschrift *Das Reich* schrieb Goebbels: «Der Mann, der sich zum Ziel gesetzt hat, sein Volk zu erlösen und darüber hinaus das Gesicht des Kontinents zu prägen, ist den Alltagsfreuden und bürgerlichen Bequemlichkeiten des Lebens gänzlich abgewandt, ja mehr noch, sie sind für ihn überhaupt nicht vorhanden. (...) Man braucht nur in seiner Nähe zu weilen, um körperlich zu fühlen, wieviel Kraft er ausstrahlt, wie stark er ist.» Auch für die offenkundig schlechte Haltung des Staatsoberhauptes hatte der Propagandaminister eine Erklärung: «Wenn er den Kopf ganz leicht gebeugt hält, so rührt das vom ewigen Kartenstudium her. (...) Er ist die Anspruchslosigkeit selbst. Wenn der Mittags- und Abendessen unseres ganzen Volks so bestellt wäre wie der des Führers, dann bräuchten wir keine Sorgen um den deutschen Ernährungshaushalt zu haben.»⁴³⁰

Fatal endete am Vormittag des 1. Januars 1945 der letzte Grossangriff der Luftwaffe. Beinahe eintausend Maschinen starteten zu einem finalen Aufbäumen. Doch trotz strengster Geheimhaltung reagierte die alliierte Flugabwehr effektiv, und mehrere Dutzend Luftwaffenpiloten stürzten auf ihren letzten Rationen Pervitin vom Himmel. Beim Rückflug jener, die dem Feind entkommen waren, passierte die wahre Katastrophe. Die deutschen Flieger gerieten in schweres Feuer der eigenen Flakartillerie, die nicht über den Einsatz unterrichtet worden war, so klandestin hatte sich alles abgespielt. Auf diese makabere Weise zer-

störte sich die Luftwaffe an ihrem eigenen wolkenverhangenen Himmel selbst. Danach fand kein nennenswerter Einsatz mehr statt.

Am 2. Januar 1945, dem ersten Werktag des neuen, für den Nationalsozialismus letzten Jahres, fühlte Hitler sich «wohl, abgerechnet die Spannung wegen der laufenden Offensive. Er fragte wegen Beseitigung des Zitterns der linken Hand; hierzu Beruhigungsmittel notwendig, die aber wegen der ständigen intensiven Denkprozesse von grösster Wichtigkeit, da hemmend, nicht gegeben werden können.»⁴³¹

Der Eintrag deutet eine Zäsur an, denn danach wurde kein Eukodal mehr verabreicht. Hatte Morell endlich erkannt, wie stark Hitler durch das Betäubungsmittel in irrealen Gefilden verheddert blieb? Oder wollte er aus einem ganz anderen Grund weniger Rauschgift geben, nämlich weil ihn eine neue Sorge umtrieb: die allmähliche Knappheit des Stoffes? Immer wieder bombardierten die Engländer mittlerweile auch die Pharmastandorte des Reiches und trafen die Kapazitäten empfindlich. Zwei Wochen vor Weihnachten hatte es die Firma Merck in Darmstadt erwischt, die Hersteller des Eukodals und Kokains. Zu siebenzig Prozent lagen ihre Anlagen in Trümmern. Ein Mitarbeiter berichtete: «In dieser Zeit war der grösste Teil der Belegschaft – 2'292 Deutsche und etwa 700 Ausländer – damit beschäftigt, in das Chaos der Zerstörung Ordnung zu bringen. (...) Die produktive Leistung war, insgesamt betrachtet, ausserordentlich gering, da fast zwei Drittel der Arbeitszeit durch Fliegeralarme ausfielen.»⁴³² Waren Morell die Vorräte ausgegangen und es gab keinen Nachschub mehr?

Am 16. Januar 1945 wurde der Adlerhorst evakuiert; die zweite Ardennenoffensive war kläglich gescheitert. Niedergeschlagen fuhren Patient und Leibarzt mit dem Zug in die Hauptstadt, zogen sich nebst dem engeren Kreis in den Bunker unter der Reichskanzlei zurück und hatten

damit die letzte Station ihrer Wirklichkeits Verneinung erreicht. Früher einmal hatte Morell in einem Brief geklagt, dass er in den vergangenen Jahren nur je zweimal für ein paar Tage in Berlin gewesen sei und seine Frau über ein halbes Jahr nicht gesehen habe. Jetzt befand er sich zwar zurück an Havel und Spree – aber eingegraben unter der Erde wie ein Maulwurf. Am 17. Januar 1945, einen Tag nach ihrer Ankunft, wurde Warschau von der Roten Armee eingenommen. Unaufhörlich rückten Stalins Truppen heran.

LAST EXIT FÜHRERBUNKER

«I've seen the needle and the damage done. (...) Every junkie's
like a setting sun.»⁴³³ Neil Young

Am 30. Januar 1945, genau zwölf Jahre nach der sogenannten Macht-ergreifung der Nationalsozialisten, errichtete die Rote Armee nahe Küstrin einen Brückenkopf westlich der Oder und bedrohte damit unmittelbar Berlin. Bei der Lagebesprechung am selben Tag, der seine letzte Radioansprache folgte, zeigte sich Hitler noch einmal in euphorischer Stimmung.

Am 3. Februar 1945 fielen 2'264 Tonnen Bomben auf die Reichshauptstadt, 22'000 Menschen starben. Die U-Bahn wurde an fünfzig Stellen gleichzeitig getroffen, am Belle-Alliance-Platz (heute Halle-sches Tor) ein voll besetzter Zug der Hochbahn, der gerade die Halte-stelle verliess. Blutrot schimmerte der Himmel; durch dichte Rauchschwaden hasteten die Überlebenden. Am Schlesischen Bahnhof hing ein paar Stunden lang ein grosses Flatterband: «Wir wollen Frieden, so oder so!»,⁴³⁴ Die Militärärztliche Akademie in der Invalidenstrasse, wo

Ranke einst geforscht hatte, stand da mit verkohltem Dachgebälk, leeren Fensterhöhlen und Bombentrichtern auf dem Sportplatz. Das Hörsaalgestühl war völlig ausgebrannt. Übrig blieben die rauchenden Reste der Mauern. Ständig heulten die Sirenen, die Flak feuerte, andauernd begann der Höllentanz erneut, und die Menschen lagen in den Splittergräben.⁴³⁵ Elf Tage später wurde die Innenstadt von Dresden, wo sich Hunderttausende von Flüchtlingen drängten, aus der Luft dem Erdboden gleichgemacht.

Mittlerweile leerte sich das Drogendepot im Führerbunker offenbar tatsächlich. Zumindest wäre dies eine mögliche Erklärung dafür, weshalb Morells Aufzeichnungen die einst geliebten Stoffe nun nicht mehr erwähnen. Am 17. Februar notierte er: «F. will versuchen ohne Beruhigungsmittel auszukommen.»⁴³⁶ Ausser einigen Ampullen des selbst gebrauten Parasitenleberpräparats schien ohnehin kaum noch etwas vorhanden.⁴³⁷ Die Symptome, die Hitler in diesen Wochen zeigte, deuten auf Entzug hin: Das Zittern steigerte sich, rapide verfiel der Körper. Prompt fehlte ihm bei seiner finalen Rede vor den Gauleitern am 24. Februar 1945 die gewohnte Suggestivkraft. Auf seine Besucher machte er einen mitleiderregenden Eindruck, stand gebeugt, sabberte. Seine Ankündigungen über die neuen Wunderwaffen der Marine, Heyes Kleinkampfverbände, denen noch das grosse Wunder einer Kriegswende gelingen würde, nahm niemand mehr ernst. Am selben Tag schrieb Morell an das Reichsministerium des Inneren mit der Bitte um Zulassung neuer, in Eigenregie fabrizierter Steroide: zweier Nebennierenrinden- und Hirnanhangsdrüsenpräparate.⁴³⁸ Die realitätsferne Anfrage erhielt keine Antwort mehr. Ein möglicher Grund für Morells Drängen: Da es in Berlin pharmazeutisch so gut wie nichts mehr zu holen gab, geriet der Leibarzt in immer grössere Schwierigkeiten, Rezepte für Patient A einlösen zu lassen. Seine Helfershelfer grasten die gesamte in Trümmern liegende Stadt ab: «Erst in der 6. Apotheke

(1. am Zoo) konnte es ausgefertigt werden mit Abholen morgen. (...) Medikamente sind jetzt selbst für das Hauptsanitätslager des SS-Hauptamtes sehr schwer zu beschaffen. Die meisten kommen wegen Ausbomben der Fabriken in Wegfall.»⁴³⁹

Morell passierte nun das Einzige, was einem Dealer nie passieren darf, die Kardinalssünde der Versorger: den gewohnten Stoff plötzlich nicht mehr zur Verfügung zu haben. «Seit 4-5 Tagen ist der Patient äusserst nachdenklich und macht einen müden, unausgeschlafenen Eindruck. Er will versuchen, ohne Beruhigungsmittel auszukommen», kommentierte Morell den Engpass und fügte beunruhigt hinzu: «Führer ist etwas eigenartig zu mir, kurz und in verärgelter Stimmung.»⁴⁴⁰ All dies ist noch kein Beweis, aber es sind Indizien, die dafürsprechen, dass Hitler im letzten Quartal 1944 süchtig geworden war nach Eukodal – und das Betäubungsmittel nun weiterhin ersehnte. Explizit hat er einen solchen Wunsch in den finalen Bunkerwochen unter der Reichskanzlei wohl nie geäussert. Die Anzeichen deuten allerdings darauf hin, dass er allmählich begriff, was er mit sich hatte passieren lassen und in welche pharmakologische Sackgasse er geraten war.

Das Ende des Endkampfes nahte, und Hitler hatte sein High, seinen Führerrausch, unwiederbringlich verloren, schleppte sich unter starken Schmerzen und nur mit grösster Mühe durch die niedrigen Gänge der Katakomben, warf seinen Oberkörper vorwärts, zog die Beine nach, kippte nach rechts weg, stützte sich an der kalten Wand ab und schlurfte vom Wohn- in den Besprechungsraum zurück. Alle Selbststilisierungsenergie war von ihm gewichen. Was auch immer der Grund gewesen sein mochte, dass er Eukodal jetzt nicht mehr zu sich nahm und auch nicht Morphin, das in den Arztkoffern für die Versorgung von Verwundeten stets bereitgehalten wurde: Ohne die Droge blieb nur eine Hülle zurück, deren Uniform mit Reisschleim bekleckert war. Ohne die Substanzen, auf die sich der Organismus eingestellt hatte, schüttete sein

Körper keine Endorphine mehr aus. Die Dopamin- und Serotoninhaushalte waren stark in Mitleidenschaft gezogen. Keinerlei Wohlgefühl gab es mehr, keinerlei Schutz gegen das bedrohliche Draussen. Nur noch absolute Dünnhäutigkeit. Die Betonmauern standen zwar noch, doch der chemische Bunker hatte sich aufgelöst.

Nun war der Führer unwiderruflich in der Realität seines verlorenen Krieges angelangt. Alles belastete ihn auf einen Schlag um ein Unendliches stärker als zuvor – so völlig nackt, bar jeder Glückshormone, ohne künstliche Stimulanz. Eukodal hätte ihm jetzt helfen können: In einer Sekunde würde er vom totalen Schmerz zum totalen Paradies und den ganz grossen Gefühlen gelangen. Euphorie würde ihn durchströmen, und er könnte seinen Glauben wiederfinden und die anderen motivieren, den Krieg doch noch siegreich zu bestehen. Doch Eukodal gab es für ihn nicht mehr, und ohne Rausch gestalteten sich vor allem die letzten Lagebesprechungen im März und April 1945 deprimierend bis fürchterlich. Auf Hitler wirkten die Generäle allesamt so, als hintergingen sie ihn permanent. Das, was nie hätte passieren dürfen, schien zu passieren, die Geschichte wiederholte sich, das Militär gehorchte seinem Oberbefehlshaber nicht mehr, überall glaubte er, dass Sabotage im Spiel sei: ein zweiter Dolchstoss. Hitler begann zu schreien, zu fuchteln, zu toben, zu wüten, sein Gesicht verzerrt bis zur Unkenntlichkeit. Nur durch Aggression konnte er sich gegen die Verräter, die er überall witterte, noch wehren.

Goebbels, der seinem Chef kaum noch von der Seite wich, sprach dessen Zerfall offen an, bescheinigte ihm, nicht in einer Verfassung zu sein, wie sie eigentlich erforderlich wäre. Die Behandlungsmethoden Morells bedachte der Propagandaminister mittlerweile mit harscher Kritik: Hitlers Körper sei zittrig und mit den vielen Pillen und Narkotika immer wieder aufgepulvert worden. Schon manches Mal habe er

überlegt, notierte er, ob die prophylaktischen Spritzen, die jede Erkrankung spätestens bei den ersten Symptomen zu verhindern versucht hätten, nicht eine Art Raubbau an der Gesundheit und dem Leben Hitlers gewesen seien, deren katastrophale Folgen sich jetzt bemerkbar machten.

Morgens um sechs lag Patient A nach der nächtlichen Lagebesprechung, während der er beinahe ununterbrochen an seinem leeren Pflendöschen herumgefummelt hatte, völlig ermattet und apathisch auf einem kleinen Sofa, nur von dem einen Gedanken erfüllt, dass nun bald die schönste Mahlzeit des Tages käme: ein Kännchen Schokolade sowie Kuchen, drei Teller voll. Zucker als letzte Droge: noch einmal eine geringfügige Dopaminausschüttung, noch einmal eine kleine Belohnung für das Gemüt. Die einst so hypnotischen knallblauen Augen blickten trüb, an den lila Lippen hingen Krümel: eine Süßigkeiten verschlingende menschliche Ruine, über die eine erschlaffte Haut gezogen war. Der Körper fühlte sich taub an, als wäre er nicht vorhanden, die Temperatur blieb permanent erhöht. Dann ging es unter das Sauerstoffzelt.

Bei allen erregte Hitlers Anblick nur noch Abscheu, im besten Falle Mitleid; alle scharwenzelten ständig um ihn herum, um sich dienstbar zu halten. Trotzdem ging es ihm immer schlechter. Waren alle Getreuen vorher schon nervös geworden, wenn nur einmal gehustet wurde oder er sich das Feuchte aus der Nase geholt hatte: Jetzt zerfiel ihm der Zahnschmelz, die Mundschleimhaut vertrocknete, seine ruinösen Zähne fielen heraus. Sein durch Neurotoxizität irreversibel geschädigtes Gehirn bekam keine neuen Stimulanzen mehr, hatte alle Rezeptoren abgeschaltet, die die Transmitter hätten besetzen können – und so wirkte gar nichts mehr, es war nur noch ein Abspulen der alten Wahnschlaufen: die Verfolgungsangst, die Panik vor den roten Pusteln, vor den Juden,

den Bolschewisten. Fürchterliche Kopfschmerzen setzten ein. Er begann, sich mit einer goldenen Pinzette die gelbliche Haut aufzubohren, mit aggressiven, nervösen Bewegungen, um die Bakterien zu entfernen, die durch die vielen Spritzen vermeintlich seine Körpergrenzen passiert hatten, in sein System eingedrungen waren und ihn jetzt von innen heraus zersetzten. Morell versuchte, einen Aderlass vorzunehmen, um dem Patienten irgendwie Erleichterung zu verschaffen, doch das Blut war durch die fetthaltigen, hormongesättigten Schweineleberspritzen so dickflüssig wie Gelee geworden und gerann sofort, weshalb die Massnahme scheiterte und Hitler mit einem letzten Anflug von Galgenhumor vorschlug, daraus könne man jetzt höchstens noch Führer-Blutwurst bereiten.⁴⁴¹

Ganz erbärmlich keuchte Patient A auf seinem harten Führer-Entzug, zitterte von oben bis unten vor Unruhe, kaute die Luft, verlor Gewicht, die Nieren versagten, ebenso sein Kreislauf. Konzentrieren konnte er sich kaum noch. Ein peinigendes Verlangen quälte ihn: ein unstillbarer Durst einer jeden einzelnen Zelle seines Körpers. Sein linkes Oberlid schwoll so an, dass er auf dem Auge nichts mehr sehen konnte, dauernd drückte und rieb er daran herum. Doch «eine Augenschutzklappe mag der Führer nicht tragen».⁴⁴² Nur für kurze Zeit verliess er den Bunker noch, schleppte sich in den Garten der Reichskanzlei, wo er über Gebäuderümpel stolperte und ihn der staubige Wind wie der Mantel der Niederlage umhüllte. Mühevoll ging es wieder zurück, es gab erneut Kuchen, mit Streuseln drauf, alles speziell für ihn zerbröckelt. Ohne funktionierendes Gebiss schlürfte er den Süßkram ein, wodurch zu viel Luft in die Gedärme trat: Gase entstanden. Alle warfen sie etwas hinein, in den Führer-Automaten, den sie selbst herangezüchtet, den sie selbst entwickelt hatten, und der kaputte Roboter zapelte noch einmal, tat irgendetwas, erteilte einen sinnlosen militäri-

schen Befehl, rächte sich an irgendjemandem, fällte Todesurteile gegen engste Mitarbeiter wie Karl Brandt, seinen früheren Begleitchirurgen, der im Ärztekrieg in Ungnade gefallen war.

Sebastian Haffner irrt, wenn er die Berichte über Hitlers körperlichen Verfall im Bunker unter der Reichskanzlei als «hoffnungslos überzeichnet»⁴⁴³ darstellt. Viel eher sind sie nicht präzise und nicht weitreichend genug, denn sie berücksichtigen nicht das mögliche Moment des Entzugs. Auch wenn es schwierig ist, aus dem zeitlichen Abstand und bei löchriger Materiallage eine Diagnose zu erstellen und eine Vergiftungserscheinung letztlich nicht zu beweisen ist: Es scheint, als hätte der verlorene Weltkrieg Hitler weniger bekümmert als die körperlichen Qualen, die er selbst durchlebte und die nicht aufhören würden bis zu seinem Selbstmord.

Noch stand der Potentat in dieser Zeit zu seinem Leibarzt, und als er am 3. März 1945 eine letzte Frontfahrt in den Oderbruch unternahm, verbot er Morell aus Sicherheitsgründen die Teilnahme. Der Leibarzt notierte nicht ohne Stolz: «Denn dabei könnte es nur zu schweren Verletzungen kommen durch Unfall und Tiefflieger. Wenn mir etwas passiere, hätte er keinen Arzt mehr. (...) Viel wichtiger sei ihm, unterwegs zu wissen, dass er mich stets zuhause bereit für ihn vorfinden würde.»⁴⁴⁴

Doch wie lange würde es dieses *Zuhause* noch geben? Am 7. März überquerten die Amerikaner die Brücke von Remagen und damit den Rhein. Im Osten fiel Danzig an die Russen, im Süden Wien. Morell behandelte zu diesem Zeitpunkt nur noch ins Blaue hinein, verabreichte Vitamine nebst galvanischen Strombehandlungen gegen pauschale Nervenschädigungen. Der Führer, der sich nie in die Spezialkliniken seiner Hauptstadt wie beispielsweise in die Charité gewagt hatte, gab derweil ein so verkommenes Bild ab, aus dem auch sein letzter grosser Zerstörungsversuch erst erklärbar scheint. Am 19. März 1945 erteilte er

den sogenannten Nero-Befehl, der seinen Nihilismus auf den Punkt brachte. Hitler ordnete nicht weniger als die komplette Verwüstung Deutschlands an: «Alle militärischen Verkehrs-, Nachrichten-, Industrie- und Versorgungsanlagen sowie Sachwerte innerhalb des Reichsgebiets (...) sind zu zerstören.»⁴⁴⁵ Alle Schleusen, Wehre, Talsperren, Kanalbrücken und Hafenanlagen seien zu sprengen, alle Elektrizitätsleitungen herauszureissen, alle Banken und noch übrig gebliebenen Kulturdenkmäler sollten dem Erdboden gleichgemacht werden. Zur kompletten Ausführung dieser letzten Ausgeburt des Hasses kam es aufgrund fehlender Ressourcen nicht mehr. Das Deutsche Reich hatte seine destruktiven Kräfte endgültig aufgebraucht – ebenso erschöpft waren die Vorräte in Hitlers Medikamentenkabine.

Am 8. April teilte Morell seinem Patienten mit, dass es auch keine Vitamultin-Täfelchen mehr gebe. Alles, was überhaupt noch vorrätig war, wurde nun gespritzt: obskure Stoffe wie Strophantose I und II, Benerva forte, Betabion forte, Omnadin – eilends requirierte Restposten. Substanzen, von denen kaum einer je gehört hatte, wurden plötzlich alle zwei Tage injiziert, machten in dieser Spätphase Karriere, wurden im Pharmasturm an die biochemische Front geworfen wie die Vierzehnjährigen, die eben noch die Schulbank gedrückt hatten, an die Flak.

Am 16. April 1945 begann der unmittelbare Angriff auf Berlin. Vier Tage später feierte Patient A sein letztes Wiegenfest. Morells Hände zitterten so stark, dass er bei der Geburtstagsinjektion einen Aussetzer hatte. Begleitarzt Stumpfegger musste ran und applizierte, was der Giftschrank noch hergab: «Strophantose, Betabion forte i. v. plus Harmin»⁴⁴⁶, Letzteres ein Alkaloid aus der Steppenraute. Dazu gab es zur oralen Einnahme eine verzweifelte Zugabe von Morell: «Die Herzkapseln habe ich noch mit Leber versetzt, dadurch soll eine starke stimulierende Wirkung erzielt werden.»⁴⁴⁷

DIE ENTLASSUNG

«Ich werde alle Männer der Geschichte weit hinter mir lassen. Ich will der Grösste werden, und wenn das ganze deutsche Volk dabei verreckt!»⁴⁴⁸

Adolf Hitler zu Theo Morell

Am Tag darauf, die Russen beschossen mit Stalinorgeln die Innenstadt, folgte die Entlassung des Leibarztes. Was nützte schon ein Dealer, der keinen Stoff mehr hatte und so herunter war, dass er nicht mehr spritzen konnte? «Glauben Sie, ich bin ein Narr?!», schleuderte Hitler dem verdatterten Morell entgegen, der ihn mit einem Tablett, auf dem eine irgendwo aufgetriebene Koffeinspritze lag, besuchte. «Sie wollen mir wahrscheinlich Morphin geben», wütete Hitler. Als Morell protestierte, packte sein Patient ihn am Kragen und giftete: «Gehen Sie nachhause, ziehen Sie Ihre Leibarzt-Uniform aus und tun Sie so, als hätten Sie mich nie gesehen!»⁴⁴⁹

Ein irrer Rat, denn Schwanenwerder war ausgebombt, die Fenster seiner Praxis am Kurfürstendamm mit Pappe vernagelt, die Zwischenwand des Wartezimmers zusammengestürzt. Mit beinahe komisch anmutender Eile verliess der dicke Doktor, nachdem er kurzzeitig vor Hitlers Füßen zusammengebrochen war, als dieser gedroht hatte, ihn erschiessen zu lassen, den Bunker, stieg unter Herzbeschwerden und Atemnot die 37 Stufen nach oben und warf sich in einen letzten verfügbaren Dienstwagen, weinend wie ein Kind. Um zwei Uhr nachmittags startete eine Condor – Maschine, völlig aufgelöst sass der geschasste Leibarzt darin. Tief über russische Linien und brennende Dörfer ging es, bei Partenkirchen wurde durch Scheinwerfer und Flak die amerikanische Frontlinie überquert und nach einigem Suchen auf einer noch benutzbaren Rollbahn des Fliegerhorstes Neubiberg im Süden von München aufgesetzt.

Ziel Morells war das Örtchen Bayerisch Gmain im Berchtesgadener Land, wohin er sein Forschungslabor evakuiert hatte. Ein paar Tage lang tat er dort so, als sei alles irgendwie in Ordnung, betrieb wie entückt Korrespondenz, kümmerte sich um sein kollabierendes Pharmageschäft, versuchte sein halb zusammengebautes Elektronenmikroskop, ein Geschenk Hitlers, in Betrieb zu nehmen, besprach sich mit einem letzten verbliebenen Mitarbeiter und bat, wohl schon halb wahn-sinnig, beim Finanzamt um Verlängerung der Frist zur Einreichung seiner Umsatz-, Körperschafts- und Gewerbesteuererklärung, «da wir infolge kriegsbedingter Personalschwierigkeiten vorher unseren Abschluss nicht fertig bekommen können».⁴⁵⁰

DAS FINALE GIFT

«Ich mache keine Politik mehr. Das widert mich so an.»⁴⁵¹

Adolf Hitler

Auch Göring hatte sich, in einer lächerlichen, aus allen Nähten platzen-den Tarnuniform steckend, nach Süddeutschland verdrückt. Er wollte, wenn schon, den Amerikanern in die Hände fallen, nicht den Sowjets. Auf Hitlers Handlungsunfähigkeit anspielend, schickte er aus Bayern ein Telegramm in den Bunker, in dem er seine Ambitionen auf die Füh- rernachfolge unterstrich. Hitler tobte über seinen Stellvertreter, warf ihm Schwäche und Verrat vor: Er wisse schon lange, dass Göring Mor- phinist sei* – und entthob ihn aller Positionen und Ämter.

* Bei seiner Festnahme durch die Alliierten trug Göring einen Koffer mit 24'000 Opioidtab- letten (vor allem Eukodal) bei sich und nahm täglich das Zwanzigfache einer üblichen Do- sierung ein. Im Palace Hotel in Gondorf, Luxemburg, wo man ihn internierte, wurde diese Menge von den amerikanischen Wachen und Ärzten allmählich reduziert.

Am 27. April verteilte Hitler an seine Getreuen Zyankali, bedauerte mit brüchiger Stimme, ihnen nichts Besseres anbieten zu können. Goebbels' Frau Magda wendete zunächst sechs der Kapseln bei ihren sechs Kindern an. Patient A liess Hund Blondi vergiften, als Test. Noch legte er nicht die Hand an sich selbst. In seinem politischen Testament, das er kaum mehr unterzeichnen konnte, weil seine Finger so zitterten, hetzte der an seinem eigenen Toxikum Krepierende noch ein letztes Mal gegen die Juden, versuchte, alle Schuld auf diese abzuwälzen, und bezeichnete sie als «Weltvergifter».

Vor dem Olympiastadion wurde derweil Methamphetamin an die Kids verteilt, damit sie sich nicht in die Hosen machten vor den anrückenden Panzern und der schweren Artillerie der Roten Armee. Als Morgengabe hatte Grossadmiral Dönitz noch eine Ergebnheitsadresse an den Gröfaz sowie eine Ladung frischer, dem Tode geweihter, weil für den Häuserkampf unausgebildeter Rekruten der Marine nach Berlin geschickt. In der Mitte der Hauptstadt geriet der Bunker ins Epizentrum der Kämpfe, die sich von allen Seiten näherten. An jeder Ecke explodierte oder implodierte es. Gemäuer erbebten unter den Einschlägen. Das Erdreich des Gartens der Reichskanzlei, in dem Hitler schon längst keine frische Luft mehr zu schnappen wagte, wurde immer und immer wieder aufgeworfen. Wo es im Augenblick einmal nicht schoss, da brannte es und stürzte aufstauend in sich zusammen, während ein Feuursturm Flammen und Rauch und allen Sauerstoff in die Höhe sog.

Es war kein stiller Ort, an dem sich dieser Untergang vollzog. Es war ein Inferno und das Ende eines Horrortrips, einer zwölf Jahre andauernden Phase des Wahns, in der sich Männer vor der Wirklichkeit gefürchtet, ihr immer mehr zu entfliehen versucht hatten und gerade deshalb schrecklichste Alpträume hatten wahr werden lassen. Die imaginierten Bazillen frassen Hitler in diesen letzten Stunden auf. Er hatte Zeit seines

Daseins versucht, sie zu eliminieren, doch es hatte nicht funktioniert. Jetzt plante er einen Doppelsuizid. Intensiv hatte er mit seinem engsten Zirkel das Problem erörtert: Was, wenn die Hand beim Abdrücken zu sehr zitterte? Er, der so viel Fürchterliches angerichtet hatte, würde sich jetzt aus der Verantwortung stehlen, und weil für einen goldenen Schuss kein Eukodal mehr griffbereit lag, wählte er Blei. Nur die Pistole ist stärker als die Nadel. Hastig wurde noch die Trauung mit Eva Braun vollzogen, die vom Berghof «in die belagerte Stadt»⁴⁵² gereist war, wie Hitler es pathetisch in seinem persönlichen Testament beschrieb. Nach der gespenstischen Hochzeitszeremonie gab es Spaghetti mit Tomatensosse an der Seite, Blausäure als Nachtschüssel und Kopfschuss mit einer 6.35 mm-Walther.

Am 30. April 1945 gegen 15.30 Uhr ging Patient A an seinem eigenen System der Realitätsverdrängung zugrunde, überdosiert an einer toxischen Mixtur, seinem ultimativen, von Anfang an zum Scheitern verurteilten Versuch, die Welt in einem totalen Rausch aufgehen zu lassen. Deutschland, Land der Drogen, der Weltflucht und des Welt Schmerzes, suchte den Superjunker. Und fand ihn in seiner dunkelsten Stunde in Adolf Hitler.

MORELLS IMPLOSION

Als Hitlers Ableben bekannt wurde, folgten überall im Reich gehorsame Volksgenossen in den Freitod. Die Ehre verlangte es so – oder die Furcht vor Konsequenzen. In Neubrandenburg beispielsweise waren es über sechshundert spontane Selbstmorde, in dem Städtchen Neustrelitz sechshunderteinundachtzig – über einhunderttausend in Deutschland insgesamt. Fünfunddreissig Generäle des Heeres, sechs Generäle der Luftwaffe, acht Admirale der Marine, dreizehn Generäle der Waffen-SS, fünf Generäle der Polizei, elf der dreiundvierzig Gauleiter, führen-

de Köpfe der Gestapo, des Reichssicherheitshauptamtes, etliche höhere SS- und Polizeiführer: Alle entfleuchten sie der Wirklichkeit und liesen sich von ihrem Führer führen, ein allerletztes Mal. Am 8. Mai 1945 kapitulierte die Wehrmacht. Einige Kampfschwimmer von Heyes K-Verbänden bekamen auf ihren Drogen davon nichts mit und agierten im Vollrausch noch vier Tage und Nächte lang bis zum 12. Mai weiter, in einem Krieg, den es nicht mehr gab.⁴⁵³

Mitte Mai 1945 wurde Theo Morell von einer Reporterin der *New York Times* in seinem Versteck in Bayern aufgespürt. Unter der Überschrift «Doctor Describes Hitler Injections» erschien ihr Artikel wenige Tage später. Kurz darauf geriet der Leibarzt a. D. in Bad Reichenhall in amerikanische Gefangenschaft, die knapp zwei Jahre andauern sollte. Morell redete in den vielen Verhören zusammenhangslos, widersprach sich häufig, verfiel in langes Schweigen und tiefste Depression. All das, was er sich angehäuft hatte, sein Ein-Mann-Pharmaimperium, war zerstört; die Transformation in eine neue Zeit schaffte Morell, im Gegensatz zu vielen anderen, nicht.

Über Hitler erfuhren seine Vernehmer dabei wenig; auch Kriegsverbrechen konnten sie dem vollkommen kraftlosen Arzt nicht nachweisen, der apathisch in seiner Zelle hing und paranoische Schübe durchmachte, bei denen er glaubte, Himmler sei noch immer hinter ihm her, wie beim Ärztekrieg. Als Zeuge für die Nürnberger Prozesse kam er ebenfalls nicht infrage. Aus seinem Mund war bis auf «Ich wollte, ich wäre nicht ich»⁴⁵⁴ kaum noch ein verständlicher Satz zu hören. So entliessen die Amerikaner den unförmigen, herzkranken Häftling im Frühsommer 1947 und legten ihn vor dem Hauptbahnhof in München ab. Dort kauerte Morell, der einst mächtige Mann mit den goldenen Äskulapstäben auf dem Kragenspiegel, in zerschlissenem Rock und ohne Schuhe auf dem nackten Pflaster, bis sich eine halbjudische Krankenschwester des Roten Kreuzes seiner erbarmte und in ein Spital in Tegernsee brachte, wo er am 26. Mai 1948 verstarb.

Arbeitsplatz: **REICHSKANZLEI**
BERLIN 970-86 CIC Personalbogen

1. Name **DR. MORELL** THEODOR
 (Vor-/Familienname) (Vor-/Taufname)

2. Andere von Ihnen benutzte Namen oder solche, unter welchen Sie bekannt sind: **GILBERT**

3. Geburtsdatum **22. 7. 864** Geburtsort **TRAIS-MÜNCHEN** Größe **176 MM**
ZENBERG

6. Gewicht **90 KG** 7. Haarfarbe **SCHWARZ** 8. Farbe der Augen **GRAU**

9. Narben, Geburtsmale oder Entstellungen **HYDOPHALLIE (ANGEBOREN)**

10. Gegenwärtige Anschrift: **UNTERS. GEFANGNIS**
 (Stadt, Straße und Hausnummer)

11. Ständiger Wohnsitz **BERL. KURFÜRSTEND. 216**
 (Stadt, Straße und Hausnummer)

12. Art der Ausweiskarte **ÄRZTLICH**, Nr. **KEIN**, Wehrpaßnummer **NEIN**

14. Reisepaß-Nr. **NEIN** 15. Staatsangehörigkeit **DEUTSCH** 16. Falls naturalisierter Bürger, geben Sie Datum und Einbürgerungsort an **NEIN**

17. Aufzählung aller Ihrerseits oder seitens Ihrer Ehefrau oder Ihrer beiden Großeltern innegehabten Adelstitel **KEINE** 18. Religion

19. Welcher Kirche gehören Sie an? **EVANGEL.** 20. Haben Sie offiziell oder inoffiziell Ihre Verbindung mit einer Kirche aufgelöst? **NEIN** 21. Falls ja, geben Sie Einzelheiten und Gründe an **NICHT BETREFF.** 22. Welche Religions-

zugehörigkeit haben Sie bei der Volkszählung 1939 angegeben? **EVANG.** 23. Führen Sie alle Vergehen, Uebertretungen oder Verbrechen an, für welche Sie je verurteilt worden sind, mit Angaben des Datums, des Orts und der Art **AUFOSCHWELK. (GOTHA)**

24. Waren Sie vom Militärdienst zurückgestellt? **JA** 25. Falls ja, geben Sie die genauen Umstände an **LEIBART HITLERS** 26. Waren Sie Generalsstähler? **NEIN**

27. Wann? **N. BETR.** 28. Waren Sie NS-Führungsoffizier? **NEIN** 29. Wann und in welchem Truppeverband? **NICHT BETR.**

30. Haben Sie in der Militärregierung oder Wehrkreisverwaltung irgendeines der von Deutschland besetzten Länder, einschließlich Oesterreich und Sudetenland, gedient? **NEIN** 31. Falls ja, geben Sie Einzelheiten über Ihre Ämter und Wachten sowie Ort und Zeitdauer des Dienstes an:
NICHT BETR.

«Arbeitsplatz Reichskanzlei» ...

32. Sind Sie bedingt, militärische Orden oder andere militärische Ehrenauszeichnungen zu tragen?
 Falls ja, geben Sie an, in welcher Verbindung verliehen wurde, das Datum, den Grund und Anlaß für die Verleihung: **UNGEFAHR 75 AUSZEICHN**

33. In der folgenden Liste ist anzuführen, ob Sie Mitglied einer der angeführten Organisationen waren und welche Ämter Sie darin bekleideten.

| | 1 ja oder nein | 2 von | 3 bis | 4 Nummer | 5 Höchstes Amt oder höchster Rang | 6 Antritts- datum |
|-------------------------------|-------------------------|----------|----------|-------------|---|-------------------------|
| 34. NSDAP. | JA | 1933 | ENDE? | | LEIBARZT | |
| 35. Allgemeine SS. | | | | | LEIBARZT WINDKAMANT | |
| 36. Waffen-SS. | | | | | | |
| 37. Sicherheitsdienst der SS. | | | | | | |
| 38. SA. | | | | | LEIBARZT | |
| 39. HJ, einschl. BdM. | | | | | | |
| 40. NS-Frauenschaft | | | | | | |
| 41. NSKK. | | | | | HITLERS | |
| 42. NSFK. | | | | | NICHT MEHR | |
| 43. Gestapo | | | | | ERINNERLICH | |
| 44. Geheime Feldpolizei | | | | | | |
| 45. RSHA | | | | | | |
| 46. KRIPO | | | | | | |
| 47. RAD | | | | | | |

48. Sind Sie jemals zu einem Schweigegebot für eine Organisation verpflichtet worden? **NEIN**

49. Falls ja, geben Sie die Organisation und Einzelheiten an:
NICHT BETREFF.

50. Waren Sie seit 1933 Mitglied einer verbotenen Oppositionspartei oder -gruppe? **NEIN!**

51. Welcher Art waren die Tätigkeiten, die Sie während der Zeit, in der Sie in militärischen, militärähnlichen, politischen, Gesetzvollzugs-, Schutz-, Aufklärungs- oder Luftschutzdiensten, wie z. B. der Organisation Totst, der Technischen Nothilfe, den Stoßtrupps, Werkstätten, dem Bismarckschutz, Postschutz, Funkschutz, Werkchutz, der Land- und Stadtwacht, Abwehr, des SD, der Gestapo und ähnlichen Organisationen, ausgeübt haben?
1) LUFTSCHUTZ

Die auf diesem Formular gemachten Angaben sind wahr und im Hin mir bewußt, daß jegliche Auslassung oder falsche und unvollständige Angabe ein Vergehen gegen die Verordnungen der Militärregierung darstellt und mich der Anklage und Bestrafung aussetzt.

NICHT MEHR BETREFFENDE

Fürhändige Unterschrift: **Georg Haider** Datum: **11. 11. 45.**
 Bescheinigung des unmittelbaren Dienstvorgesetzten

Ich bescheinige hiermit die Richtigkeit obigen Namens und obiger Unterschrift. Mit Ausnahme der nachfolgenden Punkte sind die in diesem Personalbogen gegebenen Antworten meines besten Wissens und Gewissens und im Rahmen der mir zur Verfügung stehenden Auskunftsmöglichkeiten richtig. Ausnahmen: (Das Wort „keine“ ist einzufüllen, falls solche nicht vorhanden sind).

Georg Haider, Wachtm. d. Hilfspolizei, Reichenhall.

Beglaubigung der Unterschrift:
 Fürhändige Unterschrift: **Georg Haider** Datum: **11. 11. 45.**

Morells Erfassungsbogen nach der Verhaftung, August 1945

DER TAUSENDJÄHRIGE RAUSCH

Im ewigen Historikerstreit, ob das Persönliche einer historischen Person geschichtlich relevant ist oder es viel eher um die Verhältnisse geht, vor denen die grossen Helden, Versager oder Täter nur wie austauschbare Puppen agieren, sollen beide Seiten zu ihrem Recht kommen. Die Differenzierung zwischen strukturellen Gründen und individuellen, gerade die Natur des Menschen einschliessenden Anlässen als Ursache wichtiger Ereignisse hat bereits der Athener Thukydides als Urvater der Geschichtswissenschaften angesprochen.⁴⁵⁵ Tatsächlich kommt im systemischen wie sehr persönlichen Substanzenmissbrauch Hitlers beides zusammen. Das macht seinen Fall so kompliziert – und so interessant. Wenn hier der Drogenkonsum des vorgeblichen Abstinenzlers untersucht wurde, dann nicht, um in der intimen Betrachtung nach Sensationen zu suchen. Wie Sebastian Haffner schreibt: «Die Fehler, die er machte, hatten meist ihre Wurzeln in Fehlern, die er *hatte*.»⁴⁵⁶ Nicht die finale Berliner Bunkerphase des Frühjahrs 1945 – der Untergang –, sondern die polytoxikomanischen Monate nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 – die Selbstausslöschung – sind am aussagekräftigsten, was Hitler und das Dritte Reich betrifft.

Bis heute und trotz aller Versuche, den Blick weg von der Person und hin auf die Struktur zu lenken, nehmen wir den deutschen Diktator als ein Symbol dafür wahr, wie sehr der Willen und die Kraft eines einzelnen Mannes die Geschichte formen konnten. So hatte es bereits sein Propagandaapparat zelebriert: eine Inszenierung, die lange funktioniert hat, zu lange. Denn die gesellschaftlichen Realitäten, die das Schicksal der Menschen und auch den Verlauf des Weltkrieges mitbestimmten, waren seit dem Herbst 1941 längst auch in Hitlers Adern angelangt und übten Einfluss auf ihn aus, von innen. Zwar war es so: Nur

weil Hitler es wollte, weil ein einzelner Mensch es sich so in den Kopf gesetzt hatte, griff Deutschland die Sowjetunion an. Aber auch dieser einzelne Mensch war ein Kind seiner Zeit. Unter diesem Blickwinkel betrachtet ist es fruchtbar, sich die Dekonstruktion des Hitler-Subjekts, das von seinen Zulieferern immer abhängiger wurde, vor Augen zu halten. Da war eine Gestalt, die an der Nadel hing, an mannigfaltigen Fäden. Im gleichen Masse, wie er die Welt in den Untergang führte, wurde Hitler Produkt der chemisch-modernen Epoche mitsamt ihrer in sich widersprüchlichen «Rauschgiftbekämpfung».

Wenn die zentrale These lautet, dass Drogen im Dritten Reich als künstliches Mobilisierungspotenzial genutzt wurden, um die mit der Zeit nachlassende Motivation auszugleichen und die Führungsclique funktionsfähig zu halten, müssen wir betonen, dass dieses dunkelste Kapitel unserer Geschichte nicht etwa deshalb derart entgleiste, weil zu viele Suchtmittel eingenommen wurden. Diese verstärkten nur, was ohnehin angelegt war. So trägt das vorliegende Buch vielleicht dazu bei, dass die pervertierte Welt des Dritten Reiches, die so umfassend den Kontakt zu einer lebenswerten Realität verlor und derart viel Leid schaffte, ein wenig besser vorstellbar wird.

DANK

«Die Herren Gelehrten (...) werden nicht verfehlen, meine Ideen durchaus lächerlich zu finden; oder auch, sie werden noch besser tun, sie werden sie vornehmerweise völlig ignorieren. Wissen Sie aber warum? Weil sie sagen, ich sei kein Mann vom Fache.»

Johann Wolfgang von Goethe⁴⁵⁷

Als Romanschriftsteller zum Autor eines historischen Sachbuches zu mutieren war ein überraschender, keinesfalls natürlicher, aber stets freudiger Prozess. Einige Mitstreiter, Freunde und enge Vertraute hatten an dieser Transformation regen Anteil. Begonnen hat alles mit Alexander Krämer, der mir erzählte, die Nazis hätten viele Drogen genommen – und ob man daraus nicht einen Filmstoff entwickeln könne. Wir gingen der Idee nach, und nachdem mir Janina Findeisen vorgeschlagen hatte, in die Archive zu steigen, um die tatsächlichen Begebenheiten zu recherchieren, wurde es immer spannender. In diesem Zusammenhang möchte ich allen mir behilflichen Archivaren in Berlin, Sachsenhausen, Koblenz, Marbach, München, Freiburg, Dachau und Washington ganz herzlich danken. Früh hat mich auch der Historiker Peter Steinkamp inspiriert. Ein weiterer Experte, dem mein besonderer Dank gilt, ist Volker Hartmann von der Sanitätsakademie der Bundeswehr. Auch meinen anderen Testlesern, Martina Aschbacher, Michael Dillinger, Frank Künster, Konrad Lauten und meinem Vater Wolfgang Ohler, ge-

bührt mein Merci. Von den Sachverständigen, die mir halfen, seien Winfried Heinemann, Peter Berz, Werner Berg sowie Gorch Pieken, wissenschaftlicher Direktor des Militärhistorischen Museums der Bundeswehr in Dresden, und sein Mitarbeiter Jens Wehner erwähnt, ebenso Hans Rodert, der mir die Überreste des Felsenests zeigte. Ein Special Thanks geht an Douglas Gordon, der nicht nur das Cover gestaltete. Eine unschätzbare Hilfe war mein Lektor Lutz Dursthoff, ebenso mein Agent Matthias Landwehr und Helge Malchow, mein Verleger, der die Initialidee hatte, diesen Stoff in einem Sachbuch zu erzählen. Und vor allem möchte ich mich bei Hans Mommsen bedanken, dem grossen Zeitgeschichtler und Historiker, der mich sehr unterstützt hat. Eines hat sich dabei in jedem Falle gezeigt: Ein sogenanntes Sachbuch ist ein kollektiver Prozess. Von ganzem Herzen geht deshalb mein Dank an alle, die mir geholfen haben – ob sie hier nun aufgeführt sind oder nicht.

Norman Ohler, Sils-Maria, Sommer 2015

**NACHWORT VON HANS MOMMSEN:
«NATIONALSOZIALISMUS UND DER VERLUST DER
POLITISCHEN REALITÄT»**

Norman Ohler behandelt eine bislang nicht hinreichend berücksichtigte Dimension des NS-Regimes: die Bedeutung der zunehmenden Verwendung von Aufputzmitteln für die nationalsozialistische Gesellschaft. In dem hier vorliegenden Buch wird anschaulich vorgeführt, wie die verordnete Volksgemeinschaft in immer umfassenderem Masse der Droge bedurfte, um zu funktionieren. Eine von den Nationalsozialisten propagierte idealistische Motivation wird dadurch stark relativiert. Der innere Zerfall der Diktatur deutet sich im gesteigerten Zugriff auf das chemische Antriebssubstitut bereits in den Vorkriegsjahren an. Norman Ohler spricht vom «Nationalsozialismus in Pillenform».

In der Schilderung der symbiotischen Beziehung zwischen Hitler und seinem Leibarzt Morell liegt dabei das grösste Verdienst dieses Buches. Jene Darstellungen sind umstürzend, weil zum ersten Mal ein Instrumentarium gefunden wurde, das die Vorgänge ab Herbst 1941 begreiflich macht. Eindrucksvoll zeigt Norman Ohler, wie das Führerhauptquartier immer führungsunfähiger wurde – und Hitler einen Prozess der Selbstausschaltung in Gang setzte. Es ist dies eine äusserst beunruhigende Exploration, wie Weltgeschehen durch medizinische Trivialitäten gesteuert werden kann. So wie auch das Volk immer mehr Auf-

putschmittel einnahm, reagierte auch die Staatsspitze mit zunehmender Medikamentierung auf die katastrophale Gesamtsituation. Sobald die Ideologie nicht mehr reichte, griff Hitler zur künstlichen Krücke, um vom eingeschlagenen Weg nicht mehr abzufallen. So setzte sich in der entscheidenden Phase vom ersten Kriegswinter vor Moskau bis zur Niederlage in Stalingrad die Tendenz zum Agieren in künstlichen Wahn weitendurch. Dies führte zu einer schweren Krise und letztlich zur inneren Auflösung. Es ist ebenso spannend wie erschreckend, hier zu lesen, wie Hitler seine persönliche Einsatzfähigkeit verlor. Frappant zeigt sich die wachsende Unfähigkeit an der Spitze, die militärischen und ökonomischen Realitäten wahrzunehmen. Es ist Norman Ohlers Verdienst, die Kehrseite der deutschen Kriegsführung schonungslos aufgedeckt zu haben. Dieses Buch ändert das Gesamtbild.

ANHANG

ANMERKUNGEN

1. Abgesehen von Werner Piepers brillanter Anthologie «Nazis on Speed. Drogen im 3. Reich», Birkenau-Löhrbach 2002.
2. Jens, Walter, «Statt einer Literaturgeschichte», München 2001, S. 11 ff.
3. Verschreibungspflichtige Pharmaka auf Methamphetaminbasis gibt es zwar mitunter noch, zum Beispiel in den USA (als AD HS-Medikament *Desoxyn*). Trotzdem ist Methamphetamin in summa weltweit nach den Betäubungsmittelverordnungen reglementiert und meist nicht verschreibungsfähig, sondern lediglich «verkehrsfähig», da es als Ausgangsstoff für die Arzneimittelherstellung dient. In Europa gibt es kein Pharmakon auf Methamphetaminbasis, nur die Analoga wie Methylphenidat und Dextroamphetamin.
4. Dansauer, Friedrich und Adolf Rieth, «Über Morphinismus bei Kriegsbeschädigten», Berlin 1931.
5. Fleischhacker, Wilhelm, «Fluch und Segen des Cocain», in: Österreichische Apotheker-Zeitung, Nr. 26, 2006.
6. Siehe «Viel Spass mit Heroin», in: Der Spiegel, 26/2000, S. 184ff.
7. Zitiert nach Pieper, a.a.O., S. 47.
8. Ridder, Michael de, «Heroin. Vom Arzneimittel zur Droge», Frankfurt 2000, S. 128.
9. Siehe Pieper, a.a.O., S. 26ff. und in diesem Zusammenhang auch S. 205.
10. BArch-Berlin R 1501, Akten betr. Vertrieb von Opium und Morphinum, Bd. 8, Bl. 502, 15.9.1922.
11. Zitiert nach Holzer, Tilmann, «Die Geburt der Drogenpolitik aus dem Geist der Rassenhygiene – Deutsche Drogenpolitik von 1933 bis 1972», Inauguraldissertation, Mannheim 2006, S. 32.
12. Auswärtiges Amt, AA/R 43309, Vermerk von Breitfeld (Opiumreferent im AA), 10.3.1935. Zitiert nach Holzer, a.a.O., S. 32.
13. Selbst angesehene liberale Historiker beteiligten sich an einer bewussten Verfälschung der amtlichen Aktenedition zur Vorgeschichte des

- Krieges. Siehe Mommsen, Hans, «Aufstieg und Untergang der Republik von Weimar 1918-1933», Berlin 2000, S. 105.
14. Mann, Klaus, «Der Wendepunkt», Reinbek 1984. Zitiert nach Gordon, Mel, «Sündiges Berlin – Die zwanziger Jahre: Sex, Rausch, Untergang», Wittlich 2011, S. 53.
 15. Pieper, a.a.O., S. 175.
 16. Von Ostini, Fritz, «Neues Berliner Kommerslied», auch genannt «Wir schnupfen und wir spritzen». Abgedruckt in: *Jugend*, Nr. 52, 1919.
 17. Pohlisch, Kurt, «Die Verbreitung des chronischen Opiatmissbrauchs in Deutschland», in: *Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie*, Bd. 79, 1931, S. 193-202, Anhang Tabelle II.
 18. So verabschiedete die NSDAP kein Parteiprogramm im herkömmlichen Sinne und verhehlte nie ihren irrationalen Ansatz. Ihre Strukturen blieben bis zum Ende chaotisch. Siehe Mommsen, a.a.O., S. 398.
 19. Grass, Günter, «Die Blechtrommel», Neuwied am Rhein und Berlin-West, 1959, S. 173.
 20. Der Ausspruch stammt von Georg Strasser. Zitiert nach Wellershoff, Dieter, «Der Ernstfall – Innenansichten des Krieges», Köln 2006, S. 57.
 21. Pieper, a.a.O., S. 210.
 22. Ebd., S. 364.
 23. BArch-Berlin R 1501/126497, Bl. 214, 216, 220.
 24. «Die Unterbringung dauert so lange als ihr Zweck es erfordert.» Zitiert nach Holzer, a.a.O., S. 191. Siehe auch: «Massregeln der Sicherung und Besserung», in §§42b, c RStGB: Unterbringung von straffälligen Süchtigen in Heil- und Pflege- oder Entziehungsanstalten. Diese Regelung war bis zum 1. Oktober 1953 in Kraft.
 25. Reichsärzteordnung vom 13.12.1935. Siehe auch Pieper, a.a.O., S. 171 und 214, sowie Fraeb, Walter Martin, «Untergang der bürgerlich-rechtlichen Persönlichkeit im Rauschgiftmissbrauch», Berlin 1937.
 26. Holzer, a.a.O., S. 179.
 27. Ebd., S. 273.
 28. BArch-Berlin R58/473, Bl. 22 (Mikrofiche).
 29. Zitiert nach Pieper, a.a.O., S. 380, ebenso das folgende Zitat.
 30. Ebd., S. 186 und 491.
 31. Freienstein, Waldemar, «Die gesetzlichen Grundlagen der Rauschgiftbekämpfung», in: *Der öffentliche Gesundheitsdienst*, Bd. A, 1936-37, S. 209-218. Siehe auch Holzer, a.a.O., S. 139.
 32. Gabriel, Ernst, «Rauschgiftfrage und Rassenhygiene», in: *Der öffentliche*

- Gesundheitsdienst, Teilausgabe B, Bd. 4, S. 245-253, zitiert nach Holzer, a.a.O., S. 138. Siehe auch Pieper, a.a.O., S. 213f.
33. Geiger, Ludwig, «Die Morphin- und Kokainwelle nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland und ihre Vergleichbarkeit mit der heutigen Drogenwelle», München 1975, S. 49 ff. Siehe auch: Scheer, Rainer, «Die nach Paragraph 42 RStGB verurteilten Menschen in Hadamar», in: Roer, Dorothee und Henkel, Dieter: «Psychiatrie im Faschismus. Die Anstalt Hadamar 1933-1945», Bonn 1986, S. 237-255, hier S. 247. Exemplarisch ist zum Beispiel der Fall des Zahnarztes Dr. Hermann Wirsting, der am 15.4.1940 zu einer Zwangstherapie in der Heil- und Pflegeanstalt Waldheim in Sachsen eintraf und bereits einen Tag später per Krankentransport in eine Tötungsanstalt abtransportiert wurde. Vgl. Holzer, a.a.O., S. 262, sowie Friedlander, Henry, «Der Weg zum NS-Genozid. Von der Euthanasie zur Endlösung», Berlin 1997, S. 191.
 34. Klee, Ernst, «Das Personenlexikon zum Dritten Reich – Wer war was vor und nach 1945», Frankfurt/M. 2003, S. 449.
 35. BArch-Berlin NS 20/140/8, Ärzteblatt für Niedersachsen, Nr. 5, Jg. 1939, S. 79f. (Bruns, Erich). Siehe Holzer, a.a.O., S. 278.
 36. Zitiert nach Binion, Rudolph, «... dass Ihr mich gefunden habt», Stuttgart 1978, S. 46.
 37. Reko, Viktor, «Magische Gifte: Rausch- und Betäubungsmittel der neuen Welt», Stuttgart 1938. Vielsagend bereits eine Aussage in Rekos faschistoidem Vorwort, S. IX: «In zwölf ausgewählten Kapiteln wird eine Anzahl betäubender Genussmittel geschildert, die, wie vor wenigen Jahren Koka, aus Kreisen niedriger Rassen ihren Weg in Kulturvölker zu nehmen drohen.»
 38. Hecht, Günther, «Alkohol und Rassenpolitik», in: Bekämpfung der Alkohol- und Tabakgefahren: Bericht der 2. Reichstagung Volksgesundheit und Genussgifte Hauptamt für Volksgesundheit der NSDAP und Reichsstelle gegen den Alkohol- und Tabakmissbrauch, Berlin-Dahlem, 1939.
 39. Kosmehl, Erwin, «Der sicherheitspolizeiliche Einsatz bei der Bekämpfung der Betäubungsmittelsucht», in: Feuerstein, Gerhart: «Suchtgiftbekämpfung. Ziele und Wege», Berlin 1944, S. 33-42, hier S. 34.
 40. Pohlisch, a.a.O., S. 72.
 41. Hiemer, Ernst, «Der Giftpilz. Ein Stürmerbuch für Jung und Alt», Nürnberg 1938.
 42. Zitiert nach Pieper, a.a.O., S. 364ff., ebenso das folgende Zitat.
 43. 45 Prozent der Ärzte, also überproportional viel, waren Mitglieder der

- NSDAP. Siehe Lifton, Robert Jay, «Ärzte im Dritten Reich», Stuttgart 1938, S. 37.
44. Das Präparat ist heute noch auf dem Markt, wirbt mit seinem «einzigartigen natürlichen Wirkstoff, Escherichia coli Stamm Nissle 1917» und kommt bei der Behandlung chronisch entzündlicher Darmerkrankungen zum Einsatz. Mutaflor ist rezeptpflichtig und wird von den Krankenkassen erstattet.
 45. Goebbels, Joseph, in: *Das Reich – Deutsche Wochenzeitung*, 31.12.1944, Leitartikel, S. 1f.
 46. Giesing, Erwin, «Bericht über meine Behandlung bei Hitler», Wiesbaden 12.6.1945, in: «Hitler as seen by his Doctors», Headquarters United States Forces European Theater Military Intelligence Service Center: OI-Consolidated Interrogation Report (CIR), National Archives at College Park, MD.
 47. «Heute wie 1914 erscheint die deutsche politische und wirtschaftliche Lage – eine von der Welt belagerte Festung – eine rasche Kriegsentscheidung durch Vernichtungsschläge gleich zu Beginn der Feindseligkeiten zu verlangen», äusserte der Vorstandsvorsitzende Carl Krauch programmatisch und nahm damit bereits die Konzeption des Blitzkrieges vorweg. Zitiert nach Frieser, Karl-Heinz, «Die Blitzkrieg-Legende – der Westfeldzug 1940», München 2012, S. 11.
 48. Propiophenon, ein Abfallprodukt der Grosschemie, wurde bromiert, dann durch Behandlung mit Methylamin und anschliessende Reduktion in das Ephedrin überführt, aus dem durch Reduktion mit Iodwasserstoff und Phosphor das Methamphetamin entstand. Siehe Kaufmann, Hans P., «Arzneimittel-Synthese», Heidelberg, 1953, S. 193.
 49. Reichspatentamt 1938: Patent Nr. 767.186, Klasse 12q, Gruppe 3, mit dem Titel «Verfahren zur Herstellung von Aminen». Eine Tablette enthielt drei Milligramm Wirkstoff.
 50. Landesarchiv Berlin, A Rep. 250-02-09/Nr. 218, Werbetrucksachen ohne Datum. Siehe auch Holzer, a.a.O., S. 225.
 51. Zitiert nach Pieper, a.a.O., S. 118f. Das sind sechs Milligramm Methamphetamin über den Tag verteilt – eine Dosierung, an die sich der Körper rasch gewöhnt, wodurch nach einigen Tagen der Anwendung die Wirkung nicht mehr wie zu Beginn verspürt wird. Diese Toleranzbildung führt zum sogenannten Craving, dem Verlangen nach einer Dosiserhöhung, um die angenehmen Effekte wiederzuerlangen. Gerät dabei das Konsumverhalten ausser Kontrolle und kann das Pharmakon nicht mehr problemlos abgesetzt werden, kommt es zur Sucht.

52. Püllen, C., «Bedeutung des Pervitins (1-Phenyl-2-methylaminopropan) für die Chirurgie», in: *Chirurg*, Bd. 11, H. 13, 1939, S. 485-492, hier: S. 490 und 492. Siehe auch Pieper, a.a.O., S. 119.
53. Haffner, E, «Zur Pharmakologie und Praxis der Stimulantien», in: *Klinische Wochenschrift*, Bd. 17, H. 38, 1938, S. 1311. Siehe ebenfalls Pieper, a.a.O., S. 119.
54. Snelders, Stephen und Toine Pieters, «Speed in the Third Reich: Methamphetamine (Pervitin) Use and a Drug History from Below», in: *Social History of Medicine Advance Access*, 2011.
55. Gerade bei dieser Berufsgruppe ist Methamphetamine bis heute äusserst beliebt. Siehe auch: Müller-Bonn, Hermann, «Pervitin, ein neues Analeptikum», in: *Medizinische Welt*, H. 39, 1939, S. 1315-1317. Zitiert nach Holzer, a.a.O., S. 230, und Pieper, a.a.O., S. 115.
56. Vgl. Seifert, W, «Wirkungen des 1-Phenyl-2-methylamino-propan (Pervitin) am Menschen», in: *Deutsche Medizinische Wochenschrift*, Bd. 65, H. 23, 1939, S. 914f.
57. Neumann, Erich, «Bemerkungen über Pervitin», in: *Münchener Medizinische Wochenschrift*, H. 33, 1939, S. 1266.
58. Eichholtz, Fritz, «Die zentralen Stimulantien der Adrenalin-Ephedrin-Gruppe», in: «Über Stimulantien», *Deutsche Medizinische Wochenschrift* 1941, S. 1355-1358. Siehe auch: *Reichsgesundheitsblatt* 15, 296 (1940). Auf Veranlassung des Reichsgesundheitsamts wurde die Herstellung der überdosierten Pralinen eingestellt. Die Firma Hildebrand brachte auch die koffeinhaltige «Scho-Ka-Kola» auf den Markt, die es bis heute gibt.
59. Hauschild, Fritz, «Über eine wirksame Substanz», in: *Klinische Wochenschrift*, Bd. 17, H. 48, 1938, S. 1257f.
60. Schoen, Rudolf, «Pharmakologie und spezielle Therapie des Kreislaufkollapses», in: *Verhandlungen der Deutschen Gesellschaft für Kreislaufforschung*, 1938, S. 80-112, hier S. 98. Zitiert nach Holzer, a.a.O., S. 219.
61. Siehe Graf, Otto, «Über den Einfluss von Pervitin auf einige psychische und psychomotorische Funktionen», in: *Arbeitsphysiologie*, Bd. 10, H. 6, 1939, S. 692-705, hier S. 695.
62. Lemmel, Gerhard, und Jürgen Hartwig, «Untersuchungen über die Wirkung von Pervitin und Benzedrin auf psychischem Gebiet», in: *Deutsches Archiv für Klinische Medizin*, Bd. 185, 5. und 6. H., 1940, S. 626ff.
63. Püllen C., «Erfahrungen mit Pervitin», in: *Münchener Medizinische Wochenschrift*, Bd. 86, H. 26, 1939, S. 1001-1004.
64. Haffner, Sebastian, «Anmerkungen zu Hitler», München 1978, S. 31 ff.

65. Mann, Golo, «Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts», Stuttgart/Mannheim 1958, S. 177.
66. Böll, Heinrich, «Briefe aus dem Krieg 1939-45», Köln 2001, S. 15.
67. Ebd., S. 16.
68. Ebd., S. 30.
69. Ebd., S. 26.
70. Ebd., S. 81.
71. Ebd., S. 22.
72. Wenzig, K., «Allgemeine Hygiene des Dienstes», Berlin-Heidelberg 1936, S. 288-307.
73. Ranke, Otto, «Ärztliche Fragen der technischen Entwicklung», in: Veröff. a.d. Geb. d. Heeres-Sanitätswesens, 109 (1939), S. 15. Siehe auch BArch-Freiburg RH 12-23/1882, Rankes Rede «Leistungssteigerung durch ärztliche Massnahmen» zum Stiftungsfest der MA, 19.2.1939, S. 7f.: «Ganz besonders wichtig wird das Pervitin bei langdauernder, körperlich wenig anstrengender Tätigkeit wie der des Kraftfahrens und des Fliegens bei der Überwindung langer Strecken sein, bei der bisher der Schlaf der gefährliche Feind ist.»
74. BArch-Freiburg RH 12-23/1882, Rankes Bericht an die Heeres-Sanitätsinspektion vom 4.10.1938.
75. BArch-Freiburg RH 12-23/1882, Rankes Vortrag über Weckmittel, Feb. 40, nicht gehalten, S. 6 sowie Rankes Bericht an die Lehrgruppe C über leistungssteigernde Mittel, 4.5.1939.
76. Zudem hatte es beim Einmarsch deutscher Truppen ins Sudetenland 1938 erste positive Erfahrungen mit Pervitin im Einsatz gegeben. Siehe BArch-Freiburg RH 12-23/1882, «Berichte über Pervitineinsatz, hier bei Einheit N.A. 39».
77. BArch-Freiburg RH 12-23/1882, Rankes Rede «Leistungssteigerung durch ärztliche Massnahmen» zum Stiftungsfest der MA, 19.2.1939, S. 7.
78. Benn, Gottfried, «Provoziertes Leben: ein Essay», in: Benn, Gottfried, «Sämtliche Werke. Band IV: Prosa 2», Stuttgart 1989, S. 318.
79. BArch-Freiburg 12-23/1882, Brief des Direktors des Physiologischen Instituts der Universität Wien an Ranke, 8.12.1941.
80. Ebd. Brief von Ranke an Lehrgruppe C, 4.5.1939.
81. Ebd. Brief von Ranke an Generalarzt Kittel vom 25.8.1939.
82. Ebd. Bericht an Ranke über den Einsatz von Pervitin.
83. Ebd. Wehrphysiologisches Institut der Militärärztlichen Akademie, Anlage zum Bericht 214a vom 8.4.1940.

84. Ebd. Bericht an Ranke über den Einsatz von Pervitin. Ebenso die beiden folgenden Zitate.
85. Ebd. Bericht Dr. Wirth, Betr: «Verwendung von Pervitin als Stärkungsmittel», 30.12.1939.
86. Wie zum Beispiel in der 20. Infanteriedivision. Siehe BArch-Freiburg RH 12-23/1842, Bericht von Stabsarzt Dr. Krüger.
87. BArch-Freiburg RH 12-23/1882, Bericht an Ranke über den Einsatz von Pervitin. Ebenso die beiden folgenden Zitate.
88. BArch-Freiburg RH 12-23/1882, Bericht von Oberarzt Grosselkeppeler vom 6.4.1940.
89. BArch-Freiburg RH 12-23/1882, Bericht von Oberstabsarzt Schmidt an Ranke vom 25.3.1940. Siehe ausserdem: BArch-Freiburg RH 12-23/271, Bericht Ranke an Lehrgruppe C, 13.1.1940, sowie BArch-Freiburg RH 12-23/1882, Bericht von Stabsarzt Dr. Krüger.
90. BArch-Freiburg RH 12-23/1882, «Erfahrungen mit Pervitin und ähnl. Stoffen», Armeearzt A. O. K. 6 (Haubendreisser), 15.4.1940.
91. BArch-Freiburg RH 12-23/1882, «Erfahrungen mit Pervitin, Elastonon usw.», Korpsarzt IV. Armeekorps (Günther), 8.4.1940.
92. Ballhausen, Hanno (Hg.), «Chronik des Zweiten Weltkrieges», München 2004, S. 27.
93. Mann, Golo, a.a.O., S. 915f.
94. Kroener, Bernhard R., «Die personellen Ressourcen des Dritten Reiches im Spannungsfeld zwischen Wehrmacht, Bürokratie und Kriegswirtschaft 1939-1942», in: Müller, Rolf-Dieter und Hans Umbreit, «Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg», Bd. 5.1: Organisation und Mobilisierung des Deutschen Machtbereichs, Kriegs Verwaltung, Wirtschaft und personelle Ressourcen 1939-1941, 1988, S. 826.
95. Siehe Frieser, a.a.O., S. 11,43 und 57.
96. Speer, Albert, «Erinnerungen», Frankfurt/M. 1969, S. 431.
97. BArch-Freiburg RH 2/768, Handakten Halder, Hans-Adolf, Bl. 6 (Rückseite).
98. BArch-Freiburg H 20/285/7, Wehr physiologisches Institut, 16.10.1939, Betr.: «Pervitin». Siehe auch: Brief vom 16.10.1939 an Winkler sowie RH 12-23 /1644 und Kriegstagebuch Ranke, Eintrag vom 4.1.1940.
99. BArch-Freiburg RH12-23/1644, Kriegstagebuch Ranke, Eintrag vom 8.12.1939.
100. BArch-Freiburg RH12-23 /1644, Brief Ranke an Zechlin vom 24.1.1940. Siehe auch BArch-Freiburg RH 12-23/1882, Rankes Rede «Leistungs-

- steigerung durch ärztliche Massnahmen» zum Stiftungsfest der MA, 19.2.1939, S. 5: «Ich muss für mich selbst und alle Helfer bestätigen, dass wir unter Pervitin stets uns begeistert auf die Arbeit gestürzt haben und dabei das Empfinden hatten, dass auch schwierige Arbeit leichter bewältigt wird, dass besonders der Entschluss zum Anpacken schwieriger Aufgaben sehr viel leichter fällt.»
101. BArch-Freiburg RH12-23/1644, Kriegstagebuch Ranke, Eintrag vom 8.11.1939, S. 6.
 102. Ebd., Eintrag vom 19.11.1939, S. 16.
 103. Kramer, Eva, «Die Pervitingefahr», in: Münchener Medizinische Wochenschrift, Bd. 88, H. 15, 1941, S. 419ff.
 104. Liebendörfer, «Pervitin in der Hand des praktischen Nervenarztes», in: Münchener Medizinische Wochenschrift, Bd. 87, H. 43, 1940, S. 1182.
 105. Benn, a.a.O., S. 317.
 106. BArch-Berlin R22/1475, Bl. 395, Conti an Reichsjustizministerium am 21.10.1939. Ebenso die beiden folgenden Zitate.
 107. BArch-Berlin R36/1360, «An die ehrenamtlichen Mitglieder der früheren R.f.R.», 19.10.1939.
 108. Reichsgesetzblatt 1 (1939), S. 2176; Reichsgesundheitsblatt (1940), S. 9: «Phenylaminopropan und seine Salze (z. B. Benzedrin, Aktedron, Elastonon) und Phenylmethylaminopropan und seine Salze (z. B. Pervitin) sind durch die Polizeiverordnung des Reichsministeriums des Innern über die Abgabe von Leberpräparaten und anderen Arzneimitteln in den Apotheken dem jedesmaligen Rezeptzwang unterstellt.»
 109. Conti, Leonardo, «Vortrag des Reichsgesundheitsführers Dr. Conti vor dem NSD-Ärztebund, Gau Berlin, am 19. März 1940, im Berliner Rathaus», in: Deutsches Ärzteblatt, Bd. 70, H. 13, 1940, S. 145-153, hier S. 150.
 110. Speer, Ernst, «Das Pervitinproblem», in: Deutsches Ärzteblatt, H.1, 1941, S. 4-6 und 15-19, hier S. 19. Siehe auch Holzer, a.a.O., S. 238f.
 111. BArch-Freiburg RH 12-23/1575, Brief Conti an Handloser vom 17.2.1940 sowie Antwortschreiben Handloser an Conti vom 26.2.1940.
 112. «Durch Verlegen des Schwerpunkts auf den Südflügel müssen die in Nordbelgien zu erwartenden starken Feindkräfte abgeschnitten und damit vernichtet werden.» RH 19 1/41, Akten HGr 1: Entwurf einer Notiz Mansteins für das Kriegstagebuch, 17.2.1940, Ani. 51 (Bl. 174L); siehe auch BArch-Freiburg RH 19 1/26, Notiz über Führer-Vortrag, Bl. 121 f.
 113. Zitiert nach Frieser, a.a.O., S. 81.

114. BArch-Freiburg, Nachlass Erich von Manstein, Notiz Nr. 32.
115. Waldmann, Anton: Unveröffentlichtes Tagebuch, Eintrag vom 13.4.1940, Wehrgeschichtliche Lehrsammlung des Sanitätsdienstes der Bundeswehr.
116. BArch-Freiburg RH 12-23/1882, «Leistungssteigerung durch ärztliche Massnahmen» sowie Rankes Vortrag über Weckmittel, ausgearbeitet Feb. 1940 (nicht gehalten).
117. Ebd., Brief des Korpsarztes b. d. Gruppe von Kleist, Dr. Schmidt, an Ranke, 15.4.1940.
118. Ebd., Heeres-Sanitätsinspekteur, 17.4.1940, «Betr. Weckmittel», inkl. Anlage 1 und Anlage 2.
119. Ebd.
120. BArch-Freiburg RH 12-23/1884, «Auslieferung von Pervitin und Isophen vom Hauptsanitätspark an Heer und Luftwaffe».
121. BArch-Freiburg RH 21-1/19, Ia/op Nr. 214/40 vom 21.3.1940, S.2.
122. Wahl, Karl, «... es ist das deutsche Herz», Augsburg 1954, S. 246. Siehe auch Leeb, Wilhelm Ritter von, «Tagebuchaufzeichnung und Lagebeurteilungen aus zwei Weltkriegen. Aus dem Nachlass», herausgegeben und mit einem Lebensabriss versehen von Georg Meyer, Stuttgart 1976, in: Beiträge zur Militär- und Kriegsgeschichte, Bd. 16, S. 184.
123. Laut Guderian eine von ihm selbst «oft gebrauchte Redewendung». Siehe auch Guderian, Heinz, «Erinnerungen eines Soldaten», Stuttgart 1960, S. 95.
124. Interview im ZEIT-Magazin vom 7.5.2015, S. 50.
125. Zitiert nach Frieser, a.a.O., S. 114.
126. Ebd., S. 136.
- 12.7. Die Personalstärke der Division betrug knapp 400 Offiziere, 2'000 Unteroffiziere und ca. 9300 Soldaten.
128. BArch-Freiburg RH 12-23/1882, siehe dort zum Beispiel die «Vorlage eines Erfahrungsberichtes über Anregungsmittel» vom 23.2.1940, S. 2: «...wurden in der nächsten Nacht an Fahrer und Beifahrer je 2 Tabletten ausgegeben mit der Weisung, sie in den Aufschlag der Feldmütze zu legen und bei Bedarf, spätestens aber um 1 Uhr nachts einzunehmen.»
129. Siehe auch Frieser, a.a.O., S. 195 ff.
130. Fischer, Wolfgang, «Ohne die Gnade der späten Geburt», München 1990, S. 62 ff.
131. BArch-Freiburg N 802/62, Nachlass Guderian, «Aus dem 3. Bericht über die Fahrten des Kommandierenden Generals während des Einsatzes in Frankreich», Bl. 008.

132. Ebd, Bl. 010.
133. Bloch, Marc, «Die seltsame Niederlage: Frankreich 1940», Frankfurt/M. 1995, S. 93ff.
134. Zitiert nach Frieser, a.a.O., S. 219.
135. Mündliche Auskunft.
136. Frieser, a.a.O., S. 419.
137. Dies bezieht sich nicht nur auf den Zweiten Weltkrieg, sondern gilt für die konventionelle Kriegsführung bis heute, bei der die Panzer unvermindert eine Hauptrolle spielen.
138. Das sogenannte Rucksack-Prinzip. So zeigen diese ersten Tage des Feldzuges, wie entscheidend eine militärische Operation von der Versorgung auf der logistischen, also der untersten Ebene bestimmt wird. Siehe in diesem Zusammenhang auch Kielmansegg, Johann Adolf Graf von, «Panzer zwischen Warschau und Atlantik», Berlin 1941, S. 161.
139. Zitiert nach Frieser, a.a.O., S. 162.
140. BArch-Freiburg N 802/62, Nachlass Guderian, a.a.O., Bl. 007 u. Bl. 011/012.
141. Churchill, Winston, «Zweiter Weltkrieg», Bd. II, 1. Buch, Stuttgart 1948/49, S. 61.
142. BArch-Koblenz N 1348, Brief Morell an seine Frau vom 3.6.1940.
143. Frieser, a.a.O., S. 336.
144. Zitiert nach Frieser, a.a.O., S. 326, ebenso das folgende Zitat.
145. Churchill, a.a.O., S. 65.
146. Ironside, Edmund, «Diaries 1937-1940», New York 1962, S. 317.
Zitiert nach Frieser, a.a.O., S. 325.
147. Halder, Franz, «Kriegstagebuch. Tägliche Aufzeichnungen des Chefs des Generalstabes des Heeres 1939-1942», Bd. 1, 1964, S. 302, zitiert nach Frieser, a.a.O., S. 322.
148. BArch-Koblenz N 1348, Brief Morell an seine Frau, 26.5.1940.
149. Ebd., Brief Morell an seine Frau, 28.5.1940.
150. Ironside, a.a.O., S. 333.
151. Hansen, Hans-Josef, «Felsennest, das vergessene Hauptquartier in der Eifel», Aachen 2008, S. 81.
152. Die Deutsche Wochenschau Nr. 22 vom 22.5.1940.
153. Die Gestapo sammelte fleissig Beweise über Görings Sucht.
Siehe zum Beispiel Speer, a.a.O., S. 278.
154. Berliner Lokal-Anzeiger, Zentralorgan für die Reichshauptstadt, Tagesausgabe Gross-Berlin, 1.6.1940, S. 1.

155. Zitiert nach Hesse, Reinhard, «Geschichtswissenschaft in praktischer Absicht», Stuttgart 1979, S. 144.
156. Zitiert nach Bradley, Dermot, «Walther Wenck, General der Panzertruppe», Osnabrück 1982, S. 146.
157. BArch-Freiburg RH 12-23/1931, «Bericht über die Kommandierung zur Gruppe Kleist», 12.7.1940.
158. Ebd.
159. BArch-Koblenz N 1348, Brief Morell an seine Frau, 3.6.1940.
160. Unveröffentlichtes Kriegstagebuch des Heeres-Sanitätsinspektors, zur Verfügung gestellt von Dr. Volker Hartmann, Sanitätsakademie der Bundeswehr.
161. BArch-Freiburg ZA 3/163, Kriegstagebuch Waldau, Chef des Luftwaffenführungsstabes: März 1939 bis 10.4.1942, Eintrag vom 25.5.1940.
Vgl. auch: BArch-Freiburg ZA 3/163, Schmid, «Feldzug gegen Frankreich 1940», sowie BArch-Freiburg ZA 3/58, USAF History Project, S. 16, in: Ob. d. L./Führungsstab le, Nr. 10641/40 geh., Überblick über den Einsatz der Luftwaffe bei den Operationen in den Niederlanden, in Belgien und Nordfrankreich, 3.6.1940.
162. Guderian, Heinz, «Erinnerungen eines Soldaten», Stuttgart 1986, S. 118.
163. Berliner Lokal-Anzeiger, Zentralorgan für die Reichshauptstadt, Tagesausgabe Gross-Berlin, 20.6.1940, S. 2, «Sturmfahrt bis zur Grenze der Schweiz».
164. BArch-Freiburg RH 12-23/1931, «Bericht über die Kommandierung zur Gruppe Kleist», 12.7.1940, ebenso die vier folgenden Zitate.
165. BArch-Freiburg RH 12-23/1882, Brief von Oberstarzt Dr. Seyffardt, «Bet: Pervitinmissbrauch», an Oberstabsarzt Dr. Althoff, 16.5.1941, Feldpostnr: 28806.
166. BArch-Freiburg RH 12-23/1882, Aktennotiz Ranke, 25.4.1941.
167. BArch-Freiburg RH 12-23/1882, Ranke an Stabsarzt Dr. Scholz, 27.5.1941.
168. IfZArch, MA 617, Rolle 2, siehe Brief Fa. Hamma an Morell vom 27.5.1941: Als natürliche Vitaminträger der Ausgabe SRK werden Hagebuttenpulver, Roggenkeime, Aneurin und Nikotinsäure angegeben, als Geschmacksträger «Vollmilchpulver, Kakao und etwas Kakaobutter».
169. Ebd., Brief Fa. Hamma an Apotheker Jost, 29.10.1942.
170. BArch-Koblenz N 1348, Brief Morell an seine Frau, 16.5.1940.
171. BArch-Freiburg R43, Brief Fa. Hamma an das SS-Führungshauptamt / Sanitätsamt, 26.8.1941.

172. Die SS verwendete Morells Vitamultin auch im Russlandkrieg, siehe Bestätigung Himmlers vom 12.1.1942 (IfZArch, MA 617, Rolle 2): «Der Führer hat angeordnet, dass sofort den Einheiten der Waffen-SS an der Ostfront geeignete Vitaminpräparate zugeführt werden. Mit der Herstellung dieser Vitaminpräparate ist die Firma HAMM A GmbH, Hamburg, beauftragt. Es wird gebeten, diese Firma bei der Beschaffung der notwendigen Rohstoffe und Hilfsmittel auf jede Weise zu unterstützen, damit dieser Befehl des Führers termingemäss ausgeführt werden kann. *Der Reichsführer-SS*».
173. BArch-Koblenz N 1348, Brief Morell an seine Frau, 16.5.1940.
174. Brief Morell an Göring wg. Hippke, Records of Private Individuals (Captured German Records), Dr. Theo Morell, National Archives Microfilm Publication T253, Roll 35. National Archives, College Park, MD.
175. BArch-Freiburg ZA 3/801, Suchenwirth, Richard, «Hermann Göring», unveröffentlichte Studie, S. 42 f.
176. Aidgate, Anthony, und Jeffrey Richards, «Britain can take it: The British Cinema in the Second World War», Second Edition, London 2007, S. 120.
177. Luttitz, Horst, Freiherr von, zitiert aus «Schlaflos im Krieg», Dokumentarfilm von Pieken, Gorch und Sönke el Bitar, Arte 2010.
178. Aus: Steinhoff, Johannes, «Die Strasse von Messina», Berlin 1995, S. 177ff., ebenso die beiden folgenden Zitate. Steinhoff, der darin seine Weltkriegseinsätze literarisch-kritisch reflektiert, war in den Fünfzigerjahren einer der Hauptverantwortlichen für den Aufbau der Luftwaffe bei der Bundeswehr. Später wurde er zum Vorsitzenden des NATO-Militärausschusses, bevor er Mitte der Siebzigerjahre in die Rüstungsindustrie wechselte. Der geschilderte Methamphetamineinsatz stammt aus dem Jahr 1943 und liest sich so, als ob Steinhoff, der auch Teilnehmer der «Luftschlacht um England» von 1940 war, hier seinen ersten und einzigen Gebrauch des Aufputzmittels schildert.
179. Osterkamp, Theo, «Durch Höhen und Tiefen jagt ein Herz», Heidelberg 1952, S. 245. Siehe auch Speer, a.a.O., S. 272.
180. Falck, Wolfgang, «Falkenjahre. Erinnerungen 1903-2003», Moosburg 2003, S. 230.
181. Overy, Richard, J., «German Aircraft Production 1939-1942», in: Study in the German War Economy, zugl. Diss. Queens College, Cambridge 1977, S. 97.
182. BArch-Freiburg ZA 3/842, Göring zu Oberstleutnant Klosinski, Kommandore des K. G. 4, im Herbst 1944, zitiert aus Befragungsprotokoll Klosin-

- skis durch Suchenwirth am 1.2.1957, siehe Onlinepublikation <http://hss.ulb.uni-bonn.de/2005/0581/0581.pdf>.
183. Im Ersten Weltkrieg kein unübliches Mittel, um die Müdigkeit zu überwinden. In seinem Vortrag über Weckmittel, Feb. 40, nicht gehalten (BArch-Freiburg, RH 12-23/1882), geht auch Ranke darauf ein, lehnt es für seine Zeit aber ab: «Die Weckmittel sind hoch wirksame Arzneimittel. Das Cokain (...) scheidet für die militärische Verwendung wegen der entstehenden Sucht mit schweren körperlichen und charakterlichen Schäden aus.»
 184. BArch-Freiburg ZA 3/326, stenographischer Bericht über die Besprechung beim Reichsmarschall am 7.10.1943, «Betr.: Heimatverteidigungsprogramm».
 185. Linge, Heinz, «Bis zum Untergang», München 1980, S. 219.
 186. Wiedergegeben nach «Udets Ernst, Spasspilot, Kriegsverbrecher und komischer Zeichner», in Meurer, Christian, «Wunderwaffe Witzkanone – Heldentum von Hess bis Hendrix», Essay 09, Münster 2005, S. 73 ff.
 187. Deutsches Nachrichtenbüro Berlin, 18.11.1941. Zitiert aus Udet, Ernst, «Mein Fliegerleben», Berlin 1942.
 188. Siehe auch Suchenwirth, Richard, «Ernst Udet – Generalluftzeugmeister der deutschen Luftwaffe», unveröffentlichte Studie, BArch-Freiburg ZA 3/805.
 189. Methamphetamin ist zum einen deutlich potenter als Amphetamin und zum anderen bei unsachgemäßem Gebrauch (zu hoch dosiert, zu oft eingenommen) nachweislich neuro toxisch. Es setzt die Ausbildung und Verfügbarkeit von Serotonin und Dopamin im Zentralnervensystem herab und kann die Neurochemie des Körpers nachhaltig verändern.
 190. BArch-Freiburg RH 12-23/1884, Brief Conti vom 20.12.1940.
 191. BArch-Freiburg RH 12-23/1884, Brief Handloser vom 20. und 29.1.1941.
 192. Speer, Ernst, a.a.O., S. 18.
 193. Holzer, a.a.O., S. 242f.
 194. Holzer, a.a.O., S. 245ff.
 195. BArch-Berlin NS 20-139-6/Rundschreiben Vg. 9/41, NSDAP, Hauptamt für Volksgesundheit, 3.2.1941, Conti. Zitiert nach Holzer, a.a.O., S. 244.
 196. RGB1.I, 12.6.1941, S. 328: «6. Verordnung über Unterstellung weiterer Stoffe unter die Bestimmungen des Opiumgesetzes».
 197. Erfahrene Sanitätsoffiziere wie Heeres-Sanitätsinspekteur Anton Waldmann hatten bereits früh gewarnt: «Das Volk ist nervös, gereizt.

- Die Beanspruchbarkeit ist erhöht – seine ausserordentlich gesteigerte Leistung – hierin liegt aber auch die Gefahr eines totalen plötzlichen Versagens, wenn man jetzt nicht abreagiert und Ruhe, Schlaf, Erholung und Erfolg hat.» Waldmann, a.a.O., Tagebucheintrag vom 1.11.1940.
198. Bestätigung der Reichsstelle «Chemie» vom 7.5.1941 an Fa. Temmler: «Gemäss dem Erlass des Vorsitzenden des Reichsverteidigungsrates, Ministerpräsident Reichsmarschall Göring, über die Dringlichkeit der Fertigungsprogramme der Wehrmacht», Landesarchiv Berlin, A Rep. 250-02-09 Temmler.
199. IFZArch, MA 617, Rolle 2, Manuskript einer Rede Theo Morells, S. 4. Ganz Kind seiner Zeit, vereint er hier zwei Zitate, die von einer klassischen paternalistischen Rollenverteilung zwischen Arzt und Patient ausgehen: «Das Vertrauensverhältnis ...» stammt aus dem Buch des westpreussischen Arztes und medizinischen Schriftstellers Erwin Liek (1878-1935) «Der Arzt und seine Sendung» (1925), der letzte hier angeführte Satz von Bismarcks Leibarzt Emil Schweninger.
200. Fest, a.a.O., S. 737.
201. Ebd., S. 992.
202. Der Spiegel, 42/1973, S. 201.
203. Gisevius, Hans Bernd, «Adolf Hitler. Versuch einer Deutung», München 1963, S. 523.
204. Kershaw, Ian, «Hitler 1889-1945 – Das Standardwerk», München 2008, S. 850. Auch an anderer Stelle (S. 947) bleibt Kershaw merkwürdig unerschlüssig: «Morell und seine Heilkunst waren weder ein wichtiges noch ein unwichtiges Element zur Erklärung von Deutschlands Elend im Herbst 1944.»
205. Siehe Neumann, Hans-Joachim und Henrik Eberle, «War Hitler krank? – Ein abschliessender Befund», Köln 2009, S. 97 und 100.
206. BArch-Koblenz N1348, Eintrag Morell 8.11.1944.
207. «Gutachten über Professor Morell», Camp Sibert, 15.1.1946, Entry ZZ-5. In: IRR-Personal Name Files, RG NO. 319, Stack Area 230, Row 86, Box 11, National Archives at College Park, MD.
208. Ebd.
209. Special Report Nr. 53 nennt als Experten Prof. Dr. Felix Haffner, Leiter des Pharmakologischen Instituts der Universität Tübingen, Prof. Dr. Konrad Ernst, ebenfalls von der Universität Tübingen, sowie einen Dr. Theodor Benzinger von Krebsstein: «On 23 April 1947, these three scientists signed a written statement to the effect that from the existing files of infor-

- mation nothing could be found to point to the possibility that Hitler had often received narcotics.» Zudem wurde Prof. Dr. Heubner vom Pharmakologischen Institut der Berliner Universität kontaktiert, ebenso wie Prof. Dr. Linz, Leiter der Opiumstelle im Reichsgesundheitsamt. Beide wiesen es zurück, dass Hitler Betäubungsmittel in grösserem Ausmass erhalten haben könne. Doch es gab auch andere Stimmen: Der ebenfalls befragte Kriminalpolizist Jungnickel vom Rauschgiftdezernat Berlin sowie Herr Jost, Besitzer der Engel-Apotheke in Berlin-Mitte, und Prof. Müller-Hess, Direktor des Instituts für gerichtliche Medizin und Kriminalistik der Berliner Universität, geben an, dass es sehr wohl möglich war, dass Hitler von seinem Leibarzt mit Opiaten versorgt worden sei – ohne aber über Quantitäten und mögliche Auswirkungen Angaben machen zu wollen oder können. In: IRR impersonal Files, RG NO. 319, Stack Area 770, Entry 134A, Box 7: «Hitler, Poisoning Rumors», XE 198119, National Archives at College Park, MD.
210. «... in order to provide further material for the debunking of numerous Hitler myths», ebd.
 211. BArch-Koblenz NI 118, Nachlass Goebbels, Brief an Hitler, Weihnachten 1943.
 212. Schramm, Percy Ernst, «Adolf Hitler – Anatomie eines Diktators» (5. und letzte Fortsetzung), in: Der Spiegel 10/1964.
 213. Zitiert nach Schenck, Ernst Günther, «Dr. Morell. Hitlers Leibarzt und seine Medikamente», Schnellbach 1998, S. 110.
 214. BArch-Koblenz N 1348, Ärztliches Kalenderblatt Morells vom 18.8.1941.
 215. BArch-Koblenz N1348, Eintrag Morell 9.8.1943.
 216. BArch-Freiburg RH 12-23/18 84. Siehe auch Holzer, a.a.O., S. 247.
 217. BArch-Koblenz N1348, Eintrag Morell 8.8.1941.
 218. BArch-Koblenz N1348, Eintrag Morell 8.8.1941. Zur Zusammensetzung des Glyconorm siehe in Morells Nachlass an dieser Stelle seinen Brief vom 2.12.1944.
 219. BArch-Koblenz N1348, Eintrag Morell 8.8.1941.
 220. BArch-Koblenz N1348, Eintrag Morell 11.8.1941.
 221. Keller, Philipp, «Die Behandlung der Haut- und Geschlechtskrankheiten in der Sprechstunde», Heidelberg 1952.
 222. BArch-Koblenz N1348, Eintrag Morell 27.8.1941.
 223. Eine Übersicht mit Erklärungen zu den einzelnen Pharmaka, die Hitler einnahm, findet sich hier:
www.jkris.dk/jkris/Histomed/hitlermed/hitlermed.htm.

224. Zitiert nach Katz, Ottmar, «Prof. Dr. med. Theo Morell – Hitlers Leib-
arzt», Bayreuth 1982, S. 219.
225. Schramm, Percy E. (Hg.), «Kriegstagebuch des Oberkommandos
der Wehrmacht 1940-1941», Teilband II, 1982, S. 673.
226. Ebd., Eintrag vom 21.10.1941, S. 716.
227. BArch-Freiburg RH 12-23/1882, Dr. Güther, Otto, «Erfahrungen mit Per-
vitin», 27.1.1942.
228. Dies galt auch für die Marine, siehe den Ausbruch des Schweren Kreuzers
Prinz Eugen aus dem Hafen von Brest. Dort war das Kriegsschiff immer
wieder britischen Bomberangriffen ausgesetzt. Um seine Versenkung und
damit einhergehenden Prestigeverlust zu verhindern, orderte Hitler die
Rückführung an, gemeinsam mit den ebenfalls betroffenen Schlachtschif-
fen *Gneisenau* und *Scharnhorst*. Das Problem bestand darin, dass der Är-
melkanal durchquert werden musste, um die beinahe zwei Tagesreisen
entfernte Deutsche Bucht zu erreichen. In den zurückliegenden Jahrhun-
derten war es keiner feindlichen Flotte je gelungen, unbeschadet die über
dreihundert Meilen lange britische Küste zu passieren. Der Oberbefehls-
haber der Marine widersprach deshalb dem Unternehmen wegen «Un-
möglichkeit seiner Durchführung» mehrfach. Doch als in der Nacht des
11. Februar 1942 der Hafen von Brest im dichten Nebel lag und die Be-
satzung des britischen U-Bootes, das die deutsche Basis bewachte, sich
schlafen legte, weil sie mit einem Auslaufen der Flotte um diese Uhrzeit
nicht mehr rechnete, wurden die Taue gelöst. Es folgte eine 48-stündige
Fahrt im Gefechtszustand, bei der niemand schlafen durfte. Alle Mann
befanden sich ununterbrochen auf ihren Stationen: in den Geschütztür-
men, der Maschine, der Zentrale, den Ständen. «Mit Rücksicht auf die
Tatsache, dass (...) ein Nachlassen der Konzentration und der Leistungs-
fähigkeit jedes einzelnen Besatzungsmitgliedes sich für die erfolgreiche
Durchführung der Unternehmung hätte nachteilig auswirken können,
wurde die Verausgabung von Schokakola (1 Packung pro Kopf) und von
Pervitin in Tabletten angeordnet» heisst es im Ärztlichen Erfahrungsbe-
richt des Schiffsarztes der *Prinz Eugen* über den 12. Februar: «Pro Kopf
der Besatzung wurden gefechtsgruppenweise drei Tabletten verausgab.»
Gegen Mittag passierte der Konvoi Dover. Mittlerweile hatten die Eng-
länder bemerkt, was sich direkt vor ihren Augen vollzog. Die Küstenartil-
lerie feuerte aus allen Rohren, über zweihundertvierzig britische Bomber
stiegen auf, wurden aber von zweihundertachtzig deutschen Jagdflugzeu-
gen in Schach gehalten. Auf den Schiffen befanden sich alle Mann im Ein-

- satz, an der Artillerie, an den Flugabwehrkanonen. Eine Amphetamin-Schlacht zu See: «Die stark zentral erregende Wirkung des Pervitin führte dazu, das sich allmählich einstellende Schlafbedürfnis und Müdigkeitsgefühl zu verscheuchen», berichtete Marineoberstabsarzt Witte. Am Abend des 13. Februar erreichten die Schiffe Wilhelmshaven. In England wurde der Kanaldurchbruch als eine der grössten Demütigungen zur See in der Geschichte Grossbritanniens angesehen. Den Deutschen brachte die gelungene Operation vor allem eines: Im Fazit des sanitätsärztlichen Berichtes wird «die Ausrüstung von im Einsatz befindlichen Schiffen mit Pervitin für notwendig gehalten. Bei einer Besatzungsstärke von 1'500 Mann ist die Mitnahme von 10'000 Tabletten etwa erforderlich.» (BArch-Freiburg RM 92-5221/Bl. 58-60, Kriegstagebuch des Kreuzers «Prinz Eugen» 1.1.1942 – 31.1.1943, Bd. 2, «Geheime Kommandosache – Ärztlicher Erfahrungsbericht über den Durchbruch des Kreuzers ‚Prinz Eugen‘ durch den Kanal in die Deutsche Bucht am 11.2.1942 bis 13.2.1942).
229. Die Faustregel besagt: Methamphetamintoleranz entsteht bereits ab drei Dosierungen von zehn Milligramm (je 3-4 Pervitinpillen) an nur zwei bis drei aufeinander folgenden Tagen. Dessen ungeachtet hat jeder Mensch eine eigene Toleranzschwelle. Manche benötigen bereits ab der zweiten Applikation mehr, um die anfängliche Wirkung zu erzielen; bei anderen hält sich eine feste Dosierung über Tage, ohne nennenswerten Wirkungsabfall. Generell gilt: Natürliche Grenzen der Leistungsfähigkeit – Warnsignale des Körpers – übertönt das Methamphetamin durch die künstliche Stimulation, die es in den Nervenzellen des Gehirns auslöst. Grenzen der psychischen wie physischen Belastbarkeit werden nicht mehr wahrgenommen, sondern immer weiter ausgedehnt, auch wenn längst ein Ausruhen erforderlich wäre.
230. BArch-Freiburg Rh 12-23/1384, Heeresverordnungsblatt 1942, Teil B, Nr. 424, S. 276, «Bekämpfung des Missbrauchs von Betäubungsmitteln». Siehe auch Holzer, a.a.O., S. 289 ff.
231. Halder, Franz, «Kriegstagebuch. Tägliche Aufzeichnungen des Chefs des Generalstabes des Heeres 1939-1942», Bd. 3, Stuttgart 1964, S. 311.
232. Gisevius, a.a.O., S. 471. Zitiert nach Fest, a.a.O., S. 883.
233. BArch-Koblenz N1348, Brief Morell an den Herzspezialisten Professor Weber vom 2.12.1944: «Das Spaziergehen war ein ziemlich fremder Begriff geworden, da ein täglicher Aufenthalt von einer Viertelstunde in frischer Luft für viele Monate die Norm wurde.»

234. Zitiert nach Schenck, Ernst Günther, «Patient Hitler», Augsburg 2000, S. 389.
235. IEZArch, MA 617, Rolle 3. Aus einem Brief des Mutaflor-Erfinders Nissle an Morell vom 1.3.1943.
236. Speer, a.a.O., S.592.
237. HZ Arch, MA 617, Rolle 1, Sicherheitsmassnahmen für FHQ Werwolf vom 20.2.1943.
238. Speer, a.a.O., S. 256f.
239. Zitiert nach Fest, a.a.O., S. 903.
240. Speer, a.a.O., S. 361 und 368.
241. Schramm, a.a.O., Eintrag vom 21.12.1942.
242. BArch-Koblenz N1348, Eintrag Morell 18.8.1942.
243. Haffner, a.a.O., S. 110.
244. Fest, a.a.O., S. 922.
245. Speer, a.a.O., S. 345, 353 sowie S. 475.
246. Brief der Engel-Apotheke an Theo Morell vom 29.8.1942, National Archives Microfilm Publication T253 /45.
247. BArch-Koblenz NI 348, Eintrag Morell 9.12.1942.
248. Ebd., Eintrag Morell 17.12.1942.
249. Zitiert nach Pieper, a.a.O., S. 174.
250. HZ Arch, MA 617, Rolle 1.
251. Gesprächsnotiz Morell, National Archives Microfilm Publication T253/45, ebenso die beiden folgenden Zitate.
252. BArch R42/5281-5182, Brief vom 20.8.1942, sowie BA R38/0156-0157, Brief vom 25.1.1943.
253. IfZArch, MA 617, Rolle 1, Aufstellung vom 14.2.1943. Auch plante er, ein «wasserlösliches Rückenmarkspräparat herzustellen (Konzentrat aus Nervensubstanz)», siehe ebd., Gespräch am 22.9.1943 mit Dr. Mulli.
254. Aus einem Brief Morells an seine Frau vom 22.10.1942, National Archives Microfilm Publication T253/45.
255. Bescheid von Reichskommissar Koch vom 29.8.1942, National Archives Microfilm Publication T253/35.
256. IfZArch, MA 617, Rolle 2, Brief Morell an Koch vom 22.9.1942.
257. Siehe auch Brief an Dr. Möckel vom 1.4.1944: «Deine fruchtbare wissenschaftliche Arbeit interessiert mich, auch deine Vorliebe für Drogen.» Weiterhin in diesem Zusammenhang die Briefe Morells an Koch vom 14. und 17.12.1943, National Archives Microfilm Publication T253/35.

258. Siehe Schlögel, Karl, in: DIE ZEIT, 30.10.2014, S. 19.
259. Zitiert nach Schenck, «Dr. Morell», a.a.O., S. 267.
260. Brief Morell an Koch vom 16.10.1942, National Archives Microfilm Publication T253/35.
261. Brief Koch vom 31.10.1943. Dies betraf die Schlachthöfe Winniza, Kiew, Proskurow, Berditschew, Shitomir, Dubno, Darnitsa, Kasatin, Kirowograd, Biala-Cerkow, Nikolajew, Melitopol, Saporoshje, Dnjepropetrowsk, Poltawa, Kremenschuk, Uman, Korosten. National Archives Microfilm Publication T253 /42.
262. Zitiert nach Schenck, «Dr. Morell», a.a.O., S. 253.
263. Vandenberg, Philipp, «Die heimlichen Herrscher: Die Mächtigen und ihre Ärzte», Bergisch-Gladbach 2000, S. 256.
264. Brief Morell an Amtmann Schuhmacher in Lemberg vom 12.12.1943, National Archives Microfilm Publication T253 /35.
265. Aus einer Anweisung der Adjutantur der Wehrmacht beim Führer: «Wer fahrlässig oder vorsätzlich Betriebsstoff für nicht kriegsentscheidende Zwecke einsetzt, wird als Saboteur an der Kriegführung behandelt.» National Archives Microfilm Publication T253/36.
266. IfZArch, MA 617, Rolle 3, Notiz über ein Gespräch mit Dr. Mulli vom 9.10.1943 um 22.35 Uhr.
267. Ebd., Brief Fa. Hamma an Morell vom 5.2.1945, ebenso das folgende Zitat.
268. Siehe zum Beispiel Brief Morell an Reichsminister Ohnesorge vom 11. 2.1944: «... erlaubte ich mir, den Vorschlag zu machen, dass der Führer Sie doch einmal zum Vortrag bitten möchte.» National Archives Microfilm Publication T2 /41.
269. IfZArch, MA 617, Rolle 3, Brief Mulli an Morell vom 10.8.1943.
270. Brief Morell an Koch, vom 28.10. 42, National Archives Microfilm Publication T253/35.
271. Briefentwurf Morell, «Betr. Herstellung neuer Arzneifertigwaren», 30.3.1944. National Archives Microfilm Publication T253/38. Darin heisst es ausserdem: «So hatte ich (...) aus ukrainischen Rindslebern unter Zusatz spezieller Wirkstoffe einen injizierbaren Leberextrakt entwickelt, der als erstes Leberpräparat schmerzlos vertragen wird und in über einjährigen Versuchen bekannter und befreundeter Kliniker sowie Eigenversuchen eine ganz aussergewöhnliche Wirksamkeit bewies. (...) Zur Eigenerzeugung bin ich gezwungen, da gleichwertige Spezialitäten im Handel nicht mehr erhältlich sind und ich meine Patienten – auf die Wichtigkeit

deren Gesunderhaltung hinzuweisen sich wohl erübrigt – nicht mehr ordnungsmässig behandeln kann, wenn ich nicht meine Mittel selbst mache und bereitstelle. (...) Die bürokratischen Schwierigkeiten müssen im Interesse der Volksgesundheit und speziell meiner Patienten anders überwunden werden.»

272. Tagebucheintrag Goebbels vom 20.3.1942. Zitiert nach Gathmann, Peter und Martina Paul, «Narziss Goebbels – Eine Biografie», Wien 2009, S. 95.
273. Brief Weber an Morell vom 16.6.1943, National Archives Microfilm Publication T253/34. Darin wird unter anderem auch berichtet, dass Goebbels nach einer Injektion des Morell'schen Leberpräparates drei Tage lang unter schweren Kopfschmerzen litt.
274. BArch-Koblenz N1348, «Führerbefehl zur Untersuchung einer Slibovicz-Probe auf Methylalkohol und andere schädliche Stoffe» vom 11.1.1944. Die schriftliche Antwort des Feldlaboratoriums noch am selben Tag: «Geruch und Geschmack: nach Slibovicz. (...) Gesundheitliche Bedenken gegen den Genuss bestehen auf Grund dieser Untersuchung nicht.»
275. Zitiert nach: Schenck, Ernst Günther, «Patient Hitler – eine medizinische Biographie», Augsburg 2000, S. 389 f.
276. BArch-Koblenz N1348, Eintrag Morell 18.7.1943.
277. BArch-Koblenz N1348, Eintrag Morell 6.12.1943.
278. Zitiert nach Yang, Rong, «Ich kann einfach das Leben nicht mehr ertragen – Studien zu den Tagebüchern von Klaus Mann (1931-1949)», Marburg 1996, S. 107.
279. Zitiert nach Pieper, a.a.O., S. 57.
280. BArch-Koblenz N1348, Eintrag Morell 18.7.1943, ebenso die beiden folgenden Zitate.
281. Ebd., «Special Entry of July 18, 1943».
282. Das Opioid Oxycodon, der Wirkstoff des Eukodals, wird in den USA unter den Bezeichnungen «Oxygesic» und «Oxycontin» vertrieben und lag 2010 mit 3,5 Milliarden Dollar Umsatz auf Rang fünf der erfolgreichsten Medikamente. In Deutschland ist Oxycodon unter anderem als «Oxygesic» bekannt und das meistverschriebene Opioid für die orale Einnahme. Derzeit gibt es auf dem deutschen Markt 147 zugelassene Oxycodon-haltige Fertigarzneimittel, die meisten als sogenannte Retard-Formulierungen (mit verzögerter Wirkstoffaufnahme) unter anderem zur Behandlung chronischer Schmerzen. Das Präparat mit Namen Eukodal, das Hitler im Sommer 1943 zum ersten Mal erhielt, ist in Deutschland seit 1990 nicht mehr im Handel.
283. Burroughs, William, «Naked Lunch», 1959. Zitiert nach: die tageszeitung, 5.2.2014, S. 15.

284. Speer, a.a.O., S. 119.
285. Zitiert nach Katz, a.a.O., S. 280.
286. Brief Morell an Sievert vom 26.8.1943, National Archives Microfilm Publication T253 /45.
287. Brief des Apothekers Jost an Morell, 30.4.1942: «Da ich für den Nachweis meines Cocain-Verbrauchs und zur Eintragung in die Betäubungsmittelbücher Rezepte benötige, bitte ich höflichst, mir baldmöglichst 5 Rezepte nach den Vorschriften des B.M.G. ausgestellt einzusenden.» National Archives Microfilm Publication T253/45. Siehe auch den Brief vom 10.10.43 in T253/39.
288. Auf Postkarten fand sich in diesen Tagen der propagandistische Aufdruck: «Der Führer kennt nur Kampf, Arbeit und Sorge. Wir wollen ihm den Teil abnehmen, den wir ihm abnehmen können.»
289. Nach Canetti, Elias, «Masse und Macht», 1994, S. 330.
290. Goebbels, Joseph, «Die Tagebücher», Teil II, Diktate 1941-1945, Bd. 9, Juli bis September 1943, München 1987, S. 456 f.
291. Brief Koch an Morell vom 31.5.1943, National Archives Microfilm Publication T253/37.
292. BArch-Koblenz N1348, Eintrag Morell 7.10.1943.
293. Ebd., Eintrag Morell 21.11.1943.
294. Ebd., Eintrag Morell 27.1.1944.
295. Brief Staatssekretär Köglmaier an Morell, 10.12.1943, National Archives Microfilm Publication T253/35.
296. Speer, a.a.O., S. 339.
297. Siehe zum Beispiel den Brief Frau v. Kries, Adjutantur der Wehrmacht beim Führer an Morell vom 17.2.1943: «... Wir sind etwas heruntergewirtschaftet und wären daher für ein Medikament zum nachhelfen dankbar. Heil Hitler!» (IfZArch, MA 617, Rolle 2).
298. Brief Morell vom 1.12.1944, National Archives Microfilm Publication T253/37.
299. Exemplarisch in diesem Zusammenhang auch der Brief eines alten Patienten an Morell vom 14.4.1944: «Sehr oft sprechen wir von Dir und von Euch und diese Erinnerungen pulvern uns immer richtig froh auf.» National Archives Microfilm Publication T253/38.
300. BArch-Freiburg R H 12-23 /1321, Durchschlag, Ph IV Berlin, 20.12.1943 an den «Herrn des Stabes». Siehe auch Holzer, a.a.O., S. 254ff.
301. BArch-Freiburg RH 12-23/1321, Bl. 125 a, gez. Schmidt-Brücken und Wortmann, Oberstabsapotheker.

302. «Der Dienststelle Amt Abwehr ZF Vi C sind 1 kg Cocain, hydrochl. in Originalpackungen der Herstellerfirma umgehend auszuhändigen.» Siehe BArch-Freiburg RH 12-23/1322, Bl. 123, Wortmann an Hauptsanitätspark Abt. 1, 22.5.1944, geheim.
303. Mündliche Auskunft von Herta Schneider, zitiert nach Toland, a.a.O., S. 920.
304. BArch-Koblenz N1348, Eintrag Morell 9.1.1944.
305. Ebd., Eintrag Morell 9.1.1944.
306. Ebd., Eintrag Morell 29.1.1944.
307. Ebd., Brief Morell an seine Frau vom 16.5.1940.
308. 1949 wurde Erich von Manstein von einem britischen Militärgericht für Kriegsverbrechen verurteilt. Nach seiner Entlassung 1953 beriet er als einziger ehemaliger Feldmarschall der Wehrmacht bis 1960 inoffiziell die neu aufgestellte Bundeswehr. 1955 veröffentlichte er seine als geschönt zu bewertenden Memoiren «Verlorene Siege», in denen er den Versuch unternahm, sein Verhalten im Russlandkrieg zu rechtfertigen und möglichst viel Verantwortung bei Hitler abzuladen.
309. Siehe «Marshal von Kleist, Who Broke Maginot Line in 1940, Seized», in: *The Evening Star* Washington, D.C., vom 4.5.1945, S. 1.
310. Bericht von Hasselbach vom 29.5.1946, S. 3, IRR-Personal Name Files, a.a.O., Box 8, National Archives at College Park, MD.
311. BArch-Koblenz N1348, Eintrag Morell 14.3.1944.
312. Nach «Life History of Professor Dr. med. Theo Morell», S. 6, IRR-Personal Name Files, a.a.O., Box 8, National Archives at College Park, MD.
313. Brief Dr. Stephan Baron v. Thyssen-Bornemisza vom 5.11.1943, National Archives Microfilm Publication T253 /45.
314. Was er all diesen Patienten verabreichte, ist nur zum Teil überliefert (beispielsweise liegen über die Behandlungen von Mussolini Notizen vor), zum anderen Teil wohl in den Wirren der Endphase des Krieges verloren gegangen.
315. IfZArch, MA 617, Rolle 2, Brief Morell an Luise Funk, die Frau des Reichswirtschaftsministers, 12.5.1944. Die Präsenz des Assistenten hatte möglicherweise noch einen weiteren Grund. Tatsächlich habe Morell ihn, wie Weber später zu Protokoll gab, bei Hitler aufbauen wollen, um selbst im geeigneten Moment entbehrlich scheinen zu können und sich aus der unmittelbaren Umgebung Hitlers absetzen zu können. Er hätte dann an seine Stelle treten müssen. Morells Exitstrategie blieb jedoch nur ein Ge-

- danke. Bis zu seiner Entlassung ver-suchte er nie wirklich, aus dem innersten Zirkel der Macht auszuschneiden.
316. BArch-Koblenz N1348, Einträge Morell vom 20. und 21.4.1944.
317. Seit es aufgrund des Vorrückens der Roten Armee keine Lebern mehr aus der Ukraine gab, sammelte Morell «die gesamten Parasiten- und Egellebern» aus Böhmen und Mähren. Diese waren von verschiedenen Saugwurmarten (Trematoda) befallen, so zum Beispiel dem Grossen Leberegel (*Fasciola hepatica*) und dem Kleinen Leberegel (*Dicrocoelium lanceolatum*). Doch das störte den Leibarzt nicht, siehe Brief vom 28.10.1944 an Morell von seiner Firma Hamma (T253/34) sowie Morells Brief an den Reichsminister des Innern (T253/42): «... bedarf es nach Verlust der Ukraine einer neuen Rohstoffbasis. Aus bekannten Gründen ist es klar, dass die erforderliche Menge volltauglicher, gesunder Lebern im Altreich nicht zur Verfügung gestellt werden kann. Doch ist die sog. Parasitenleber oder Egelleber für Weiterverarbeitung auf Leber-Extrakt bei Anwendung bestimmter Vorsichtsmassnahmen durchaus geeignet. Es würde damit die Gewähr geleistet, dass ein bisher wertloses Abfallprodukt zu einem hochwertigen Heilmittel verarbeitet wird.»
318. BArch-Koblenz N1348, Brief Morell an Wirtschaftsminister Funk vom 12.5.1944.
319. Zitiert nach Katz, a.a.O., S. 245.
320. Ebd., S. 161.
321. Goebbels, Joseph, «DieTagebücher», Teil II, Diktate 1941-1945, Bd. 12, April bis Juni 1944, München 1987, S. 405.
322. BArch-Koblenz N1348, Eintrag Morell 10.6.1944.
323. Ebd., Eintrag Morell 14.7.1944.
324. Ebd., Eintrag Morell 20.7.1944.
325. Giesing, Erwin, «Bericht über meine Behandlung bei Hitler», Wiesbaden 12.6.1945, Headquarters United States Forces European Theater Military Intelligence Service Center: OI – Consolidated Interrogation Report (CIR), National Archives at College Park, MD, S. 10.
326. Der Spiegel, 24/1973, «Adolf Hitler: Aufriss über meine Person», S. 103 ff. 327. Ebd.
328. Schmidt, Paul, «Statist auf diplomatischer Bühne 1923-1945», Bonn 1950, S. 582.
329. Benn, Gottfried, «Sämtliche Werke. Band I: Gedichte 1», Stuttgart 1986, S. 46.
330. Giesing, a.a.O., ebenso das Folgezitat.

331. Giesing notierte seine Behandlungen Hitlers in einem gelben Taschenbuch. Einen Geheimschlüssel verwendend, schrieb er in lateinischer Sprache und benützte eine Kombination selbst erfundener Symbole. Siehe Toland, John, «Adolf Hitler», Bergisch Gladbach 1977, S. 1013.
332. BArch-Koblenz N1348, Eintrag Morell 5.8.1944.
333. Giesing, a.a.O., ebenso die beiden folgenden Zitate.
334. Ausser dem von Merck entwickelten Psicain, von dem es allerdings hiess, dass es bei anfälligen Patienten zu Herzrhythmusstörungen führen könne.
335. Kershaw, a.a.O., S. 943: «Dass er betäubt war von Opiaten, die er erhielt, um seine inneren Krämpfe zu erleichtern, oder abhängig vom Kokain, das mit einem Prozent in den Augentropfen enthalten war, die ihm Giesing wegen Bindehautentzündung verschrieb, kann ausgeschlossen werden.» Doch nicht Augentropfen mit einem Prozent, sondern Nasen- wie Rachenpinselungen mit zehnprozentigem Stoff sind die medizinhistorischen Tatsachen – was einen notablen Unterschied in der Wirkungsentfaltung bedeutet. Hitler-Biograf Fest wiederum unterschlägt das Kokain komplett, während Hitler-Forscher Werner Maser, auf den Fest sich ansonsten gern stützt, die Anwendungen im Detail beschreibt, ohne allerdings Schlüsse daraus zu ziehen.
336. Schenck, «Patient Hitler», a.a.O., S. 507.
337. Siehe Giesing, a.a.O., ebenso die fünf folgenden Zitate in diesem Zusammenhang.
338. Toland, a.a.O., S. 1022.
339. Giesing, a.a.O.
340. Maser, a.a.O., S. 397.
341. BArch-Koblenz N1348, Eintrag Morell 3.10.1944.
342. Below, Nicolaus von, «Als Hitlers Adjutant 19 37-45», Mainz 1980, S. 384.
343. BArch-Koblenz N1348, Eintrag Morell 23./24.9.1944. Vergleiche dazu den Eintrag Morells vom 17.10.1943. Die therapeutische Tagesdosis beträgt 0,005 Gramm bis 0,01 Gramm. Hitler verlangte also nach dem bis zu Vierfachen was die medizinische Applikation eindeutig übersteigt und starke psychoaktive Effekte nach sich zieht.
344. Speer, a.a.O., S. 372.
345. BArch-Koblenz N1 348, Eintrag Morell 30.10.1944.
346. Ebd., Eintrag Morell 4.10.1944.
347. Zitiert nach Bericht Giesing, S. 15, in «Hitler, Adolf – A composite Picture», Entry ZZ-6. In: IRR-Personal Name Files, RG NO. 319, Stack Area 230, Box 8, National Archives at College Park, MD.

348. BArch-Koblenz NI 348, sämtliche Zitate aus dem Bericht Morells über sein Treffen mit Ribbentrop, verfasst im Münchner Regina-Palast-Hotel am 6.6.1943.
349. BArch-Koblenz NI348, alle Zitate hier aus dem Brief von Bormann vom 26.6.1944.
350. BArch-Koblenz NI348, handschriftliche Menükarte vom 3.10.1944.
351. Siehe Liljestrand, G., «Poulsso'n's Lehrbuch für Pharmakologie», Leipzig 1944.
352. Giesing, a.a.O.
353. Zitiert nach Katz, a.a.O., S. 295 f.
354. Giesing, a.a.O.
355. Die von Morell verwandte Methode war sicher unzureichend. Zum Thema Desinfektion von Spritzen siehe «Alkohol und Instrumentensterilisation», in: Deutsche Medizinische Wochenschrift, Bd. 67, 1941. Darin heisst es: «Der Alkohol sollte bei der Sterilisierung von Spritzen ausgeschaltet werden.»
356. Giesing, a.a.O., Gespräch Giesings mit Hitler vom 2.10.1944.
357. Giesing, a.a.O., ebenso die beiden folgenden, Himmler zugewiesenen Zitate.
358. BArch-Koblenz NI348, Eintrag Morell 8.10.1944, sowie ebd., Brief Bormanns an den Reichspressechef vom 10.10.1944.
359. Ebd., Eintrag Morell 8.11.44, auch die beiden folgenden Zitate.
360. BArch-Koblenz NI348, Eintrag Morell 7.11.1944.
361. Brief an Bernhard Wenz vom 23.10.1944, National Archives Microfilm Publication T253 / 36.
362. If2Arch, MA 617, Rolle 1.
363. BArch-Koblenz NI 348, Eintrag Morell 9.11.1944.
364. IfZ Arch, MA 617, Rolle 3, Brief Prof. Nissle an Morell, 1.3.1943.
365. IfZArch, MA 617, Rolle 1. Auch die nachfolgende Zusammenstellung.
366. BArch-Koblenz NI 348, Eintrag Morell 8.12.1944.
367. Ebd., Eintrag Morell 3.11.1944.
368. Ebd., Eintrag Morell 15.4.1945.
369. Ebd., Eintrag Morell 11.11.1944, ebenso das folgende Zitat.
370. Ebd., Eintrag Morell 16.11.1944, ebenso das folgende Zitat.
371. Ebd., Eintrag Morell 20.10.1944.
372. Ebd., Eintrag Morell 1. 11.1944.
373. Ebd., Eintrag Morell 30.10.1944.
374. Ebd., Eintrag Morell 31.10.1944.

375. Ebd., Eintrag Morell 8.11.1944.
376. Giesing, a.a.O.
377. BArch-Koblenz N1348, Eintrag Morell 18.7.1943 und 29.9.1944.
378. Siehe Toland, a.a.O., S. 1013.
379. BArch-Koblenz N1348, Eintrag Morell 30.9.1944, ebenso das folgende Zitat.
380. Ebd., Eintrag Morell 21.11.1944.
381. Ebd., Eintrag Morell 24.11.1944.
382. Ebd., Eintrag Morell 27.11.1944.
383. Benjamin, Walter, «Gesammelte Schriften», Bd. VI, Frankfurt 1986, S. 561.
384. Römpp, Hermann, «Chemische Zauber tränke», Stuttgart 1939.
385. Wagner, Richard, «Tristan und Isolde» (Uraufführung 1865), 3. Aufzug, 1. Auftritt (Kurwenal).
386. Luck, Hans von, «Mit Rommel an der Front», 3. Auflage Hamburg 2006, S. 103.
387. Härtel-Petri, Roland, «Crystalspeed-Crystal-Meth-Kristallines N-Methamphetamin, eine kurze Einführung», Bezirksklinik Hochstadt, S. 50, siehe auch: Klee, H. (Hg.), «Amphetamine Misuse: International Perspective on Current Trends», Amsterdam 1997, S. 181-197.
388. Nach Kriegsende wurde über Probleme der Sucht kaum gesprochen. Die Effekte auf die Gesellschaft der Fünfzigerjahre sind erst in Ansätzen untersucht. Siehe beispielsweise Billy Wilders in Berlin spielender Film «Eins Zwei Drei», in dem der von James Cagney dargestellte Coca-Cola-Manager C.R. MacNamara zu seinem Kaffee «nur zwei Pervitin (nimmt). Das wird heute ein anstrengender Tag».
389. Landesarchiv Berlin, A Rep. 250-02-09Temmler.
390. BArch-Berlin R86/4265: Am 17.1.1944 wurde der Firma Temmler eine neue Erlaubnis für die dortige Pervitin-Produktion erteilt. Siehe in diesem Zusammenhang auch den Brief des Patienten Görrissen an Morell vom 8.11.1944, der ein Licht auf die Stimmungslage der älteren Bevölkerung im NS-Staat wirft: «Denn es liegt mir wirklich viel an einer allgemeinen Auffrischung. Jedes Mal, wenn ich z.B. für Besorgungen in die Stadt hinunter (oder noch wichtiger, wenn ich aus der Stadt die 12 Minuten wieder herauf muss!) gehen will, pflege ich vorher eine halbe bis eine Tablette Pervitin zu nehmen, welches einen müden Leib ja gehörig aufpulvert, das man aber andererseits nicht zu oft nehmen soll, da man sonst ‚süchtig‘ danach wird, wie mein Kreisarzt erklärt. Sie können sich vorstellen, dass

- es einem heute weniger als je Spass macht, als körperlicher Mümmelgreis dahinzuleben, wenn man geistig sich noch beachtlich auf der Höhe fühlt und wenn man an erhebliche Leistungsfähigkeit noch vor zehn Jahren zurückdenkt.» National Archives Microfilm Publication T253/38.
391. BArch-Freiburg RH 12-23/1930. Die Tagesordnung des Treffens spricht Bände: «9:30 Uhr: «Chemischer Aufbau und Gewinnung leistungssteigernder Mittel, insbesondere von Coffein und Pervitin’, Prof. Dr. Schlemmer, Pharmazeutisches Institut der Reichsuniversität Strassburg. 10 Uhr: «Die Pharmakologie leistungssteigernder Mitteh, Stabsarzt Dr. Brock, Ärztliche Akademie der Luftwaffe Berlin. 10:20 Uhr: «Die klinische Anwendung leistungssteigernder Mitteh, Oberstarzt Prof. Dr. Uhlenbruck.»
392. BArch-Freiburg RH 12-23/1611, Stabsarzt Dr. Soehring, «Verwendung von Morphin-Pervitin bei Verwundetentransporten», 23.11.1944, ebenso das folgende Zitat.
393. «Interrogation report on one German Naval PW», in: Entry 179, Folder 1, N 10-16, RG NO. 165, Stack Area 390, Box 648, National Archives at College Park, MD.
394. OK W 829/44.Geh., zitiert nach Pieper, a.a.O., S. 142.
395. Whitman, Walt, «Specimen Days & Collect», Philadelphia 1883, S. 80.
396. Below, a.a.O., S. 366.
397. Nöldeke, Hartmut, und Volker Hartmann, «Der Sanitätsdienst in der deutschen U-Boot-Waffe», Hamburg 1996, S. 211.
398. In Carnac war Orzechowski im Oktober 1942 auch auf Ranke getroffen. Worüber die beiden sich austauschten, ist nicht überliefert. Otto Ranke trat, was das Pervitin angeht, in der späten Kriegsphase kaum noch in Erscheinung, sondern wendete sich anderen Themen der Wehrphysiologie zu. Nach dem Krieg wurde er Professor für Physiologie an der Universität in Erlangen, wo er 1959 an einem Herzleiden verstarb. In seinem in der Klinischen Wochenschrift (Bd. 38, H.8, 1960, S. 414/415) erschienenen Nachruf taucht das Wort «Pervitin» nicht auf.
399. BArch-Freiburg N 906, Unveröffentlichtes Kriegstagebuch ArminWandel, 26.2.-12.4.1944.
400. Ebd.
401. Bekker, Cajus, «Einzelkämpfer auf See – Die deutschen Torpedoreiter, Froschmänner und Sprengbootpiloten im Zweiten Weltkrieg», Oldenburg und Hamburg 1968, S. 160f.
402. BArch-Freiburg N 906, aus dem «Bericht über Gesundheitslage des Kdo. d.K. und Hygiene des Einzelkämpfers», Geheime Kommando-

sache. Als Verpflegung wird aufgeführt: «Belegtes Weissbrot, Lebkuchen, Schokolade, Traubenzucker, etwas Obst, warmer Bohnenkaffee in Thermosflaschen, für Seehund Fleischkonserven zusätzlich.» Ziel der bewusst schlackenarmen Ernährung: «... damit bei genügender Kalorienzufuhr Stuhl drang vermieden wird.»

403. BArch-Freiburg RM 103-10/6, Ärztliches Kriegstagebuch des Kommandos der K-Verbände, 1.9.1944-30.11.1944, von Dr. Richert, S. 5, Eintrag vom 11.10.1944, ebenso die vier folgenden Zitate.
404. Ohnehin kannte Admiral Heye keine Berührungängste, was die Auswertung der Ergebnisse von Menschenversuchen in Konzentrationslagern anging. So übernahm er von Prof. Dr. Holzlöhner, in Dachau verantwortlich für die grausamen «Kälteversuche» an Inhaftierten, Anregungen für die Verbesserung der Winterkleidung seiner Kampfschwimmer, so «dass ein Einsatz auch bei niedrigen Wassertemperaturen möglich wird. Da Professor Holzlöhner Spezialkenntnisse in der Frage der Unterkühlungs Verhinderung hat, wird sein Rat hierzu eingeholt.» BArch-Freiburg, RM 103-10/6, Kriegstagebuch Richert, Eintrag vom 23.10.1944.
405. Siehe auch: Sudrow, Anne, «Der Schuh im Nationalsozialismus – Eine Produktgeschichte im deutsch-britisch-amerikanischen Vergleich», Göttingen 2010, S. 51 ff.
406. Gottfried, Claudia: «Konsum und Verbrechen – Die Schuhprüfstrecke im KZ Sachsenhausen», in: LVR-Industriemuseum Ratingen: Glanz und Grauen: Mode im «Dritten Reich», Ratingen 2012, S. 48.
407. BArch-Freiburg RM 103-10/6, Ärztliches Kriegstagebuch des Kommandos der K-Verbände, 1.9.1944-30.11.1944, von Dr. Richert, Eintrag vom 16. bis 20.11.1944, sowie Richerts Bericht über die Versuche in Sachsenhausen.
408. Nansen, Odd, «Von Tag zu Tag. Ein Tagebuch», Hamburg 1949, S. 228.
409. BArch-Freiburg RM 103-10/6. Ärztliches Kriegstagebuch des Kommandos der K-Verbände, 1.9.1944-30.11.1944, von Dr. Richert, Eintrag vom 16. bis 20.11.1944, sowie Richerts Bericht über die Versuche in Sachsenhausen. Sämtliche Zitate in diesem Sinnabschnitt.
410. «Interrogation report on one German Naval PW», a.a.O., S. 12.
411. Bei jedem Abschluss sollte ein roter Streifen auf der Finne dazukommen, ebd., S. 5.
412. Nöldeke, a.a.O., S. 214ff., ebenso die beiden folgenden Zitate.
413. Ebd., S. 216ff., ebenso die beiden folgenden Zitate.
414. BArch RM 103/11, Funkspruch Heye vom 3.4.1945.

415. US-Report prepared by A.H. Andrews Jr., Lt Cdr. (MC) USNR, und: T.W Broecker Lieut. USNR, in RG NO. 319, Stack Area 270, IRR Files, Box 612, National Archives College Park, MD.
416. Dachau, vor den Toren der bayerischen Hauptstadt, war 1933 als erstes KZ in Deutschland errichtet worden. Von Anfang an hatten sich dort nationalsozialistische «Gesundheitsführung» mit biologischem Rassismus verquickt. Nichts symbolisierte dies augenscheinlicher als das «Institut für Heilpflanzenkunde und Ernährung», das SS-Chef Himmler hier auf Anraten seines Ernährungsinspektors Günther Schenck hatte anlegen lassen. In Europas grösstem Kräutergarten mussten KZ-Häftlinge auf zweihundert Hektar Land unter biodynamischen Richtlinien all jene pflanzlichen Drogen und Heilkräuter züchten, die Deutschland für den Krieg benötigte. Beinahe der gesamte Bedarf an natürlichen Heilstoffen und Gewürzen für Wehrmacht und SS wurde in Dachau angebaut, geerntet, getrocknet, verpackt. Wieder ging es um Importunabhängigkeit, wie der Leiter des Hauptamtes für Volksgesundheit bestätigte: «Der starke Verbrauch an pflanzlichen Heilmitteln im Kriege erfordert eine Organisation, die im gegebenen Augenblick in der Lage ist, den Ausfall der Auslandsdrogen zu ersetzen.» Felder von Gladiolen lieferten Vitamin C, selbst ein Pfefferersatz wurde gezüchtet – Himmler nannte ihn stolz den «Dachauer Pfeffer». Ziel war es, wie Rudolf Höss erklärte, der ab 1936 als Rapportführer im KZ Dachau fungierte und im Mai 1940 Lagerkommandant in Auschwitz wurde, «das deutsche Volk von gesundheitsschädigenden fremden Gewürzen und künstlichen Medikamenten abzubringen und auf den Gebrauch unschädlicher, wohlschmeckender Gewürze und natürlicher Heilkräuter (...) umzustellen» (Pieper, a.a.O., S. 282). Alles Deutsche sollte immer gesünder gemacht werden – alles Undeutsche ausgerottet. Der Dienst in der Dachauer «Plantage» galt als schweres Arbeitskommando; das Areal, das sich direkt an das KZ-Hauptgelände anschloss, wurde scharf bewacht, immer wieder kam es zu brutalen Übergriffen. Bevorzugt polnische Geistliche wurden für diese Zwangsarbeiten malträtiert; die Kräuter sprossen sozusagen im Blut. Für Himmler stellte der Dachauer «Kräutergarten» einen wichtigen Baustein für das Wirtschaftsimperium dar, zu dem er die SS zu erweitern versuchte: Forschung und Produktion unter voller Ausnutzung der schier unerschöpflichen Ausbeutungsmöglichkeiten des Lager-systems sollten seine Terrororganisation zum Global Player machen – mit ihm als CEO. Dazu gehörten mehrere SS-Gesundheitsfirmen wie die

«Deutsche Versuchsanstalt für Ernährung und Verpflegung GmbH», «Erholungsheime für naturgemässe Heil u. Lebensweise GmbH» oder die «Deutsche Heilmittel GmbH» ebenso wie die Kontrolle des Mineralwassermarktes im besetzten Europa sowie, in Dachau, neben der Herstellung von Gewürzen und Naturdrogen auch medizinische Versuche am Menschen. Diese führte im KZ vor allem die Luftwaffe durch, um herauszufinden, in welcher Flughöhe der Organismus kollabiert – und wie Abstürze in eiskaltes Meerwasser überlebt werden könnten. Häftlinge wurden dafür in Druckkammern simulierten Höhen ausgesetzt – und in eisige Bäder getaucht. Auch biochemische Versuche zur Behandlung von Wundinfektionen sowie Malaria-Experimente fanden statt; Letztere sollten den deutschen Siedlern in den südlichen Gebieten der Sowjetunion, auf der Krim, im Kaukasus, zugutekommen. Auch die Drogenversuche gehörten zu dieser pseudowissenschaftlich legitimierten Folterpraxis.

417. Bereits 1938 untersuchte Professor Ernst Holzlöhrer, der ab 1942 die Kälteversuche für die Luftwaffe leitete, an Häftlingen die Wirkungen von Narkotika und Kampfgiften auf das zentrale Nervensystem. Dabei kam auch Pervitin zum Einsatz, um u.a. zu eruieren, wie dieses «beim Fallschirmsprung auf den Organismus ein wirkt» (Mitscherlich, Alexander und Fred Mielke, «Medizin ohne Menschlichkeit. Dokumente des Nürnberger Ärzteprozesses», Frankfurt/M. 1978, S. 28)
418. Canetti, Elias, a.a.O., S. 317.
419. Harvard University/Francis D. Countway Library of Medicine/Henry K. Beecher Papers/H MS c64/Box 11, f75, U.S. Naval Technical Mission in Europe: Technical Report no. 331-345, ebenso das folgende Zitat.
420. Diese Dachauer Versuche der Luftwaffe bildeten das grundlegende Kapital, das Hubert Strughold in seinen Verhandlungen mit den Amerikanern als Faustpfand nutzte. Im Rahmen von «Operation Paperclip» wurde er gemeinsam mit Wernher von Braun, der mit der V2-Rakete den Prototypen des Marschflugkörpers entworfen hatte, zu den Wegbereitern der US-Raumfahrt wie zum Beispiel der Entwicklung der Pershing-II-Raketen, die Ende der Achtzigerjahre den Kalten Krieg für die USA mitentschieden.
421. Picker, Henry (Hg.), «Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier», München 2003. Zitiert nach Pieper, a.a.O., S. 270.
422. BArch-Koblenz N1348, Eintrag Morell 9. und 10.12.1944.
423. Ebd., Eintrag Morell 8. und 9.12.1944.
424. Ebd., Eintrag Morell 11.12.1944.

425. Zitiert nach Schmölders, Claudia, «Hitlers Gesicht: eine physiognomische Biographie», München 2000, S. 210.
426. Shirer, William L., «Aufstieg und Fall des Dritten Reiches», Köln/Berlin 1971, S. 997.
427. BArch-Koblenz N1348, Eintrag Morell 11.12.1944.
428. Ebd., Eintrag Morell 19.12.1944.
429. Ebd., Eintrag Morell 31.12.1944.
430. Goebbels, Joseph, in: Das Reich – Deutsche Wochenzeitung, 31.12.1944, Leitartikel, S. 1 f.
431. BArch-Koblenz N1348, Eintrag Morell 2.1.1945.
432. Pieper, a.a.O., S. 103.
433. Young, Neil, «The Needle and the Damage Done», Album *Harvest*, 1972.
434. «Conditions in Berlin, March 1945», in SIR 1581-1582, RG NO. 165, Stack Area 390, Row 35, Box 664, P. 1. National Archives at College Park, MD.
435. Fischer, Hubert, «Die militärärztliche Akademie 1934-1945», Osnabrück 1985 (1975), S. 23.
436. BArch-Koblenz N1348, Eintrag Morell 17.2.1945.
437. Diese waren nicht frei von Problemen, wie sich nun auch Morell eingestand, siehe seine Gesprächsnotiz vom 22.3.1945: «Mitteilung, dass neues Leberpräparat in allen Ampullen bei Prüfung in Olmütz toxisch. Auf keinen Fall Vertrieb möglich.» Auch ein Telegramm von Morell an die Kossoluper Farbenfabriken vom 18.3.1945 spricht eine deutliche Sprache: «Ampullenprüfung in Olmütz ergab sämtlich unbrauchbar, da unsteril und daher toxisch. Keinesfalls verwenden. Prof. Morell.» National Archives Microfilm Publication T253/39.
438. «... bitte ich um die Genehmigung, das Präparat Hypophysen-Total-Extrakt-Hamma in den Handel zu bringen. Das Präparat soll in Dragees und Ampullen vertrieben werden.» Aus: Brief Morell vom 24.2.1945, National Archives Microfilm Publication T253/35.
439. «At the beginning of 1945 the situation became somewhat tense with regard to alcaloids, the manufacturers being unable to produce sufficient quantities owing to the continual air raids» heisst es im Eintrag vom 10.4.1945 aus: 0660 Germany (Postwar) 1945-1949, Bureau of Narcotics and Dangerous Drugs: Subject Files, 1916-1970, Record Group 170; National Archives at College Park, MD.
440. BArch-Koblenz N1348, Eintrag Morell 13.2.1945 und 17.2.1945.
441. Bezymenskii, Lev, «Die letzten Notizen von Martin Bormann: ein Dokument und sein Verfasser», München 1974, S. 191.

442. BArch-Koblenz NI 348, Eintrag Morell 22./23.3.1945.
443. Haffner, a.a.O., S. 51. Überzeichnet ist lediglich die Leidensmiene von Schauspieler Bruno Ganz im deutschen Kinospießfilm «Der Untergang», denn sie schrammt an der Wirklichkeit molekülscharf vorbei. Real existierende körperliche Schmerzen eines Entzuges stellt zum Beispiel der Darsteller Damian Lewis in der US-Fernsehserie «Homeland» glaubhaft dar, wenn er als Sergeant Brody nach seinem durchjunkten Venezuela-Aufenthalt auf Turkey tausend Tode stirbt.
444. BArch-Koblenz N1348, Eintrag Morell 5.3.1945.
445. «Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg, 14. November 1945 – 1. Oktober 1946», Bd. 41, München 1984, S. 430.
446. BArch-Koblenz N1348, Eintrag Morell 20.4.1945.
447. Brief Morell an seinen Chemiker Mulli vom 20.4.1945, zitiert nach Schenck, «Patient Hitler», a.a.O., S. 50.
448. «Life History of Professor Dr. Med. Theo Morell», S. 6, XE051008, National Archives at College Park, MD.
449. Long, Tania, «Doctor Describes Hitler Injections», in: New York Times vom 22.5.1945, S. 5. Sämtliche Zitate Morells Entlassung betreffend.
450. Abschrift eines Schreibens der Fa. Hamma an das Finanzamt für Körperschaften in Hamburg, National Archives Microfilm Publication T253/39.
451. Hartmann, Christian, «Unternehmen Barbarossa: der deutsche Krieg im Osten 1941-1945», München 2011, S. 81.
452. BArch-Koblenz N1128, Nachlass Adolf Hitler, Hitlers persönliches Testament.
453. Siehe Bekker, a.a.O.
454. BArch-Koblenz N1348, Nachlass Theodor Morell. Siehe Bericht Karl Brandt über Morell vom 19.9.1945, S. 2.
455. Thukydides, «Der Peloponnesische Krieg», Wiesbaden 2010.
456. Haffner, a.a.O., S. 97f.
457. Eckermann, Johann Peter, «Gespräche mit Goethe», Frankfurt/M. 1987, S. 496.

BIBLIOGRAFIE

Die wichtigsten Quellen dieses Buches bilden unveröffentlichte Dokumente. Speziell für diese Recherche entsperrte Archivalien, bislang unveröffentlichte Materialien und zahllose Reports und Akten aus bundesdeutschen und US-amerikanischen Staatsarchiven wurden ergänzt durch Gespräche mit Zeitzeugen und Militärhistorikern. In diesem Zusammenhang sei auch darauf hingewiesen, dass in Londoner Archiven infolge von Sperrfristen Archivalien zu bestimmten Aspekten des Dritten Reiches noch immer nicht einsehbar sind. Und in Moskau gibt es für Wissenschaftler nach wie vor nur streng begrenzten Zugang in die Geheimarchive der früheren Sowjetunion.

A. UNGEDRUCKTE QUELLEN

- Ärztliches Kriegstagebuch des Kommandos der K-Verbände, 1.9.1944-30.11.1944, von Dr. Richert, BArch-Freiburg RM 103-10/6.
- Ärztliches Kriegstagebuch des Kommandos der K-Verbände, Armin Wandel, BArch-Freiburg N 906.
- Ärztliches Kriegstagebuch des Kreuzers «Prinz Eugen», 1.1.1942-31.1.1943, Bd. 2, Geheime Kommandosache – Ärztlicher Erfahrungsbericht über den Durchbruch des Kreuzers «Prinz Eugen» durch den Kanal in die Deutsche Bucht am 11.2.1942 bis 13.2.1942, BArch-Freiburg RM 92-52 21/ Bl. 58-60.
- Ärztliches Kriegstagebuch Waldau, Chef des Luftwaffenführungsstabes: März 1939 bis 10.4. 1942, BArch-Freiburg ZA 3/163.

- Bericht über die Kommandierung zur Gruppe Kleist, 12.7.1940, BArch-Freiburg RH 12-23/1931.
- Bericht über Gesundheitslage des Kdo. d. K. und Hygiene des Einzelkämpfers, Geheime Kommandosache, BArch-Freiburg N 906.
- Conditions in Berlin, March 1945, in: SIR 1581-1582, RG NO. 165, Stack Area 390, Row 35, Box 664, P. 1. National Archives at College Park, MD.
- Germany (Postwar) 1945-1949, in: Bureau of Narcotics and Dangerous Drugs: Subject Files, 1916-1970, Record Group 170; National Archives at College Park, MD.
- Giesing, Erwin, «Bericht über meine Behandlung bei Hitler», Wiesbaden 12.6.1945, Headquarters United States Forces European Theater Military Intelligence Service Center: OI – Consolidated Interrogation Report (CIR), National Archives at College Park, MD.
- «Hitler, Adolf – A composite Picture», Entry ZZ-6, in: IRR-Personal Name Files, RG NO. 319, Stack Area 230, Box 8, National Archives at College Park, MD.
- «Hitler as seen by his doctors», No. 2, October 15, 1945 (Theodor Morell), sowie No. 4, November 29, 1945 (Erwin Giesing), National Archives at College Park, MD.
- Hitlers Testament, BArch-Koblenz N1128, Nachlass Adolf Hitler.
- Institut für allgemeine und Wehr physiologie, BArch-Freiburg, RH 12-23, insbesondere RH12-23/1882 und RH12-23/1623.
- Interrogation report on one German Naval PW, in: Entry 179, Folder 1, N 10-16, RG NO. 165, Stack Area 390, Box 648, National Archives at College Park, MD.
- Landesarchiv Berlin, A Rep. 250-02-09 Temmler.
- «Life History of Professor Dr. Med. Theo Morell», XEO51008, National Archives at College Park, MD.
- Nachlass Joseph Goebbels, BArch-Koblenz N1118.
- Nachlass Theodor Morell:
- BArch-Koblenz N1348.
 - Institut für Zeitgeschichte München: IfZArch, MA 617.
 - National Archives, College Park, MD, Microfilm Publication T253, Rolls 34-45.
- Suchen wir th, Richard, «Ernst Udet – Generalluftzeugmeister der deutschen Luftwaffe», BArch-Freiburg ZA 3/805.
- Suchenwirth, Richard, «Hermann Göring», BArch-Freiburg ZA 3/801.
- Unveröffentlichtes Kriegstagebuch des Heeres-Sanitätsinspektors, Sanitätsakademie der Bundeswehr.

Waldmann, Anton: Unveröffentlichtes Tagebuch, Wehrgeschichtliche
Lehrsammlung des Sanitätsdienstes der Bundeswehr.

B. GEDRUCKTE QUELLEN, DOKUMENTATIONEN

Bekämpfung der Alkohol- und Tabakgefahren: Bericht der 2. Reichstagung
Volksgesundheit und Genussgifte. Hauptamt für Volksgesundheit der
NSDAP und Reichsstelle gegen den Alkohol- und Tabakmissbrauch,
Berlin-Dahlem, Reichsstelle gegen den Alkoholmissbrauch, 1939.

Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, herausgegeben vom Mili-
tärhistorischen Forschungsamt, Bd. 4: Der Angriff auf die Sowjet-
union, Stuttgart 1983, sowie Bd. 8: Die Ostfront 1943/44. Der Krieg im
Osten und an den Nebenfronten, Stuttgart 2007.

Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Mi-
litärgerichtshof Nürnberg, 14. November 1945 – 1. Oktober 1946, Bd.
41, München 1984.

Heeresverordnungsblatt 1942, Teil B, Nr. 424, S. 276, «Bekämpfung des
Missbrauchs von Betäubungsmitteln», BArch-Freiburg Rh 12-23/1384.

Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht, herausgegeben von
Percy Ernst Schramm, 8 Bde, Frankfurt/M. 1982 (1961).

Reichsgesetzblatt I, 12.6.1941, S. 328: «6. Verordnung über Unterstellung
weiterer Stoffe unter die Bestimmungen des Opiumgesetzes».

C. ZITIERTE LITERATUR

Aidgate, Anthony, und Jeffrey Richards, «Britain can take it: The British
Cinema in the Second World War», Second Edition, London 2007.

Ballhausen, Hanno (Hg.), «Chronik des Zweiten Weltkrieges», München
2004.

Bekker, Cajus, «Einzelkämpfer auf See – Die deutschen Torpedoreiter,
Froschmänner und Sprengbootpiloten im Zweiten Weltkrieg»,
Oldenburg und Hamburg 1968.

Below, Nicolaus von, «Als Hitlers Adjutant 1937-45», Mainz 1980.

Benjamin, Walter, «Einbahnstrasse», Frankfurt/M. 1955.

Benjamin, Walter, «Gesammelte Schriften», Frankfurt/M. 1986.

Benn, Gottfried, «Provoziertes Leben: ein Essay», in: Benn, Gottfried,
«Sämtliche Werke. Bd. IV: Prosa 2», Stuttgart 1989.

- Benn, Gottfried, «Sämtliche Werke. Bd. I: Gedichte 1», Stuttgart 1986.
- Bezjenskij, Lev, «Die letzten Notizen von Martin Bormann: ein Dokument und sein Verfasser», München 1974.
- Binion, Rudolph, «... dass Ihr mich gefunden habt», Stuttgart 1978.
- Bloch, Marc, «Die seltsame Niederlage: Frankreich 1940», Frankfurt/M. 1995.
- Böll, Heinrich, «Briefe aus dem Krieg 1939[^]-5», Köln 2001.
- Bonhoeffer, Karl, «Psychopathologische Erfahrungen und Lehren des Weltkriegs», in: Münchener medizinische Wochenschrift, Bd. 81, 1934.
- Bradley, Dermot, «Walther Wenck, General der Panzer truppe», Osnabrück 1982.
- Burroughs, William, «Naked Lunch», Reinbek 1959.
- Canetti, Elias, «Masse und Macht», Frankfurt/M. 1994.
- Churchill, Winston, «ZweiterWeltkrieg», Bde. I u. II., Stuttgart 1948/49.
- Conti, Leonardo, «Vortrag des Reichsgesundheitsführers Dr. Conti vor dem NSD-Ärztebund, Gau Berlin, am 19. März 1940, im Berliner Rathaus», in: Deutsches Ärzteblatt, 1940, Bd. 70, H. 13.
- Dansauer, Friedrich, und Adolf Rieth, «Über Morphinismus bei Kriegsbeschädigten», Berlin 1931.
- Eckermann, Johann Peter, «Gespräche mit Goethe», Frankfurt/M. 1987.
- Falck, Wolfgang, «Falkenjahre. Erinnerungen 1903-2003», Moosburg 2003.
- Fest, Joachim C., «Hitler», Berlin 1973.
- Fischer, Hubert, «Die Militärärztliche Akademie 1934-1945», Osnabrück 1985 (1975).
- Fischer, Wolfgang, «Ohne die Gnade der späten Geburt», München 1990.
- Fleischhacker, Wilhelm, «Fluch und Segen des Cocain», in: Österreichische Apotheker-Zeitung, Nr. 26, 2006.
- Flügel, F.E., «Medikamentöse Beeinflussung psychischer Hemmungszustände», in: Klinische Wochenschrift, Bd. 17 (2), 1938.
- Fraeb, Walter Martin, «Untergang der bürgerlich-rechtlichen Persönlichkeit im Rauschgiftmissbrauch», Berlin 1937.
- Fränkel, Fritz, und Dora Benjamin, «Die Bedeutung der Rauschgifte für die Juden und die Bekämpfung der Suchten durch die Fürsorge», in: Jüdische Wohlfahrtspflege und Sozialpolitik, 1932.
- Freienstein, Waldemar, «Die gesetzlichen Grundlagen der Rauschgiftbekämpfung, in: Der Öffentliche Gesundheitsdienst, Bd. A, 1936-37.
- Friedlander, Henry, «Der Weg zum NS-Genozid. Von der Euthanasie zur Endlösung», Berlin 1997.

- Frieser, Karl-Heinz, «Die Blitzkrieg-Legende – Der Westfeldzug 1940», herausgegeben vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, München 2012.
- Gabriel, Ernst, «Rauschgiftfrage und Rassenhygiene», in: Der Öffentliche Gesundheitsdienst, Teilausgabe B, Bd. 4, 1938-39.
- Gathmann, Peter, und Martina Paul, «Narziss Goebbels – Eine Biografie», Wien 2009.
- Geiger, Ludwig, «Die Morphin- und Kokain welle nach dem ersten Weltkrieg in Deutschland und ihre Vergleichbarkeit mit der heutigen Drogenwelle», München 1975.
- Gisevius, Hans Bernd, «Adolf Hitler. Versuch einer Deutung», München 1963.
- Goebbels, Joseph, «Die Tagebücher 1924-1945», herausgegeben von Elke Fröhlich, München 1987.
- Gordon, Mel, «Sündiges Berlin – Die zwanziger Jahre: Sex, Rausch, Untergang», Wittlich 2011.
- Gottfried, Claudia: «Konsum und Verbrechen – Die Schuhprüfstrecke im KZ Sachsenhausen», in: LVR-Industriemuseum Ratingen: Glanz und Grauen: Mode im «Dritten Reich», Ratingen 2012.
- Graf, Otto, «Über den Einfluss von Pervitin auf einige psychische und psychomotorische Funktionen», in: Arbeitsphysiologie, Bd. 10, H. 6, 1939.
- Grass, Günter, «Die Blechtrommel», Neuwied am Rhein und Berlin-West, 1959.
- Guderian, Heinz, «Erinnerungen eines Soldaten», Stuttgart 1960.
- Haffner, F., «Zur Pharmakologie und Praxis der Stimulantien», in: Klinische Wochenschrift, 1938, Bd. 17, H. 38, 1938.
- Haffner, Sebastian, «Anmerkungen zu Hitler», München 1978.
- Halder, Franz, «Kriegstagebuch. Tägliche Aufzeichnungen des Chefs des Generalstabes des Heeres 1939-1942», herausgegeben vom Arbeitskreis für Wehrforschung in Stuttgart, 3 Bde., bearbeitet von Hans-Adolf Jacobsen, 1962-1964.
- Hansen, Hans-Josef, «Felsenest, das vergessene Hauptquartier in der Eifel», Aachen 2008.
- Hartmann, Christian, «Unternehmen Barbarossa – Der deutsche Krieg im Osten 1941-1945», München 2013.
- Hassell, Ulrich von, «Die Hassel-Tagebücher 1938-1944, Aufzeichnungen vom Andern Deutschland», München 1999.
- Hauschild, Fritz, «Tierexperimentelles über eine peroral wirksame zentral-analeptische Substanz mit peripherer Kreislaufwirkung», in: Klinische Wochenschrift, Bd. 17, H. 36, 1938.

- Heinen, W., «Erfahrungen mit Pervitin – Erfahrungsbericht», in: *Medizinische Welt*, Nr. 46, 1938.
- Hesse, Reinhard, «Geschichtswissenschaft in praktischer Absicht», Stuttgart 1979.
- Hiemer, Ernst, «Der Giftpilz», Nürnberg 1938.
- Holzer, Tilmann, «Die Geburt der Drogenpolitik aus dem Geist der Rassenhygiene – Deutsche Drogenpolitik von 1933 bis 1972», Inauguraldissertation, Mannheim 2006.
- Ironside, Edmund, «Diaries 1937-1940», New York 1962.
- Jens, Walter, «Statt einer Literaturgeschichte», München 2001.
- Katz, Ottmar, «Prof. Dr. med. Theo Morell – Hitlers Leibarzt», Bayreuth 1982.
- Kaufmann, Hans R, «Arzneimittel-Synthese», Heidelberg 1953.
- Keller, Philipp, «Die Behandlung der Haut- und Geschlechtskrankheiten in der Sprechstunde», Heidelberg 1952.
- Kershaw, Ian, «Hitler 1889-1945 – Das Standardwerk», München 2008 (1998).
- Kielmansegg, Johann, Adolf Graf von, «Panzer zwischen Warschau und Atlantik», Berlin 1941.
- Klee, Ernst, «Das Personenlexikon zum Dritten Reich – Wer war was vor und nach 1945», Frankfurt/M. 2003.
- Kocka, Jürgen und Thomas Nipperdey (Hg.), «Theorie der Geschichte», Bd. 3, Beiträge zur Historik, München 1979.
- Kosmehl, Erwin, «Der sicherheitspolizeiliche Einsatz bei der Bekämpfung der Betäubungsmittelsucht, Berlin», in: Feuerstein, Gerhart: Suchtgiftbekämpfung. Ziele und Wege, Berlin 1944.
- Kramer, Eva, «Die Pervitingefahr», in: *Münchener Medizinische Wochenschrift*, Bd. 88, H.15, 1941.
- Kroener, Bernhard R., «Die personellen Ressourcen des Dritten Reiches im Spannungsfeld zwischen Wehrmacht, Bürokratie und Kriegswirtschaft 1939-1942», in: Müller, Rolf-Dieter, und Hans Umbreit, «Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 5.1: Organisation und Mobilisierung des Deutschen Machtbereichs, Kriegsverwaltung, Wirtschaft und personelle Ressourcen 1939-1941, Stuttgart 1988.
- Leeb, Wilhelm Ritter von, «Tagebuchaufzeichnung und Lagebeurteilungen aus zwei Weltkriegen. Aus dem Nachlass», herausgegeben und mit einem Lebensabriss versehen von Georg Meyer, in: *Beiträge zur Militär- und Kriegsgeschichte*, Bd. 16, Stuttgart 1976.

- Lemmel, Gerhard, und Jürgen, Hartwig, «Untersuchungen über die Wirkung von Pervitin und Benzodrin auf psychischem Gebiet», in: Deutsches Archiv für Klinische Medizin, Bd. 185, 5. und 6. Heft, 1940.
- Lewin, Louis, «Phantastica – Die betäubenden und erregenden Genussmittel», Linden 2010.
- Liebolder, «Pervitin in der Hand des praktischen Nervenarztes», in: Münchener Medizinische Wochenschrift, Bd. 87, H. 43, 1940.
- Lifton, Robert Jay, «Ärzte im Dritten Reich», Stuttgart 1998.
- Liljestrand, G., «Poullsson's Lehrbuch für Pharmakologie», Leipzig 1944.
- Linge, Heinz, «Bis zum Untergang», München 1980.
- Long, Tania, «Doctor Describes Hitler Injections», in: New York Times, 22.5.1945.
- Luck, Hans von, «Mit Rommel an der Front», Hamburg 2007.
- Mann, Golo, «Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts», Stuttgart/ Mannheim 1958.
- Mann, Klaus, «Der Wendepunkt», Reinbek 1984.
- Mann, Klaus, «Treffpunkt im Unendlichen», Reinbek 1998.
- Maser, Werner, «Adolf Hitler – Legende Mythos Wirklichkeit», München 1997.
- Meurer, Christian, «WunderwaffeWitzkanone – Heldentum von Hess bis Hendrix», Essay 09, Münster 2005.
- Mitscherlich, Alexander, und Fred Mielke, «Medizin ohne Menschlichkeit. Dokumente des Nürnberger Ärzteprozesses», Frankfurt 1978.
- Mommsen, Hans, «Aufstieg und Untergang der Republik von Weimar 1918-1933», Berlin 2000.
- Müller-Bonn, Hermann, «Pervitin, ein neues Analepticum», in: Medizinische Welt, H. 39, 1939.
- Nansen, Odd, «Von Tag zu Tag. Ein Tagebuch», Hamburg 1949.
- Neumann, Erich, «Bemerkungen über Pervitin», in: Münchener Medizinische Wochenschrift, H. 33, 1939.
- Neumann, Hans-Joachim, und Henrik Eberle, «War Hitler krank? – Ein abschliessender Befund», Köln 2009.
- Nöldeke, Hartmut, und Volker Hartmann, «Der Sanitätsdienst in der deutschen U-Boot-Waffe», Hamburg 1996.
- Osterkamp, Theo, «Durch Höhen undTiefen jagt ein Herz», Heidelberg 1952.
- Overy, Richard, J., «German Aircraft Production 1939-1942», in: Study in the German War Economy, zugl. Diss., Queens College, Cambridge 1977.
- Pieper, Werner, «Nazis on Speed. Drogen im 3. Reich», Birkenau-Löhrbach 2002.

- Pohlisch, Kurt, «Die Verbreitung des chronischen Opiatmissbrauchs in Deutschland», in: *Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie*, Bd. 79, 1931.
- Püllen, C., «Bedeutung des Pervitins (1-Phenyl-2-methylamino-propan) für die Chirurgie», in: *Chirurg*, Bd. 11, H. 13, 1939.
- Püllen C., «Erfahrungen mit Pervitin», in: *Münchener Medizinische Wochenschrift*, Bd. 86, H. 26, 1939.
- Ranke, Otto, «Ärztliche Fragen der technischen Entwicklung», in: *Veröff. a. d. Geb. d. Heeres-Sanitätswesens*, 109 (1939).
- Ranke, Otto, «Leistungssteigerung durch ärztliche Massnahmen», in: *Deutscher Militärarzt*, H. 3, 1939.
- Reko, Viktor, «Magische Gifte: Rausch- und Betäubungsmittel der neuen Welt», Stuttgart 1938.
- Ridder, Michael de, «Heroin. Vom Arzneimittel zur Droge», Frankfurt 2000.
- Römpp, Hermann, «Chemische Zauber tränke», Stuttgart 1939.
- Scheer, Rainer, «Die nach Paragraph 42 RStGB verurteilten Menschen in Hadamar», in: Roer, Dorothee, und Henkel, Dieter: *Psychiatrie im Faschismus. Die Anstalt Hadamar 1933-1945*, Bonn 1986.
- Schenck, Ernst Günther, «Dr. Morell – Hitlers Leibarzt und seine Medikamente», Schnellbach 1998.
- Schenck, Ernst Günther, «Patient Hitler. Eine medizinische Biographie», Augsburg 2000.
- Schmidt, Paul, «Statist auf diplomatischer Bühne 1923-1945», Bonn 1950.
- Schmölders, Claudia, «Hitlers Gesicht: eine physiognomische Biographie», München 2000.
- Schoen, Rudolf, «Pharmakologie und spezielle Therapie des Kreislaufkollapses», in: *Verhandlungen der Deutschen Gesellschaft für Kreislaufforschung*, 1938.
- Schramm, Percy Ernst, «Adolf Hitler – Anatomie eines Diktators (5. und letzte Fortsetzung)», in: *Der Spiegel* Nr. 10, 1964.
- Schultz, I.H., «Pervitin in der Psychotherapie», in: *Deutsche Medizinische Wochenschrift*, Nr. 51-52, 1944.
- Seifert, W, «Wirkungen des 1-Phenyl-2-methylamino-propan (Pervitin) am Menschen», in: *Deutsche Medizinische Wochenschrift*, Bd. 65, H. 23, 1939.
- Shirer, William L., «Aufstieg und Fall des Dritten Reiches», Köln/Berlin 1971.
- Snelders, Stephen, und Toine Pieters, «Speed in the Third Reich: Methamphetamine (Pervitin) Use and a Drug History from Below», in: *Social History of Medicine Advance Access*, 2011.

- Speer, Albert, «Erinnerungen», Frankfurt/M. 1969.
- Speer, Ernst, «Das Pervitinproblem», in: Deutsches Ärzteblatt, Januar 1941.
- Steinhoff, Johannes, «Die Strasse von Messina», Berlin 1995.
- Steinkamp, Peter, «Pervitin (Metamphetamine) Tests, Use and Misuse in the German Wehrmacht», in: Eckart, Wolfgang, «Man, Medicine, and the State: The Human Body as an Object of Government», Stuttgart 2007.
- Störmer, Uta (Hg.), «Am rätselhaftesten ist das Sein – Tagebücher von Burkhard Grell (1934-1941)», Berlin 2010.
- Sudrow, Anne, «Der Schuh im Nationalsozialismus – Eine Produktgeschichte im deutsch-britisch-amerikanischen Vergleich», Göttingen 2010.
- Thukydides, «Der Peloponnesische Krieg», Wiesbaden 2010.
- Toland, John, «Adolf Hitler», Bergisch Gladbach 1977.
- Udet, Ernst, «Mein Fliegerleben», Berlin 1942.
- Unger, Frank, «Das Institut für Allgemeine und Wehrphysiologie an der militärärztlichen Akademie (1937-1945)», med.Diss., Medizinische Hochschule Hannover 1991.
- Wahl, Karl, «... es ist das deutsche Herz», Augsburg 1954.
- Wellershoff, Dieter, «Der Ernstfall – Innenansichten des Krieges», Köln 2006.
- Wenzig, K., «Allgemeine Hygiene des Dienstes», Berlin und Heidelberg 1936.
- Yang, Rong, «Ich kann einfach das Leben nicht mehr ertragen – Studien zu den Tagebüchern von Klaus Mann (1931-1949)», Marburg 1996.

Online-Materialien:

- «Historische Begründung eines deutschen Chemie-Museums».
Aus www.deutsches-chemie-museum.de/uploads/media/Geschichte_der_chemischen_Industrie.pdf.
- <http://www.jkris.d/jkris/Histomed/hitlermed/hitlermed.htm>
(Hitlers Medikamente).
- http://hss.ulb.uni-bonn.de/2005/05_81/0581.pdf.

D. WEITERE LITERATUR

- Agamben, Giorgio, «Die Macht des Denkens», Frankfurt/M. 2005.
- Allmayer-Beck, Johann Christoph, «Herr Oberleitnant, det lohnt doch nicht!», Kriegserinnerungen an die Jahre 1938 bis 1945, herausgegeben von Schmidl, Erwin A., Wien 2012.
- Beck, Herta, «Leistung und Volksgemeinschaft», Bd. 61, Husum 1991.

- Bitzer, Dirk, und Bernd Wiking, «Stürmen für Deutschland: Die Geschichte des deutschen Fußballs von 1933 bis 1954», Frankfurt/M. 2003.
- Bolognese-Leuchtenmüller, B., «Geschichte des Drogengebrauchs. Konsum – Kultur – Konflikte – Krisen», in: Beiträge zur historischen Sozialkunde, Nr. 1, 1992.
- Bonhoff, Gerhard, und Lewrenz, Herbert, «Über Weckamine (Pervitin und Benzedrin)», Berlin 1954.
- Bostroem, A., «Zur Frage der Pervitin-Verordnung», in: Münchener Medizinische Wochenschrift, Bd. 88, 1941.
- Bracke, G., «Die Einzelkämpfer der Kriegsmarine», Stuttgart 1981.
- Briesen, Detlef, «Drogenkonsum und Drogenpolitik in Deutschland und den USA: ein historischer Vergleich», Frankfurt/M. 2005.
- Buchheim, Lothar Günther, «Das Boot», München 1973.
- Clausewitz, Carl von, «Vom Kriege», Neuenkirchen 2010.
- Courtwright David, T., «Forces of Habit: Drugs and the Making of the Modern World», Cambridge 2002.
- Daube, H., «Pervitinpsychosen», in: Der Nervenarzt, H. 14, 1941.
- Davenport-Hines, Richard, «The Pursuit of Oblivion: A Social History of Drugs», London 2004.
- Delbrouck, Mischa, «Verehrte Körper, verführte Körper», Hameln 2004.
- Dittmar, F., «Pervitinsucht und akute Pervitinintoxikation», in: Deutsche Medizinische Wochenschrift, Bd. 68, 1942.
- Dobroschke Christiane, «Das Suchtproblem der Nachkriegszeit. Eine klinische Statistik», in: Deutsche Medizinische Wochenschrift, Bd. 80, 1955.
- Eberle, Henrik, und Matthias Uhl (Hg.), «Das Buch Hitler», Köln 2005.
- Fest, Joachim, «Der Untergang – Hitler und das Ende des Dritten Reiches: Eine historische Skizze», Berlin 2002.
- Fischer, Hubert, «Der deutsche Sanitätsdienst 1921-1945», 5 Bde., Bissendorf 1982-1988.
- Friedrich, Thomas, «Die missbrauchte Hauptstadt», Berlin 2007.
- Gisevius, Hans Bernd, «Bis zum bitteren Ende. Vom Reichstagsbrand bis zum Juli 1944», Hamburg 1964.
- Goodrich-Clarke, Nicholas, «Die okkulten Wurzeln des Nationalsozialismus», Graz 1997.
- Görtemaker, Heike B., «Eva Braun – Leben mit Hitler», München 2010.
- Grass, Günter, «Beim Häuten der Zwiebel», Göttingen 2006.
- Greving, H., «Psychopathologische und körperliche Vorgänge bei jahrelangem Pervitinmissbrauch», in: Der Nervenarzt, 14, 1941.
- Haffner, Sebastian, «Im Schatten der Geschichte», München 1987.
- Haffner, Sebastian, «Von Bismarck zu Hitler: Ein Rückblick», München 2009.

- Hartmann, Christian, «Wehrmacht im Ostkrieg – Front und militärisches Hinterland 1941/42», München 2009.
- Herer, Jack, und Mathias Bröckers, «Die Wiederentdeckung der Nutzpflanze Hanf», Leipzig 2008.
- Hitler, Adolf und Gerhard L. Weinberg, «Hitlers zweites Buch», München 1961.
- Iversen, Leslie, «Drogen und Medikamente», Stuttgart 2004.
- Jünger, Ernst, «Annäherungen – Drogen und Rausch», Stuttgart 1980.
- Kaufmann, Wolfgang, «Das Dritte Reich und Tibet», Hagen 2008.
- Keyserlingk, H. von, «Über einen pervitinsüchtigen, stimmungsabnormalen Schwindler», in: Deutsche Zeitschrift für gerichtliche Medizin, 40, 1951.
- Klemperer, Victor, «LTI – Notizbuch eines Philologen», Stuttgart 1998.
- Kluge, Alexander, «Der Luftangriff auf Halberstadt am 8. April 1945», Frankfurt/M, 1977.
- Koch, E. und M. Wech, «Deckname Artischocke. Die geheimen Menschenversuche der CIA», München 2002.
- Koch, Lutz, «Rommel – Der Wüstenfuchs», Bielefeld 1978.
- Kohl, Paul (Hg.), «111 Orte in Berlin auf den Spuren der Nazi-Zeit», Köln 2013.
- Kuhlbrodt, Dietrich, «Nazis immer besser», Hamburg 2006.
- Kupfer, Alexander, «Göttliche Gifte», Stuttgart 1996.
- Kutz, Martin, «Deutsche Soldaten – eine Kultur- und Mentalitätsgeschichte», Darmstadt 2006.
- Langer, Walter C., «Das Adolf-Hitler-Psychogramm», München 1982.
- Läuffer, Hermann (Hg.), «Der Spass ist ein Meister aus Deutschland: Geschichte der guten Laune 1933-1990», Köln 1990.
- Laughland, John, «The tainted Source», London 1998.
- Ledig, Gert, «Vergeltung», Frankfurt/M. 1999.
- Leonhard, Jörn, «Die Büchse der Pandora», München 2014.
- Ley, Astrid und Günther Morsch (Hg.), «Medizin und Verbrechen: Das Krankenrevier des KZ Sachsenhausen 1936-1945», Berlin 2007.
- Maiwald, Stefan, «Sexualität unter dem Hakenkreuz», Hamburg 2002.
- Manstein, Erich von, «Verlorene Siege», Bonn 2009.
- Misch, Rochus, «Der letzte Zeuge», München und Zürich 2008.
- Neitzel, Sönke, und Harald Welzer, «Soldaten – Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben», Frankfurt/M. 2011.
- Ostwald, Hans, «Sittengeschichte der Inflation», Berlin 1951.
- Overy, R.J., «Hermann Göring – Machtgier und Eitelkeit», München 1986.
- Paul, Wolfgang, «Wer war Hermann Göring?», Esslingen 1983.
- Pauwels, Louis, und Jacques Bergier, «Aufbruch ins dritte Jahrtausend – Von der Zukunft der phantastischen Vernunft», Bern und Stuttgart 1962.

- Piekalkiewicz, Janusz, «Krieg der Panzer – 1939-1945», München 1999.
- Pynchon, Thomas, «Die Enden der Parabel», Reinbek 1981.
- Quincey, Thomas de, «Confessions of an English Opium Eater», London 2003.
- Raddatz, Fritz J., «Gottfried Benn: Leben – niederer Wahn. Eine Biographie», Berlin 2003.
- Reese, Willy Peter, «Mir selber seltsam fremd – Die Unmenschlichkeit des Krieges Russland 1941-44», Berlin 2003.
- Richey, Stephen W, «The Philosophical Basis of the Air Land Battle. Auftrags-taktik, Schwerpunkt, Aufrollen», in: *Military Review*, Vol. 64, 1984.
- Schlick, Caroline (Hg.), «Apotheken im totalitären Staat – Apothekenalltag in Deutschland von 1937-1945», Stuttgart 2008.
- Schmieder, Arnold, «Deregulierung der Sucht», in: *Jahrbuch Suchtforschung*, Bd. 2, Münster 2001.
- Schmitt, Eric-Emmanuel, «Adolf H. – Zwei Leben», Frankfurt/M. 2008.
- Schmitz-Berning, Cornelia, «Vokabular des Nationalsozialismus», Berlin 2000.
- Schneider, Peter, «Die Lieben meiner Mutter», Köln 2013.
- Schulze-Marmeling, Dietrich, «Davidstern und Lederball», Göttingen 2003.
- Schütte, Uwe, «Die Poetik des Extremen», Göttingen 2006.
- Sharp, Alan (Hg.), «The Versailles Settlement – Peacemaking after the First World War 1919-1923», 2. Aufl., New York 2008.
- Stehr, J., «Massenmediale Dealerbilder und ihr Gebrauch im Alltag», in: Paul, B. und H. Schmidt-Semisch (Hg.): *Drogendealer – Ansichten eines verrufenen Gewerbes*, Freiburg 1998.
- Stern, Fritz, «Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland», München und Bern, 1963.
- Störmer, Uta (Hg.), «Am rätselhaftesten ist das Sein – Tagebücher von Burkhard Grell (1934-1941)», Berlin 2010.
- Theweleit, Klaus, «Männerphantasien», Reinbek 1982.
- Traue, Georg, «Arische Gottzertrümmerung», Braunschweig 1934.
- Twardoch, Szczepan, «Morphin», Berlin 2014.
- Van Creveld, Martin, «Kampfkraft – Militärische Organisation und Leistung der deutschen und amerikanischen Armee 1939-1945», Graz 2009.
- Volkman, Udo, «Die britische Luftverteidigung und die Abwehr der deutschen Luftangriffe während der Luftschlacht um England bis zum Juni 1941», Osnabrück 1982.
- Wegener, Oskar, «Die Wirkung von Dopingmitteln auf den Kreislauf und die körperliche Leistung», Flensburg/Freiburg 1954.
- Weiss, Ernst, «Ich – der Augenzeuge», München 1966.

Wette, Wolfram, «Militarismus in Deutschland», Darmstadt 2008.

Wissinger, Detlev, «Erinnerungen eines Tropenarztes», Books-on-Demand 2002.

Wisotsky, S., «A Society of Suspects: The War on Drugs and Civil Liberties»,
in: Gros, H. (Hg.): Rausch und Realität. Eine Kulturgeschichte der Drogen,
Bd. 3, Stuttgart 1998.

Wulf, Joseph (Hg.), «Presse und Funk im Dritten Reich», Berlin 2001.

Zuckmayer, Carl, «Des Teufels General», Stockholm 1946.

BILDNACHWEIS

- S. 20, 52, 94, 95: Temmler Pharma GmbH & Co KG, Marburg
- S. 21 (oben): Norman Ohler
- S. 21 (unten): Joachim Gern, Berlin
- S. 35: Bundesarchiv Berlin
- S. 39: Aus: Hiemer, Ernst, «Der Giftpilz: ein Stürmerbuch für Jung und Alt», Nürnberg 1938
- S. 54, 118, 138: Landesarchiv Berlin
- S. 64, 66: Archiv Erbgemeinschaft Heinrich Böll, © Samay Böll
- S. 72, 73, 74, 80, 90, 120, 264, 269, 271: Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg
- S. 132: Peter Steinkamp
- S. 151: Militärhistorisches Museum der Bundeswehr, Dresden / Foto: Andrea Ulke
- S. 169, 201: ullstein bild, Berlin
- S. 173, 298, 299: National Archives at College Park, MD
- S. 187, 190, 211, 221, 225: Bundesarchiv Koblenz
- S. 223, 236: laif
- S. 257: Picture alliance / WZ-Bilderdienst
- S. 259: © Humboldt-Universität zu Berlin, Universitätsbibliothek
- S. 261: Militärhistorisches Museum der Bundeswehr, Dresden / Foto: Andrea Ulke
- S. 274: Historische Sammlung der Marineschule Mürwik

PERSONEN-, SACH- UND ORTSREGISTER

- Abbeville 113
Aceton 181
Acetylsalicylsäure 25
Acidol-Pepsin 159
Adenauer, Konrad 277
Adlerhorst 281, 284
Adlershof 18
Admiralspalast 42
Adrenalin 50, 159, 207
Afrikakorps 69
Albers, Hans 41
Alkaloide 23, 27, 75, 156, 226, 278, 292
Allgemeines Heeresamt 75
Alliierten 60, 82, 84, 91, 97, 110, 114f., 185, 207, 242, 251, 256, 263, 272
Amphetamin 49, 76
Analeptikum 81, 216
Antiphlogistine 159
Antwerpen 280
Arbeitsgemeinschaft für Rauschgiftbekämpfung 35
Ardennenoffensive 244, 281 f., 284
Argentum nitricum 159
Aspirin 25
Atlantikküste 84
Atropin 226, 229
Äther 29
Auschwitz 166, 277f.
Avesnes 107
Bad Münstereifel 96
Bad Reichenhall 297
Baku 168
Ballhaus Resi 29
Barbiturate 277
Bata 266
Baumeister, Wilhelm 122
Bayer 25, 49
Bayerisch Gmain 294
BBC 135
Beecher, Henry K. 279
Beigbeder, Frédéric 99
Behring, Emil von 70
Beladonna Obstinol 159
Belzec 166
Below, Nicolaus von 218
Bendlerblock 75, 93
Benerva forte 159, 292
Benjamin, Walter 245
Benn, Gottfried 75, 87, 212
Benzedrin 49 f., 135
Berber, Anita 28
Berghof 44, 198, 200, 203 f., 207, 296
Berliner Ärztekammer 34
Berliner Lokal-Anzeiger 121

- Berliner Reichspatentamt 50
Betabion 159, 292
Betäubungsmittelgesetz 192
Bilirubin 228
Bismogenol 159
Blausäure 296
Blitzkrieg 65, 98, 103-105, 107f.,
116, 118, 244
Bloch, Marc 102
Boehringer 27, 49
Bormann, Martin 180, 196, 204,
222-226, 230
Böll, Heinrich 64-67, 96
Brandt, Karl 111, 195, 215, 222,
227-230, 291
Brauchitsch, Walther von 83, 91, 93,
115, 165
Braun, Eva 43, 198, 200-202, 204 f.,
296
Braun, Wernher von 70
Braune Haus 42
Breaking Bad 18, 22
Brennscheidt, Ernst 267
Breslau 193
Brest-Litowsk 78
Brom-N er vacit 159
Brovaloton – Bad 159
Brown, Paul 147
Buna 49
Bundesarchiv Koblenz 146
Burroughs, William 190
Bürgerbräukeller 83, 255

Cafasapin 159
Calcium Sandoz 159
Calais 121
Calomel 159
Campher 203

Canaris, Wilhelm 197
Canetti, Elias 278
Cantan 159
Cardiazol 159, 172, 174
Cardiazol – Ephedrin 159
Carnac 258
Casablanca 191
Charkow 171, 177 f.
Charleville 114
Chemische Fabrik Tempelhof 18
Chineurin 159
Chloroform 29, 252
Cholesterin 181
Churchill, Winston 106, 108
Coca-Cola 24, 52
Cocain, Kokain (Koks) 24, 27, 29,
31, 38, 49, 53, 132, 159, 196f.,
212, 214-219, 233, 244, 257,
260f., 263, 268f., 270, 272-274,
276, 284
Cocain Hydrochlorid 197, 265
Codein 159, 260
Coffein 70
Conti, Leo 88f., 135-137, 164, 182,
196
Coramin 159
Corriere della Sera 135
Cortiron 159
Crystal Meth 13, 17f., 22, 58, 103,
123f., 251, 270, 252f.

Dachau 277
DAF (Deutsche Arbeitsfront) 124
Danzig 291
DDR 49
Daladier, Édouard 108
Darmstadt 49
Das Reich 283

- Deutsches Ärzteblatt 136
Deutsches Nachrichtenbüro 134
Diacetylmorphin 25
Dicodid 260
Digilanid Sandoz 159
DIX 257, 260-262, 265, 282
Dolantin 156, 159
Donchery 103
Dönitz, Karl 203, 256, 265, 273, 293
Dopamin 51, 100, 123, 238, 288 f.
Dresden 286
Dr. Koesters Antigaspillen 226
Drohnenbaracke 155, 195, 242
 Düнкirchen 112-116, 127, 172
- Eberle, Henrik 145
Ehegesundheitsgesetz 36
Eisenhower, Dwight D. 282
Elser, Georg 83, 277
Endorphine 288
Engel Apotheke 23, 124, 172f., 191, 232
Enterofagos 159
Enzynorm 159
Ephedrin 50, 252
Esdesan 159
Eubastin 159
Euflat 159, 204
Eukodal 159, 185-188, 190-193, 195, 198, 204, 218-221, 227f., 231, 233f., 237, 241-243, 245f., 257, 260f., 280f., 283f., 287f., 294, 296
Eupaverin 159, 220, 231, 241 f., 281
Euthanasie 36
- Farmacija 191
Felsenest 96, 109, 115, 111-113, 152f.
Feltre 188
Fest, Joachim 144, 171
Fonck, René 131
Fort Eben-Emael 97
Franzbranntwein 159
Führerhauptquartier 96, 109, 115, 150, 152, 164, 166, 168, 172, 179, 182, 191f., 207, 232f., 281, 305
Funk, Walther 202
- Gable, Clark 204
Gallestol 159
Gamelin, Maurice 108
Gatow 43
Generalkommissar für das Sanitäts- und Gesundheitswesen 252
Generalluftzeugmeister 131, 134
Generalstab des Heeres 84, 93, 99, 108f., 122, 135, 156, 237
Gesetz zur Verhinderung erbkranken Nachwuchses 36
Gestapo 146, 149, 296
Giesing, Erwin 212-217, 226 f., 229 f.
Glukokortikoide 181
Glukose 47
Glyconorm 155, 159, 239
Glycovarin 159
Goebbels, Joseph (Propagandaminister) 45, 47, 112, 150, 161, 165, 182, 193, 204, 207, 283, 288
Goebbels, Magda 295
Goethe, Johann Wolfgang von 22 f., 194, 220, 303

- Göring, Hermann 49, 113-115, 126f, 130f., 133f., 139, 172, 190, 202, 294
- Grass, Günter 32
- Graudenz 78
- Greul, Emil 261
- Guderian, Heinz 84, 97-99, 103-106 113, 115-118, 121f., 162, 237
- Hacha, Emil 60
- Haffner, Felix 55
- Haffner, Sebastian 170, 291,300
- Halder, Franz 83, 99, 108f., 164, 169
- Halt-Befehl 114, 116, 172
- Hamburg 238
- Hamma 175, 203
- Hammavit 159
- Handloser, Siegfried 135 f.
- Harmin 159, 292
- Hartmann, Volker 253-255
- Hartwig, Jürgen 58
- Hasselbach, Hanskarl von 222, 230, 242
- Hauptsanitätspark 104
- Hauschild, Fritz 19, 49 f., 58, 71
- Haus Vaterland 29
- Heikorn, Adoff 174
- Heikorn, Hedwig 174
- Helmholtz, Herrmann von 70
- Heeres-Sanitätsführung 89
- Heeres-Sanitätsinspekteur 91, 119, 135, 197
- Heroin 25, 27, 30, 186, 196f.
- Heusinger, Adolf 208
- Heye, Hellmuth 256-263, 270, 276, 286, 297
- Hildebrand-Pralinen 56
- Himmler, Heinrich 126, 202, 222, 228, 230, 256, 262, 282, 297
- Hippke, Erich 126 f.
- Hoechst 157
- Hoffmann, Felix 25
- Hoffmann, Heinrich 42, 96, 111, 155, 200
- Homburg 680 159
- Homoseran 157, 159, 231, 280
- Hoppe, Marianne 41
- Hoth, Hermann 106
- Huxley, Aldous 278
- Hülpers, Arne 117
- Hygienisch-Bakteriologische Untersuchungsstelle 277
- IG Farben 26,49, 191, 268
- Ingelheim 49
- Institut für Zeitgeschichte 146
- Intelan 159
- Invalidenfriedhof 134
- Ironside, Edmund 108, 112
- Jericho-Trompete 101
- Jodl, Alfred 96, 109, 156, 170
- Jod-Jodkali-Glycerin 159
- Jost, Ernst 191
- Junge, Traudl 190
- Jürgens, Curd 133
- Kakadu-Bar 29
- Kaltenbrunner, Ernst 229
- Kalzan 159
- Kamenez-Podolsk 158
- Karlsbader Sprudelsalz 159
- Keitel, Wilhelm 116, 156, 168, 209
- Kershaw, Ian 145
- Kielmansegg Graf von, Johann Adoff 99

- Kissinger-Pillen 159
Kleist, Paul Ludwig Ewald von 92,
96f., 104, 118, 122, 199
Klinische Wochenschrift 58, 71
Knoll 27
Koch, Erich 176, 178, 193
Koffein 24, 56, 282, 293
Kokainkonvention 27
Köln 97, 167
Konzentrationslager (KZ) 34, 266,
268-272, 277
Kortikoide 181
Kosmehl, Erwin 38
Kösters Antigaspillen 159
Kretschmer, Otto 117, 122
Krupp, Alfried 202
Kulmhof 166
Kursk 185
Küstrin 285
K-Verbände 258, 263
- Laudanum 23
Leber Hamma 159, 181
Lehmann, Günther 269 f.
Leiser 266
Lemberg 80
Lemmel, Gerhard 58
Leningrad 156, 163
Leopillen 159
Linge, Heinz 155, 185, 195, 209f.,
214f.
Loerzer, Bruno 131
London 127f., 136
Luftfahrtmedizinisches Forschungs-
institut 70
Luftschlacht um England 127, 130
Luftwaffenführungsstab 121
Lugolsche Lösung 159
- Luizym 159
Luminal 159, 243
Lübeck 167
- Maas 99, 102 f.,
Maginot-Linie 99, 119, 121,
Majdanek 166
Mann, Golo 60, 81
Mann, Klaus 29, 186
Mann, Thomas 186
Manteuffel, Hasso von 281
Manstein, Erich von 83f., 89, 91,
116, 170, 198f.
Mantey, Heinz 273
Mariani-Wein 24
Martelange 100
Mathes & Sohn 52
Mendel, Albert 18
Merck 24, 27, 46, 185, 197, 214, 284
Merck, Emanuel 23
Meskalin 277-279
Methadon 191
Metharnphetamin 13, 17 f., 22, 50-
53, 55-57, 61 f., 65, 67f., 76-78,
81, 87, 94, 103, 105-107, 117f.,
132, 189, 196, 261, 263, 282, 293
Methylalkohol 181
Militärarchiv des Deutschen Bundes-
archivs 67, 77, 117
Militärärztliche Akademie (MA)
69f., 75f., 91, 93, 96, 134, 253, 285
Mitilax 159
Modafinil 254
Mohr, Richard 260
Montcornet 105

- Montgomery, Bernhard 172
Morell, Hanni 41,45, 47, 198
Morell, Theodor 11, 41-48, 60 f., 96,
110-112, 124-126, 143-150, 152-
160, 165 f., 168-172, 174-183,
185 f., 188-196, 198, 200, 202-
207,209 f, 213/220-224, 226-232,
234f., 237-243, 245, 280, 282-
288, 290-294, 296f., 299
Morphin, Morphinum 23-25, 27, 29f.,
36, 38, 49, 113f., 127, 134, 156,
186, 191, 220, 222, 245, 252, 260,
277, 287, 293 f.
Morphin Hydrochlorid 197
Moskau 156, 161-163, 306
Mulli, Kurt 180
München 42, 146, 205, 293, 297
Münchener Feldherrenhalle 113
Münchener Hofbräuhaus 32
Mussolini, Benito 158, 185, 188 f.,
202, 209f., 262, 235
Mutaflor 44f., 159, 243

Nansen, Odd 269
Nateina 159
National Archives Washington, D.C.
146f.
Nationalsozialistische Volkswohl-
fahrt 36
Nationalsozialistischer Deutscher
Ärztebund 88
Nazi War Crimes Disclosure Act 147
N-Methylamphetamin 50
Neo-Pycocyanase 159
Neumann, Hans-Joachim 145, 238
Neurotransmitter 50 f., 100f.
NewYorkTimes 297
Nissle, Alfred 44
Nitroglycerin 159
Noradrenalin 51, 100
Nordmark 124
NSDAP 31f.,38, 41f, 180, 255
Nürnberger Prozesse 297
Nürnberger Rassengesetze 37

Oberbefehlshaber der Marine 256
Oberbefehlshaber des Heeres 91, 95,
165, 168, 184, 195f., 203, 217,
219, 245, 288
Obersalzberg 44, 189, 198
Oberkommando der Wehrmacht 82f.,
89, 98, 116, 138, 160, 170, 244,
252
Oberkommando des Heeres 91, 114,
165
Oberquartiermeister der Panzertruppe
122
Obstinol 159
Olmütz 174, 179, 181, 238
Olympische Spiele 1936 49
Omnadin 159, 292
Opiate 26, 114, 131, 156, 186, 191,
219, 245f., 220, 252
Opiatkonvention 27
Opioid 156, 186, 198, 219ff., 246,
249
Opium 22f., 27, 29, 53, 154, 186,
191, 197
Opiumgesetz 33
OperationSeelöwe 127, 130
Operation Bagration 205
Optalidon 159
Orchikrin 157, 159
Orzechowski, Gerhard 258-260,
262 f.

Oshima, Hiroshi 202
Oxycodon 186

Papaverin 220

Paris 108,117,119

Partenkirchen 293

Patient A 11, 45f., 143, 156, 158,
166, 172, 183-188, 191, 195 f.,
200, 203f., 207, 209-211, 213,
215-217, 219f., 222, 226, 230f.,
234f., 241, 282, 286, 289f., 292,
295 f.

Paulus, Friederich 172

Pemberton, John Stith 24 Penicillin-
Hamma 159 Perubalsam 159

Pervitin 17-19, 49f., 52f., 55f., 61 f.,
65-67, 71, 74, 76f., 79, 81, 85-89,
91, 92f., 104, 114, 116-119, 122f.,
128f., 133-139,154, 159, 162-164,
196, 251-253, 257f., 260, 265,
268, 272, 277, 282 f.

Pharmo-Werke 177f., 180

Philopon/Hiropon 50

Phosphorsäure 204

Plötner, Kurt 277-280

Polamidon 191

Polenfeldzug 82f., 85, 93

Poliklinik Leipzig 58

Pontarlier 121

Pontalier-sur-Saon 121

Profundol 159

Progynon 159

Prostakrinum 157, 159

Prostrophanta 159, 203

Protectorat Böhmen und Mähren

Püllen, C. 59

Pyrenol 159

Quadro-Nox 159,243

Ranke, Otto E 68-71, 74-77, 80f., 85-
89, 92 f., 117-119, 121f., 124,
126, 128, 134, 136, 253, 272, 285

Rassenhygiene 33

Rastenburg 151

Rauschgiftbekämpfung 12, 33, 35,
39, 40, 49, 88, 137, 301

Regina-Palast-Hotel 43

Reichsbildberichterstatter 42, 96,
155, 200

Reichsführer SS 229

Reichsgesundheitsamt 36, 87, 154,
197

Reichsgesundheitsführer 88f., 135,
137, 164, 182

Reichskanzlei 60, 89, 285, 287, 291

Reichskanzler 33, 48

Reichsluftfahrtminister 126, 130, 133

Reichsmarschall 115, 126, 130, 202

Reichsmeldestelle für Suchtgift-
bekämpfung 164

Reichsministerium des Inneren 286

Reichsministerium für Bewaffnung
und Munition 138

Reichssicherheitsdienst 239

Reichssicherheitshauptamt 147, 229

Reichstag 34

Reichszentrale zur Bekämpfung von
Rauschgiftvergehen 37f.

Reichsopiumgesetz 17, 137

Relaxol 159

- Remagen 291
Reynaud, Paul 106
Rhein 97
Ribbentrop, Ullrich Friedrich Willi
 Joachim von 202, 223f.
Richert, Hans-Joachim 263, 265,
 268-270, 272
Riefenstahl, Leni 131, 201 f.
Ritalin 76
Rizinus-Öl 159
Rodert 96
Rom 199
Rommel, Erwin 89, 106, 118 f., 122,
 172, 183, 191
Römpf, Hermann 246
Rosenberg, Alfred 175
Rostock 167
RoteArmee 154f., 161, 177f, 183,
 194, 198, 205, 207, 240, 244, 285,
 295
RoyalAir Force 115, 127f., 130, 183
Royal Navy 115
Rundstedt, Gerd von 252
Russia 175

Sachsenhausen 166, 277
Salamander 266
Salzsäure 252
SA 32, 41
Sango-Stop 159
Sanitätsdienst des Heeres 252
Sanitätszeugmeister 226
Sartre, Jean-Paul 9
Savage, Charles 279
Schlafmohn 22
Schaub, Julius 42 f.
Schenk, Ernst Günther 282
Schmeling, Max 41
Schoen, Rudolf 58
Schultesteinberg, Ottheinz 163
Schramm, Percy Ernst 150
Schreck, Julius 44
Schuhläuferkommando 266-268
Scophedal 159
Sedan 84, 99, 101, 103f., 116
Septojod 159
Serotonin 123, 288
Sertürner, Friedrich Wilhelm 22 f.,
 220
Skorzeny, Otto 261 f., 265, 282
Smolensk 161
Solmmen, Georg 48
Soire-le-Château 107
Spasmopurin 159
Speer, Albert 167, 169, 171, 201 f.,
 230, 256
Springer, Axel C. 48
SS 38, 56, 93, 111, 122, 125f., 158,
 164, 202, 214, 222, 224, 230, 239,
 253, 256, 261 f., 265-268, 272,
 277f., 281 f., 287, 296 f.
Stalin, Josef 157, 161, 171, 244, 285
Stalingrad 81, 163, 168 f., 172, 174,
 183, 199, 306
Staufenberg, Claus Schenk Graf von
 208, 242
Steinkamp, Peter 103
stern Magazin 144
Steroide 155, 159, 176, 180, 181 f.,
 184, 233, 286
Stettin 84
Strophantin 159, 203
Strophantose 159, 292
Strughold, Hubertus 70

- Stumpfegger, Ludwig 239, 292
Strassburg 280
Stuttgart 167
Strychnin 226-229
Suprarentin 159
Sympatol 159
- Targesin 159
Temidorm-Zäpfchen 159
Temmler, Theodor 19
Temmler-Werke 18-20, 49 f., 52 f.,
59, 71, 80, 85, 92f., 121, 154,
196, 252, 268
Testosteron 42, 200
Testoviron 157, 159
Thrombo-Vetren 159
- Thukydides 300
Thyssen, August 202
Tibatin 159
Tollkirschenextrakt 42
Tonophosphan 157, 159, 239
Tonsillopan 159
Treblinka 166
Trier 251
Trocken-Koli-Hamma 159
TS.A. (Truppensanitätsausrüstung)
79
Tussamag 159
- Udet, Ernst 131 ff.
Ultraseptyl 159
Universität Freiburg 280
Universität Königsberg 58
Universität München 76
Unternehmen Barbarossa 152, 160,
165
- Versailler Verträge 26 f., 60
Virchow, Rudolf Ludwig Karl 70
Vitamultin 124-126, 155, 159, 174,
180, 199, 202-204, 239, 292
- Wagner, Richard 251
Waldmann, Anton 89, 91, 119
Wannsee-Konferenz 166
Warlimont, Walter 209
Warschau 285
Weckamin 55, 76
Weckmittel-Erlass 93
Weber, Bruno 277 f.
Weber, Richard 183, 203, 229
Weimarer Republik 28, 32, 34
Werwolf 167f., 175, 183
Westfeldzug 107, 116
Westfront 84, 207, 216, 281
White, Walter 22
Whitman, Walt 256
Winniza 167, 175-177
Wjasma 161
Wochenschau 113
Wolfsschanze 151-154, 159, 167,
183, 193, 195f., 207, 210-212,
214, 216, 222, 227, 234f., 238,
241, 256
Wswad 163
- Yatren 159
Young, Neil 285
- Zuckmayer, Carl 133 Zweibrücken
84 f.
Zyankali 295